



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

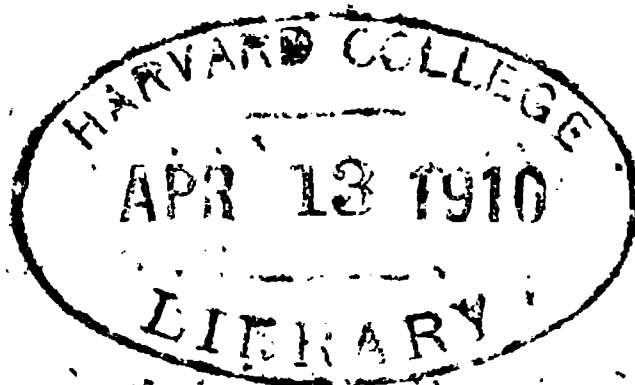
B r i e f e ,
die
Neueste Litteratur
b e t r e f f e n d .

Vierter Theil.

Zweyte Auflage.

Berlin und Stettin, 1779.
bey Friedrich Nicolai.

BP 362.2.3



G. F. Parkman fund

Inhalt der Briefe

des vierten Theils

Acht und fünfzigster Brief. Von der Menge der Nachahmer unter den deutschen Schriftstellern. S. 207.

Neun und fünfzigster Brief. Beurtheilung der Prosaischen Gedichte. S. 210.

Sechzigster Brief. Grifflose Köpfe taugen in der Republik nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern. Ankündigung des Handbuchs der schönen Wissenschaften vom Hrn. Pr. Gottsched. S. 221

Ein und sechzigster Brief. Beurtheilung des kurzen Begriffs aller Wissenschaften vom Herrn Pr. Sulzer. Anzeige einiger von seinen Aufgaben für die Gelehrten.

Zwey und sechzigster Brief. Fernere Anmerkungen über Sulzers Werk; über den Vorschlag zu einer philosophischen Grammatik; über die allgemeine Sprache; von der Mahlerkunst; von der practischen Philosophie. S. 230

Drey und vier und sechzigster Brief. Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Urtheil, daß das beste diesem Trauerspieler aus Rowe's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray. S. 242

Fünf und sechzigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. A. Geinz über des Hrn. Pr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Anschnarchen sey. S. 269

Sechs und sechzigster Brief. Anmerkungen über die Idealschönheit in den schönen Wissenschaften. S. 285

Sieben und sechzigster Brief. Des Herrn Hielins Versuch über die Gesezgebung wird angezeigt. S. 292.

Acht

BP 362.2.3

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

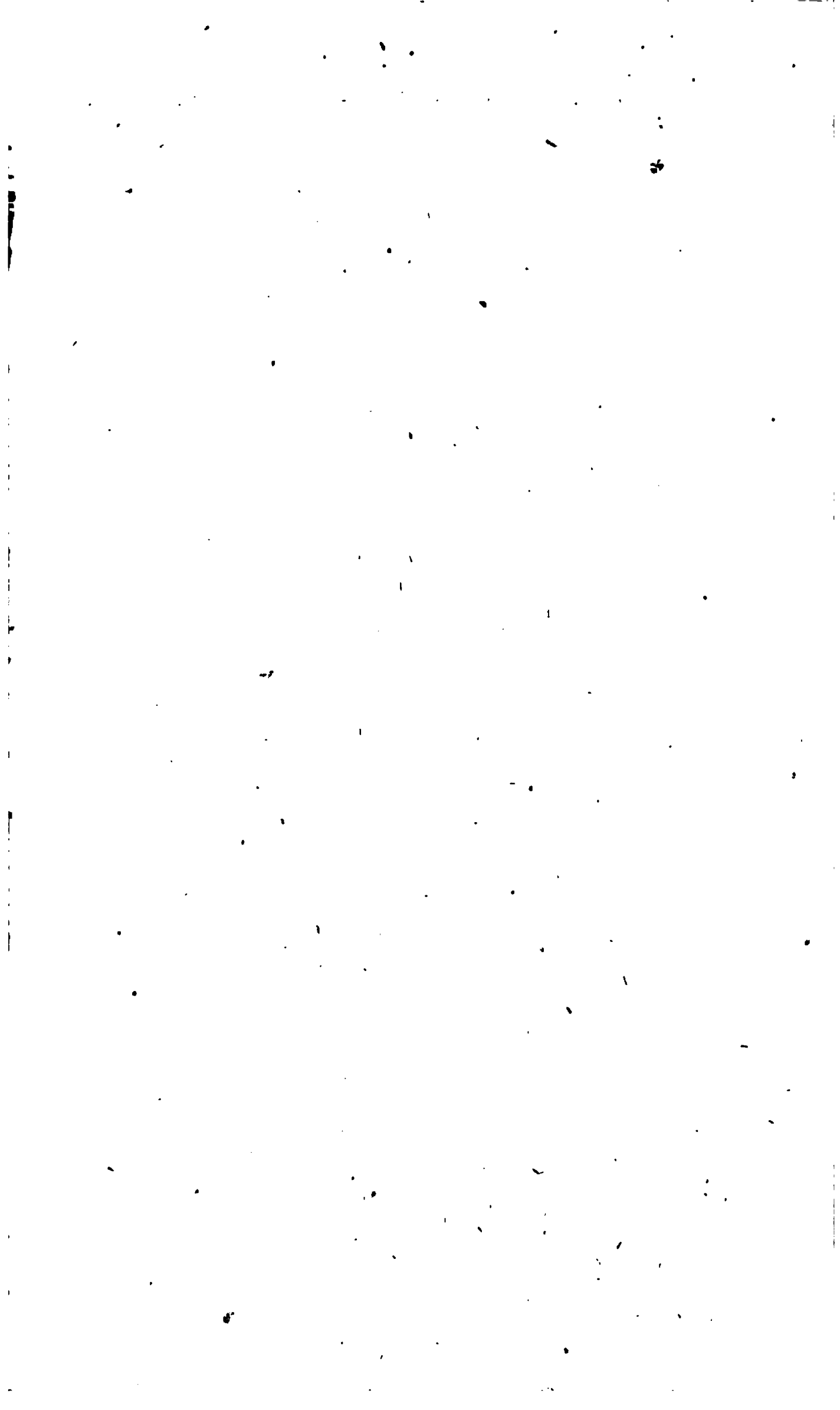
GEORGE FRANCIS PARKMAN

(Class of 1844)

OF BOSTON

A fund of \$25,000, established in 1909, the income
of which is used

"For the purchase of books for the Library"





B r i e f e ,
die
Neueste Litteratur
b e t r e f f e n d .

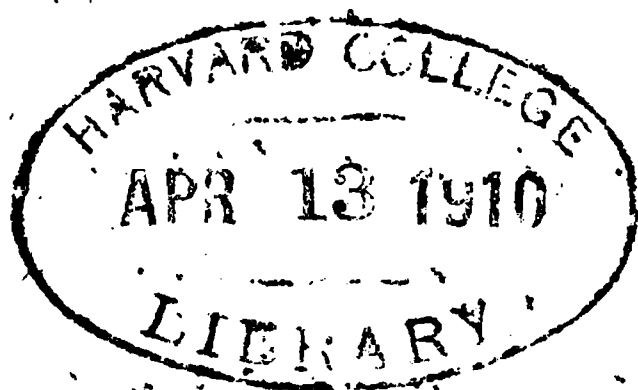
204m

Vierter Theil.

Zweyte Auflage.

Berlin und Stettin, 1779.
bey Friedrich Nicolai.

BP 362.2.3



G. F. Parkman fund

Inhalt der Briefe

des vierten Theils

- Acht und fünfzigster Brief.** Von der Menge der Nachahmer unter den deutschen Schriftstellern. S. 207.
- Neun und fünfzigster Brief.** Beurtheilung der Prosaischen Gedichte. S. 210.
- Sechzigster Brief.** Grifflöse Köpfe taugen in der Republik nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern. Ankündigung des Handbuchs der schönen Wissenschaften vom Hrn. Hr. Gottsched. S. 221.
- Ein und sechzigster Brief.** Beurtheilung des kurzen Begriffs aller Wissenschaften vom Herrn Hr. Sulzer. Anzeige einiger von seinen Aufgaben für die Gelehrten.
- Zwey und sechzigster Brief.** Fernere Anmerkungen über Sulzers Werk; über den Vorschlag zu einer philosophischen Grammatik; über die allgemeine Sprache; von der Malerkunst; von der practischen Philosophie. S. 230.
- Drey und vier und sechzigster Brief.** Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das beste diesem Trauerspieler aus Rowe's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray. S. 242.
- Fünf und sechzigster Brief.** Anzeige der Anmerkungen des Hrn. N. Heinz über des Hrn. Hr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Ansnarchen sey. S. 269.
- Sechs und sechzigster Brief.** Anmerkungen über die Idealschönheit in den schönen Wissenschaften. S. 285.
- Sieben und sechzigster Brief.** Des Herrn Wielands Versuch über die Gesetzgebung wird angezeigt. S. 291.
- Acht

Acht und neun und sechzigster Brief. Anzeige der Staatsbriefe des Herrn von Fabricius. Vergleichung derselben mit einigen Stellen aus Voltairens Geschichte Carls XII. woraus erhellet, daß sich Voltaire kein Gewissen macht, Begebenheiten anders zu erzählen, als sie vorgegangen sind. S. 307.

Siebenzigster Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn Leping. Kurzer Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel. S. 327.

Ein und siebenzigster Brief. Anzeige des Herrn Hr. Uhls Sylloge noua epistolarum. S. 349.

Zwey und siebenzigster Brief. Von dem von der Berlinischen Akademie aufgesetzten Preise, auf die Lehre von dem Einflusse der Meinungen in die Sprachen. Herr Hr. Michaelis hat in seiner Preisschrift einen Punkt in der Aufgabe nicht berührt auch nicht berühren können. S. 365.

Drey und siebenzigster Brief. Einige fernere Anmerkungen bey Gelegenheit der Preisschrift. Vertheidigung des Cicero wegen des Wortes Voluptas und des Summum bonum der Epicuräer.

Vier und siebenzigster Brief. Noch einige Anmerkungen über die Ausdrücke Summum bonum und Jus naturae; über einen paradoxen Satz des sel. Herrn Hofrath Schmauß. S. 382.

Fünf und siebenzigster Brief. Ueber die Abhandlung so in der Sammlung der Preisschriften nach der Abhandlung des Herrn Hr. Michaelis folgt, und den Ursprung der Sprachen in den nachahmenden Lauten sucht. S. 389.

Sechs und siebenzigster Brief. Grammatici certant et adhuc sub iudice lis est. S. 397.

Briefe,

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

Vierter Theil.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 4. October, 1759.

Acht und funfzigster Brief.

Die Nachahmer sind in Deutschland zu Hause! das ist weltbekannt. Unfähig selbst ein Original zu seyn, ahmte vor nicht gar langer Zeit, noch die ganze Nation ein fremdes Volk nach, Originals genug, wenn sie wieder von einigen kleinen Staaten copiret wurde. Copien von Copien vervielfältigten sich und dünkten sich wieder Originale. — — — — — Sollte es wohl jezo in den deutschen schönen Wissenschaften nicht besser gehen. Sind etwa die wenigen Köpfe unter uns, die wir Originale nennen, selbst Copien, und die gewaltige Menge unserer mittelmäßigen Schriftsteller, die so gern in dem Tone berühmter Männer singen, wieder

Copien. Ja warlich die letzten sind es, und zwar meistens höchstschlechte. Gewis nicht wie die berühmte Copie des Andreas del Sarto die Julius Romanus, der selbst die Draperie an Raphaels Originale gemahlet hatte, nicht von dem Originale zu unterscheiden wußte. O nein, so wie ein schlechter Mahler zu einem Gemälde alle berühmte Meister in Contribution setzet, einen Guido auf ein paar Kopfstellungen, einen Raphael auf eine Figur, einen Rubens auf eine zusammengestellte Gruppe, und einen Rosa auf eine Aussicht schäget; so machet es ohngefähr z. B. der Verfasser der Schilderungen: Von dem englischen Homer eine Beschreibung; von dem Französischen Plato eine Betrachtung, vom Thomson eine Schilderung, vom Lume einen Einfall, vom Derham ein bißgen Physik, vom Trübler eine Tirade, und wohl gar ein Gedantchen, ein paar Versgen von Dusch. Siehe da auf einmahl eine ganze olla patrida.

Doch

Doch Deutschland hat wirklich Originalköpfe: Aber es sind derselben so wenige, daß man bey der allgemeinen Wuth, nachzuahmen, die unsere Nation beweiset, unsern mittelmäßigen Köpfen wirklich wünschen möchte, daß sie besser nachahmen lernten. Wann ich ein neues deutsches sogenanntes witziges Buch in die Hand nehme, so bereite ich mich schon zum voraus die Gedanken der bekanntesten Engländischen oder deutschen Schriftsteller (dann bis zur Nachahmung der Alten wagen sich unsere junge Leute nicht leicht) zu finden. Ich finde sie aber wie? jeder Gedanke liegt da — zerrissen, entstellt, unkenntlich. So lag Hector, als ihm Ajax einen Stein an den Hals geschleudert hatte. * Hin sank er in den Staub, der starke Hector, der Speiß fiel aus seinen Händen, auch der Schild und der Helm entfiel ihm. —

* E. die vierzehnte Ilias.

Re.

Neun und funfzigster Brief.

Ein ganz neuer Schriftsteller * den ich eben in die Hände genommen habe, ist auch ein Nachahmer. Er ist ein angehender Schriftsteller, wie ich fast aus der weitläufigen Vertheidigung, die er in der Vorrede macht, schliessen möchte, aber es fehlet ihm nicht an Genie. Er ahmt den wirklich in seiner Art unnachahmlichen Gessner nach, nicht in dem Gegenstande, sondern bloß in der Schreibart. Wie glücklich, mögen Sie aus folgender Stelle beurtheilen:

„Trage mich auf deinen fühlenden Flü-
 „geln schneller Boreas, nach Cypern hin,
 „wo Bacchus neue nektarische Reben pflanzt,
 „und die Liebesgötter am Traubengeländer
 „trinken lehret. Hervor, hervor, schneller
 „Boreas aus dem äolischen Kerker! denn o
 „Cenäus! mich durstet nach deinem Wein
 „in Cypern gepflanzt, wo die Liebe herrscht.
 „Zu lange schon säufelt mir in dem befräng-
 „ten

* Prosaische Gedichte, Altona bei David Tren-
 sen, 1759. in Klein Octav.

„ten Haare der träge West: Ein Wunder
 „wann er ein' leichtes Band über die Scheitel
 „empor haucht! hervor, hervor, schneller
 „Boreas aus dem äolischen Kerker: Meine
 „tobende Brust schmilzt von flatternden Flams
 „men, nur Cyperwein kan diese Brunst löschen:
 „Treibe mich hin über die fetten Fluren, daß
 „mein hurtiger Fuß nicht auf den Spitzen des
 „Grases oder den bunten Köpfchen der Viole
 „verweile und Rosenduft vor mir her durch
 „den weichenden Aether wandle. Trage mich
 „weg über die furchtbaren Wogen, daß der
 „aufschende Schaum meine Zehen nicht
 „nege! vor der staunenden Scylla vorüber,
 „wann ihr sechsfacher Rachen dem nahen
 „Raube sich öfnet, und fürchterlich hinter mir
 „brüllt, daß er vergebens sich öfnet.“

Dies ist der Anfang eines artigen kleinen
 Gedichts, das Cypern betittelt ist. Wollen
 Sie mehr davon wissen? Der Verfasser eilet
 nach Cypern; nicht der Boreas, sondern
 Bacchus selbst führt ihn auf seinem Wagen
 von Eyzern gezogen. Er trinkt Cyperwein. —

Hier kommt eine Bachanalie, und ein Aufzug die der Reißfeder eines la Sage würdig wären.

„Wie ein fröhlicher Gams auf spitzigen Gipfeln hoch im Nebel daherhüpft, so hüpf ich durch die tanzenden Wiesen, und über das wankende Gestade, und unter die spielenden vervielfältigten Bäume des idalischen Hains. Die Eichen lauffen hinter mir her, aus ihren Wurzeln gerissen, und die Dryaden hinter den Eichen, voll Bestürzung, daß ihre Wohnung entfliehen. Taumelnd flattern die trunkenen Nachtigallen im Laube auf besetzten Nesten, und singen Trinklieder.“

„Wohin, diese schrenkende Nymphe, die dort durchs Gebüsch flieht, und den Gürtel hält, das er sich nicht in den Rosenbecken verwickle? Ein herauschter Faun läuft stolpernd mit dem vollen Krüge hinter ihr her, daß der verschüttete Most an dem Kiedgrase herabtröpfet, und er ruft: Verzieh, schöne Nymphe, verzieh! ich will aus diesem Krüge die Liebe dich lehren. Trink, schöne Nymphe, trink! denn da ich trank, empfand ich, daß ich dich liebte. Sieh her, ich will trinken! —

Der

Der Faun setzte den Krug an den durstenden Mund: aber der Most lag im Niedgrase. Als er wieder auffah, war die Nymphe verschwunden. Und nun schalt der Betrogne zornig die Nymphe' und den leeren Krug, und warf ihn an einen Baum, daß die Scherben umherflogen.“

„Allein ich habe die Nymphe gesehen, da sie floh. Ich will sie verfolgen; die Lose, bis ich sie bey ihrem Gürtel ergreife, und sie freundlich zurück steht: und denn will ich pldglicly sie küssen. Da stehet sie am Gestasde, und spiegelt sich stolz in der Fluth, wie eine Lethys: denn sie sieht mich nicht, wie ich leise zu ihr schleiche, und igt hinter ihr stehe, und igt zufahre, und igt ihren Gürtel — — ach Boshafte! — nichts als den Gürtel in der Hand halte, ein lustiges Kleid, das wie Blumenduft unter meinen Fingern verfliegt. Wie bin ich beschämt! Die Arglistige! sie sprang in die Fluthen, und ehrerbietige Wogen trugen sie weit von mir hinweg, von Delphinen verfolgt.“

„Der Abgrund des Meeres eröffnet sich. In erheiterter Majestät erhebt Neptun den hohen Dreizack, und spaltet die schwarzen getürmten Wogen. Nereus, der Lethys blühender Sohn, steigt aus den Wogen: hinter ihm folgen Tritonen im lauten Triumphekrummer Trompeten, und Aeol, und die Schönen des Meers; denn die Göttin dieser Insel hält ihren glänzenden Einzug. Auf ihrem vielfarbigem Muschelwagen fährt sie lächelnd daher, wie da, als der gebährende Schaum sie aus Gestade trug, und der holdselige Embryo, königlich schon in seiner Geburt, an das Ufer sprang. Gehorsam schwieg das brausende Meer, und warf sanfte musikalische Wellen an den Strand, der jungen Göttin ein feyerlicher Lobgesang. Von nahen Zweigen grüßten die Vögel sie, und Flora schuf führende Blumen unter ihren Tritten, die sich gefällig hinschmiegen, von ihr betreten zu seyn. - Die Löwen des Waldes, und die lechenden Tiger, und die gefleckten Panther krochen ehrfurchtsvoll zu ihren Füßen hin, und leckten den heiligen Staub, auf dem sie gieng.“

Sie

„Sie fährt daher, die Göttin und um sie herum die Grazien, die Freuden, die Buxlerinnen, die so gerne in den Grübchen schalkhaften Mädchenwangen wohnen, und die gesälligen Scherze. Amor beschließt den feyerlichen Trupp, und wirft Meerblumen unter das holdselige Gefolge der Venus, und schießt sie mit seinen leichtesten Pfeilen. Aber die Nymphen sehen sich spöttisch um, und rufen: hat Amor keine größere Pfeil im Köcher?“

„Wo soll ich zuerst, wo zuletzt, hinsehen, die frohen Gegenstände zu betrachten, die von allen Seiten her meine begeisterte Seele erfüllen? Hinter mir rauscht das hohe Saitenspiel der seligen Bewohner dieser Insel, und ihr harmonischer Gesang, und der laute Jubel, der den heraufgestiegenen Pomp und die Königin der Liebe begrüßt. Schamhafte Mädchen in Blumenkleidern tanzen am Gestade neben der majestätischen Cypris, in mändrischen Wechseltänzen stampfen sie auf den duftenden Boden. Venus nähert sich ihnen, und wählt die schönsten zu Nymphen ihres Gefolgs.“

Welche

Welche glühende Asche rollt dort auf dem donnernden Boden? Bacchus ist's, der Gott des cyprischen Weins. Entzückte Mänaden eilen mit aufgeldstem Haar vor ihm her, flammende Fackeln in der Hand, und peitschen den Rücken der schäumenden Zieger, die den Wagen ziehen. In lächerlichem Aufzuge laufen bockfüßige Satyrn dem zu schnellen Wagen von ferne nach, und lecken vom ermüdenden Rausche, und stoßen sich lärmend durch das Gebüsch; indes Bacchus die Göttin liebe reich bewillkommt, sie mit blühenden Rebenkränzen umhängt, und langsam mit ihr über die bunten Hügel zu jenem Tempel fährt, dem Heiligthume des Cypris. Tanzend eilt das Gefolg in feyerndem Pomp ihr nach. Mit glättern Rücken tragen die Hügel die himmlische Last. Die Orcaden und die belaubten Napäen des idalischen Hains, und die schlanken Najaden hüpfen ihr singend entgegen, und Jupiter schwebt hoch im Gewölbe auf seinem stolzen Adler über der prächtigen Sonne. Schon fliegen die Pforten des Tempels aus ihren Angeln zurück,

zurück und schon dampft der Opferrauch über die goldne Decke hinaus. Anbetend knien die geweihten Diener der Göttin vor ihr hin, und besprizen das Pflaster aus den heiligen Opferschalen: Tibull, und Flaccus, und der tejische Greis, unsterbliche Säger der Vorwelt, in verklärter Gestalt."

Was sagen Sie zu dieser Stelle? Ohnfehlbar hat sie Ihnen gefallen, ohnfehlbar sind Sie neugierig, die übrigen Arbeiten des Verfassers zu lesen. Wenn Sie dieses thun, so werden Sie finden, daß er sich in seinem ersten Stücke ziemlich erschöpft hat; Dem zweiten das der Abend betitelt ist, fehlet es zwar nicht an Imagination, die von einem Gegenstand auf den andern schweift, aber nicht mit der schönen Unordnung, die einen geheimen Plan verräth, den sie doch nicht gänzlich entdeckt; auch die Schreibart ist nicht so wohlklingend, so angemessen, so Geßnerisch. Das dritte Stück verräth den Studenten noch allzusehr. Es ist der Tabak betitelt. Der Verfasser zwingt sich über seinen Gegenstand sinnreich zu seyn, aber er erweckt Widerwillen. Es giebt gewisse Dinge, wel-

che

che sich durchaus nicht von einer reizenden Seite zeigen lassen; alle Einrichtungen, alle Verschwendungen des Witzes, werden gezwungen und stumpf dabey. Hören Sie nur den Anfang:

„Hinterweg, ihr Unheiligen! aus der geweihten Atmosphäre, die diese Tabakswolke um mich her macht.“*) Ich hasse den Anblick der Frebler, welche die balsamische Pfeife schmähen, und treibe sie weit von mir weg.“*)

Wohin, Gott des Tabaks, wohin entzückst du mich, der ich voll von dir bin? In welche Himmel, zu welchen Sonnen treibst du meine neuerschaffene Seele schleunig hinauf, daß mein Haupt unter Wolken ruht, und der Fuß die zu niedrige Erde verächtlich hinunterstößt, die mein stolzes Auge vergebens weiter sucht, bis es endlich einen Atomus in der dunklen Ferne findet!,,

„Wie allmächtig, o Tabak, sind deine Kräfte! allmächtig, wie die Herrschaft des Weins! Von deinen Düften umflossen; dünk ich mich
ein

*) Odi profanum vulgus et arceo. *Horat.*

**) Quo me, Bacche, rapis tui

Plenum! quae nemora aut quos agor inspecus
VeloX Mente noua! *Horat.*

ein Herz der Erde zu seyn, und sehe Könige zu meinen Füßen, klein, als wenn sie Insekten wären. Dann erscheint mir die Muse mit allen ihren strahlenden Reizungen, und küßt mich anmuthiger, wenn ich rauche, und hauche den aromatischen Dampf schöpferisch in meine Nase bis in die Zirbeldrüse hinauf, die zu hohen Begeisterungen ihn ausbrühet, und das klingende Silbenmaas mit dem neuen Wesen beseelt. „ —

„Schnell weft mich das schmerzhafteste Kitzeln meines Mädgens aus der tiefen Betrachtung das erschrocken dabey steht, und mich auf die Achseln schläget — — — erschrocken von meinen convulsivischen Freuden. „

Die Hochzeit des Venus und des Bacchus hat gute Stellen, aber es ist öfterd matt und ungleich. Der Lobgesang den Apollo an der Tafel der Götter singet, ist ein Cento aus dem Horaz. Schade daß sich die zusammengesetzten Stellen nicht an einander passen.

Das letzte, Naide, ist das schlechteste. Der Verfasser will zärtlich thun, und das kan er nicht. Er fällt ins Spisfindige und Kinsdische

bische. Er hat seine Raide durch die Wellen verlohren. Ein Gott hat sie ihm entführet.

„Du scheuslichster unter den Göttern, ruft er aus, warum hast du mir mein Herz aus dem Leibe gerissen und es in die Wogen geworfen, wo es zappelt und in dem erstorbenen Blute sich krümmt! Es war mein Herz, dieser leere, dieser geängstigte Busen, vermißt den unwiederbringlichen Schuß.“ —

— „Ich fluch euch Ihr Götter, wenn Frevelthaten die Unsterblichkeit bringen. Ich veracht' eure Himmeln und eure Blitze und spotte des rächerischen Donners des Jupiters. Da mir alle meine Freunde geraubt sind, warum verziehn seine Donner mich in diese Gluth zu begraben, wo meine Seele starb.“

Der Herr Verfasser verlangt in der That zu viel von dem Donner, wann er will, daß er ihn ins Wasser werfen soll. Es wäre wohl genug wann er ihn rührte! Aber er will dahin begraben seyn wo seine Seele starb. — — —

O wann doch kein Dichter Empfindungen ausdrücken wollte die ihm fremde sind.

Re.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 11. October, 1759.

Sechzigster Brief.

Gesetzt ein Dichter hat Empfindungen auszudrücken, die ihm fremde sind, die er niemals selbst gefühlt hat, wenn es ihm nur nicht an Genie mangelt; so wird er wenigstens denken statt zu empfinden. Seine Empfindungen werden das entzündete Feuer die Begeisterung nicht haben, die bey dem Leser ein sympathisches Gefühl erregen: er wird aber doch allzeit Gedanken hervorbringen, die gelesen zu werden, verdienen. Der denkende Kopf kann spitzfindig und frostig aber niemals abgeschmackt werden.

Der Herr Professor Sulzer sagt irgendwo: „Wenn in der Republik der Gelehrten Gesetze könnten gegeben werden, so sollte dieses eines der ersten seyn; daß sich nie-

Vierter Theil. ¶ „mand

„mand unterstehen sollte ein Schriftsteller zu werden, der nicht die vornehmsten griechische und lateinische Schriften der Alten, mit Fleiß, und zu wiederholten malen durchgelesen.“ Mich wundert, daß dieser wahrhaftig denkende Kopf, gegen die sich selbst bildende Genies hat so unbillig seyn können. Sein Gesetz hätte uns ja um alle Werke des Shakespears bringen können? Wenn es möglich wäre, so sollte man lieber den Leuten, die nicht selbst denken, das Schriftstellerhandwerk legen, und wenn sie auch die Alten mit noch so viel Fleiß durchgelesen hätten! Das Genie kann den Mangel der Exempel ersetzen, aber der Mangel des Genies ist unerseßlich.

In der gelehrten Republik taugen die geistlosen Köpfe auch nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern. Sie können die Materialien nicht einmal auf eine nützliche Weise zusammentragen, die zur Einrichtung eines Gebäudes nothwendig sind. Was siehet z. B. dem ersten Anblicke nach, einer Tagelöhnerarbeit ähnlicher, als das Wörterbuchs schreiben?

ben? Welcher leichte Kopf, der noch so sehr von seiner Unfähigkeit überzeugt ist, wird sich nicht für tüchtig halten, ein Wörterbuch in einer Sprache zu schreiben, die er nur so halbigt versteht? Allein was für grosse Gaben setzt diese Arbeit nicht von Seiten des Verfassers voraus, wenn sie den Nutzen haben soll, den man von ihr fordern kann! Hören Sie, was vorhin erwähneter Sulzer davon sagt: „Man kann den Werth eines vollkommenen Wörterbuchs nicht genug schätzen. Ein solches Werk ist ein Schatz, an welchem einer ganzen Nation sehr viel gelegen ist. Es erfordert die vereinigte Kraft verschiedener grosser Männer, denen es weder an philosophischer Scharfsinnigkeit und Wissenschaft, noch an grosser Belesenheit, noch an Einsicht in alle Arten der Wissenschaften und Künste fehlet. Man würde vielleicht nicht zu viel sagen, wenn man behauptete, daß die Verfertigung eines vollkommenen Wörterbuchs die schwerste und fürtrefflichste Arbeit des menschlichen Verstandes sey.“

Zum Unglücke pflegen dergleichen Arbeiten mehrentheils ein Raub der schlechtesten Köpfe zu werden. Entweder wollen sich die Gesnies keiner so undankbaren Arbeit unterziehen, da sie ihre Fähigkeit nur gleichsam unter der Hand zeigen können, oder sie sehen die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, allzu deutlich ein, und verzweifeln, sie mit Ruhm übersteigen zu können. Der schlechte Kopf ist glücklicher. Da er die Hindernisse nicht sieht, die aus dem Wege zu räumen sind; so stolpert er über alles hinweg, und glaubt sich endlich am Ziele, da er vielleicht noch am weitesten davon entfernt ist.

Diesen Leuten ist keine Unternehmung in der Welt zu schwer. Ich kann Ihnen diese Bemerkung durch ein sehr gelegentliches Beispiel bestätigen. Sie wissen doch, daß der Herr: Hr. Sulzer vor einigen Jahren, ein Werk angekündigt, darinnen er die Grundsätze und Regeln der schönen Künste, nebst dem richtigsten aus der Geschichte derselben, hat in alphabetischer Ordnung vortragen wollen. Sie werden auch gehört haben, daß
er

er seit vielen Jahren mit ungemeinen Fleiße an diesem Werke arbeitet, und sich noch nicht im Stande glaubt, die ungeduldigen Liebhaber so bald zu befriedigen zu können? — Der gewissenhafte! Professor Gottsched hat seit der Zeit ein Dictionaire der schönen Künste und Wissenschaften schon gesammelt, schon in Ordnung gebracht, und schon drucken lassen! Sein Werk ist schwarz auf weiß in Leipzig zu haben, indessen daß Sulzer noch Künstler zu Rathe ziehet, noch überlegt, ändert und verbessert. Ich wette das, Gottscheds Wörterbuch wird verkauft und vergessen seyn, ehe Sulzers Werk noch zum Vorschein kommen wird!

D.

Ein und sechszigster Brief.

Die Stellen, die ich in meinem vorigen Schreiben von Sulzern angeführt, sind aus einem Werkgen, das den Titel führt: „Kurzer Begriff aller Wissenschaften und anderer Theile der Gelehrsamkeit, worinnen jeder nach seinem Inhalt, Nutzen

„und Vollkommenheit kürzlich beschrie-
ben wird, - davon neulich die zweite ganz
veränderte und sehr vermehrte Auflage her-
ausgekommen. Der Verfasser hat es völlig
umgearbeitet, und so wie es jetzt ist, ver-
dienet es die Aufmerksamkeit aller Liebhaber
der Wissenschaften. Sie haben hier das
Land der Gelehrsamkeit, wie auf einer Land-
charte vor Augen, und können die Namen,
die Lage und allgemeine Beschaffenheit der
verschiedenen Provinzen und Städte dersel-
ben fast mit einem Blicke übersehen. Da
er mit dem Canzler Baco verschiedene Ab-
sichten hatte, so mußte er auch einen ganz
verschiedenen Weg einschlagen. Jener hielt
sich am meisten bey solchen Theilen der Ge-
lehrsamkeit auf, die zu seiner Zeit entweder
noch zu erfinden, oder zu verbessern waren;
dieser aber will in einem kurzen Abrisse zei-
gen, wie weit man gekommen, was die
Gelehrten mit ihren Bemühungen ausges-
tichtet haben. Die unbekannten Gegenden
bemerkt er, wie die Erdschreiber zu thun
pflegen, nur in so weit die Grenzen des
zu

zu beschreibenden Landes sich in dieselbe zu verlieren scheinen.

Hr. S. zeigt sich in allen Theilen der Gelehrsamkeit als einen denkenden Kopf, der sich mit philosophischer Scharfsinnigkeit umgesehen, und das weitläufige Feld des menschlichen Erkenntnis unter einem Gesichtspunkte zu vereinigen weiß. Schade! daß es ihm nicht auch gefallen, die Werke anzuzeigen, die zur Erlernung einer jeden Wissenschaft am unentbehrlichsten sind. Wen so verschiedenen Vorschlägen zur Anlegung einer nützlichen Bibliothek, die man schon gethan hat, scheint eine solche Arbeit von einem gründlichen Manne noch gar nicht überflüssig zu seyn.

Ueber die Philosophie ist Hr. S. am weitläufigsten. Wolf ist fast in allen Theilen derselben sein Held, und er hat die Verdienste dieses unsterblichen Mannes in wenigen Blättern ganz anders anzuzeigen gewußt, als der vielschreibende G. in seinem Quartanten. — Die Anmerkungen, die er hier und da über noch auszufüllende Lücken in

der Weltweisheit angebracht, sind wichtig. Urtheilen Sie aus folgenden Proben! Bey Gelegenheit der empirischen Psychologie erinnert er die Weltweisen (§. 206) „die genaueste Aufmerksamkeit auf die dunkeln Begenden der Seele (wenn man so reden kann) zu richten; wo sie durch sehr undeutliche und dunkle Begriffe handelt. Wolf hat die Wirkungen des Verstandes bey dem deutlichen Denken und Urtheilen fürtrefflich beschrieben. Wenn man auf eben diese Weise das Betragen der Seele bey der undeutlichen Erkenntnis und bey den schnellen Urtheilen, welche aus der anschaulichen Erkenntnis folgen, bey allerley Arten der Fälle genau aus einander setzt; so würde dieser Theil der Philosophie noch sehr erweitert werden.“ — In der erklärenden Psychologie hat Hr. S. einige Aufgaben, die der Bemühungen der Weltweisen würdig sind. „Es hat noch niemand erklärt, heißt es (§. 210.) wie die Seele ohne merkliches Nachdenken oder Ueberlegen gewisse Dinge sehr richtig erkennt, die
„durch

„durch das längste Nachdenken und sehr
 „deutliche Begriffe nicht könnten erkannt wer-
 „den. So könnte z. E. kein Mensch durch
 „Nachdenken herausbringen, mit was für
 „einer Geschwindigkeit, und mit welcher
 „Richtung der Arm zu bewegen sey, um
 „mit einem Stein ein entferntes Ziel zu
 „treffen. Durch die Uebung aber kann man
 „zu einer Fertigkeit darin gelangen. Muß
 „nicht die Seele dabey das alles dunkel ein-
 „sehen, was sie nicht deutlich erkennen und
 „berechnen kann? Wie kommt es, daß die
 „Seele zweyerley verschiedene Verrichtungen
 „zugleich, eine durch deutliche, die andere
 „durch dunkle Erkenntnis, sehr gut verrichten
 „kann? Man kann z. E. im Gehen, oder unter
 „einer Handarbeit, wozu eine genaue Beobach-
 „tung vieler Regeln gehört, sehr deutliche und
 „richtige Untersuchungen über andere Sachen
 „anstellen, ohne daß eine Verrichtung die an-
 „dere hindert.“ Verdienen solche Fragen nicht
 von der einzigen Academie, die eine metaphysis-
 sche Classe hat, zum Preise aufgegeben werden?

D.

P 5

Zwey

„so wie alle Europäische Nationen die Zahlen
 „und Rechnungen lesen, und wie die Chineser
 „und Japaner, ihre sehr vor einander ver-
 „schiedene Sprachen, durch einerley Zeichen
 „ausdrücken, und also in Schriften einander
 „verständlich sind. Der grosse Leibnitz hielt
 „diese Erfindung nicht für unmöglich, und er
 „hat sehr stark daran gearbeitet und sich mit
 „der, einem so durchdringenden Kopfe schwehrs-
 „lich eitel- Hoffnung geschmeichelt, damit eini-
 „germassen zu Stande zu kommen. Es ist
 „sehr zu wünschen, daß die grosse Schwierig-
 „keiten, die Sache nicht gänzlich unterdrückten.
 Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so ver-
 langt Hr. S. eine allgemeine Schrift, deren
 Zeichen unmittelbar die Begriffe, nicht aber
 erst die Laute, und vermittelt dieser die Be-
 griffe ausdrücken soll. Ich sehe aber nicht ein,
 worin die grosse Schwierigkeit liegen soll, eine
 solche Schrift zu erfinden? So wie man die
 Begriffe durch fünf und zwanzigerley Laute
 ausdrückt; eben so wohl kann es durch so viel
 geschriebene Zeichen geschehen. Ja mich
 dünkt, es sey in allen üblichen Sprachen nicht
 noth;

nothwendig, sich die geschriebenen Zeichen erst mit den Lauten vorzustellen; sondern man könnte, der Natur der Sache gemäß, sogleich die Begriffe damit verbinden. Bey dem geschriebenen Worte Tugend, kann ich mir so wohl die Erklärung dieser Fertigkeit der Seele, als die Laute vorstellen, mit welchen ich das Wort ausspreche. Daß aber insgemein vielmehr das letztere zu geschehen pflegt, rührt von einer ganz andern Ursache her. Wir haben nämlich von den Lauten einen stärkern Begriff als von der Erklärung der allgemeinen Worte; daher fallen uns jene, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft, leichter und geschwinder bey Erblickung der geschriebenen Zeichen ein, als diese. Bey einfachen Begriffen, da wir von der Sache selbst eine fast eben so lebhafte Vorstellung haben, als von den Lauten, als z. B. Linie, dreyeck, roth, süß u. s. w. fällt es schon etwas leichter sich mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sache selbst zu gedenken.

Man nehme aber einen Taubgebohrnen und lasse ihn z. E. die deutsche Sprache in Schriften

ten

ten lernen. Dieser wird mit den geschriebenen Zeichen unmittelbar die Sachen und Begriffe selbst verbinden, so lange er sich von der Muttersprache noch keine Vorstellung machen kan. Man führe ihn hernach in die Ammonsche Schule, und lehre ihn in verschiedenen andern Sprachen, außer der deutschen sich mit Worten ausdrücken, dergestalt, daß er nunmehr z. E. deutsch schreiben und nicht sprechen, französisch, englisch, italienisch u. s. w. im Gegentheil sprechen, aber nicht schreiben können mag. Diesem wird es einerley seyn, eine ihm vorgelegte deutsche Schrift, französisch, englisch oder italienisch auszudeuten. Hätte also Leibniz weiter nichts gesucht, als eine Schrift, die sich in verschiedenen Sprachen auslegen läßt; so hätte er vielleicht so große Schwierigkeiten nicht gefunden.

So viel ich mich aber erinnere gelesen zu haben, dachte Leibniz auf eine Erfindung, die nichts weniger als zur Philologie gehört. Er hatte nemlich vor, eine allgemeine Algebra zu erfinden, die sich nicht bloß auf die Größe und ihre Verhältnisse einschränken, sondern auf alle
möge

mögliche Vernunftschlüsse erstrecken sollte. Herr Sulzer bemerkt an einem andern Orte (S. 104.) einen Vortheil der Algebra, daß „in dieser Wissenschaft worin als durch „die allgeraueste Vernunftschlüsse heraus „gebracht wird, diese Schlüsse auf eine ganz „mechanische Art können gemacht werden, „so daß durch bloße Versetzung gewisser Zeichen, oder durch eine Art Rechnung in „einer Minute eine Reihe von Schlüssen aus „einander hergeleitet werden, wozu durch „die ordentliche Sprache die Zeit eines ganz „en Tages nicht würde hinreichend seyn.“ Diesen Vortheil nun dachte Leibniz allen Wissenschaften überhaupt zu stiften. Er hielt es nicht für unmöglich die ersten Merkmale die wir an den Dingen erkennen, und die Arten wie wir sie verbinden, durch Zeichen anzudeuten, und aus diesen Zeichen eine Art von algebraischen Gleichungen heraus zu bringen. — Es ist hier der Ort nicht dieses weitläufiger auszuführen, und wozu wäre es auch nöthig? Wolf hat in seiner lateinischen Ontologie * einige hieher gehörige

* S. 964. u. f.

rige Sätze die der Sache ein vortrefliches Licht geben, und ich würde mit vielen Worten doch nicht mehr als den Wolf ausschreiben. — So viel ist gewiß! Eine allgemeine Sprache hätte es seyn sollen, aber nur für Gelehrten, so wie die Analysten unter sich eine Art von allgemeiner Sprache haben. Die Philologen würden sich mit dieser Sprache gewiß nichts zu thun machen.

Der Beschluß künftighin.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 18. October, 1759.

Beschluß des zwey und sechzigsten Briefes.

Ich weiß wohl, daß sich verschiedene Gelehrte bemühet haben, eine allgemeine Schrift zu erfinden, die eine jede Nation in ihrer Sprache sollte lesen und aussprechen können. Becher that, so viel ich weiß, den ersten Versuch. Seine Schrift führet den Titel: Joh. J. Becheri Spirensis Character pro notitia linguarum universali &c. Franeof. 661. 8. Andere haben es, nach ihm, auch an ihren Bemühungen nicht fehlen lassen. Allein ich begreife nicht, was eine solche Erfindung für Nutzen haben soll? Entweder man muß so viel einfache Zeichen erfinden, als Sachen sich gedenken lassen, und in diesem

D

Falle

Falle ist die Verwirrung unbeschreiblich; oder man setzt eine gewisse Anzahl einfacher Zeichen fest, und bedient sich vielfältiger Zusammensetzungen derselben. Diese Zusammensetzungen so wohl, als die Ordnung in ihrer Folge auf einander, muß, wie in den üblichen Sprachen, ihre gewisse Regeln haben, und man hat erstlich keine von den Schwierigkeiten, vermieden, die man findet, eine neue Sprache zu erlernen. Die Gedanken müssen sich überdem aus dieser allgemeinen Schrift in eine jede gemeine Sprache, eben so schwer als aus einer Sprache in die andere übersetzen lassen; und zur Erfindung und deutlichen Entwicklung der Begriffe hat jene nicht die geringste Bequemlichkeit vor jeder gemeinen Sprache voraus.

Das aber Leibniz wirklich mit einer Entdeckung wesentlicher Zeichen, wie man sie zu nennen pflegt, die in der Erfindungskunst grosse Vortheile bringen sollte, umgegangen, erhellet unter andern daraus, daß dieser große Mann sich mehr als einmal erklärt, man müsse erst auf andere Erfindungs

dungen, und unter andern auf eine Algebra Situs denken, um sie zu dieser größern Erfindung den Weg zu bahnen. Alle diese Vorbereitungen wären unnöthig gewesen, wenn es ihm nur um eine gemeine Zeichensprache zu thun gewesen wäre.

„Die Theorie der Malerkunst, sagt Herr S. (S. 79.) „lehret, wie das Schöne in „sichtbaren Gegenständen durch die Zeichnung und Farben auf einen flachen Grund „vorzustellen sey.“ Diese Beschreibung ist unvollständig. Warum nur das Schöne in den sichtbaren Gegenständen? Sollte man nicht hieraus schliessen, daß die Malerey die Dinge, die in der Natur nicht schön sind, gar nicht vorstellen müsse? Und dieses kann Herr S. unmöglich gemeinet haben. Die Malerey weiß nicht nur die häßlichen Gegenstände auf eine angenehme Art zu bearbeiten; sondern sie ist vielleicht die einzige schöne Kunst, die sich so gar mit den eckelhaften Gegenständen abgiebt. Ich möchte also lieber sagen: „Die Theorie der „Malerkunst lehret, wie die sichtbaren Ge-

„genstände u. s. w. schön vorzustellen sind.“
 Doch auch dieser Beschreibung mangelt ein
 wesentliches Stück, die Rührung. Sie ist
 in vielen Theilen der Mahlerkunst von allzu
 grosser Wichtigkeit, als daß sie aus der Bes
 chreibung ganz sollte wegbleiben können. —
 Ich finde, daß Herr S. bey der Tangkunst
 (§. 83.) derselben gedenkt; und die Malerern
 sollte sich bloß mit dem Schönen begnügen?

Noch eine kleine, vielleicht nichts bedeutende
 Anmerkung über die allgemeine praktische
 Weltweisheit! Hr. S. sagt von ihr (§. 216.)
 „Man könnte ihr den Namen der moralischen
 „Theorie des Menschen geben. „ Wolf, der
 Erfinder dieser Wissenschaft, hat dem Rechte
 der Natur den Namen den moralischen Theos
 rie gegeben. Die allgemeine praktische Philo
 sophie aber nennet er *generalem theoriam et
 praxin philosophiae practicae*, (*) denn sie ent
 hält die allgemeinen Grundsätze des Rechts der
 Natur, der Ethik, Politik und Deconomik, und
 also nicht bloß den lehrenden, sondern auch den
 ausübenden Theile der praktischen Weltweis
 heit.

(*) S. dessen Disc. prael. S. 68, 70.

heit. Das Recht der Natur aber enthält, nach Wolfens Sinne, die besondere Theorie der Ethik, Politik und Oekonomie; denn sie lehret, welche Handlungen des Menschen, in den verschiedenen Verfassungen, in welchen er stehen kan, gut, und welche böse sind. — Jedoch ich finde, daß Hr. S. auch in Ansehung des Rechts der Natur von der Wolfischen Erklärung abgegangen, und sie, mit einigen andern Lehrern der praktischen Weltweisheit, bloß auf die Theorie der vollkommenen Pflichten (*enkratika biastica*) eingeschränkt hat. Das was Wolf aber Recht der Natur nennt, betitelt Hr. S. *Theorie der menschlichen Pflichten*, und also mag er unter den Worten *moralische Theorie des Menschen*, womit er die allgemeine praktische Weltweisheit benennet, sowohl die Kenntniß der Pflichten als ihre Ausübung verstehen, denn beyde gehören zur moralischen Wissenschaft des Menschen. In diesem Falle habe ich nichts als eine kleine Dunkelheit an dieser Erklärung auszusetzen.

D.

D 3

Dren

Drey und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die aetherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben Sie vors erste sein Trauerspiel Lady Johanna Gray! Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits ausgeführt worden; in der Schweiz nehmlich, und wie man sagt, mit grossem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, sagt er, ist dem edeln Endzweck gewidmet, das Grosse, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, -- sie in Handlungen nach dem Leben zu mahlen, und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen.“ Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stücks machen.

Die

Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen: die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter: der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht,

aus Furcht sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernen, ein wenig lebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland, und mit seinem Bischoff Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden, * *μητε τὰ φαντασθέντες ἀρετὴν προσεῖναι, μητε, κακίαν χρῆσθαι*; er wird finden, daß *ἐν τοῖς πράγμασι, καὶ τὰ βίηται πολλὰ*, der Aussprache seines Euripides wahr sey:

Οὐκ ἂν γένοιτο χαρὶς ἰσθλα καὶ κακκ,

Ἀλλ' ἔτι τις συγκαταί.

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird

* Plutarch

erkannt

erkannt, wird studiret haben, alsbenn geben Sie Acht, was für vortrefliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis igt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Critik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben; (*) und es so gethan haben, daß die Critik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmasses, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

N 5

Die

(*) Bibliothek der schönen Wissenschaften vierten Bandes, zwentes Stück. S. 785.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna ward Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bey dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nemlich, Zeit zu schlafen bekommt.

Doch lassen Sie mich nicht, wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammen rücken, als er will.

will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen ob Herr Wieland diese Herrschaft in mehreren und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet,

— — Nimmer werden uns
 Bey Platons göttlichen Gesprächen
 Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nun prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpédant, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire! Man höre nur:

— Was

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,
 Was erst den Menschen, denn den König bildet,
 Des ersten Edwards väterlicher Sinn
 Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,
 Der kluge Geist des Salomons der Britten,
 Das ganze Ebor der Schwester-Tugenden
 Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weyhten,
 Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
 Bat er von Gott nicht Macht nicht Ruhm, nicht
 Gold.

Er bat um Weisheit und er ward erhört!
 Umsonst erbot ihm mit Sorenenlippen
 Die Wollust ihre schänd'ge Süßigkeiten.
 Wie Herkules, verschmäh't er sie und wähl'te
 Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!
 Welch eine gelehrte Parentation auf ihren
 Mitichüler! Von allen ist etwas darinn: vä-
 terländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Jo-
 hanna vornehmlich durch das ungestüme
 Zusehen ihres Gemahls, des Guilford
 Dudley, sey bewogen worden, die Krone
 anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt
 diesen häßlichen Umstand, der uns von dem
 Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zei-
 get. Wenn Guilford seine Gemahlin bit-
 tet,

tet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihm nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit, reimet sich zu dem edlen Character, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werden. Denn nunmehr, wie die Verfassung der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Andern, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, den Interesse

resse seines Stücks, schmurstracks zuwieder läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortrefliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nemlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Heighwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer, folglich! —

Sollte

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphirt über diese vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Calumnie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern gegrüßetern Beispiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortreffliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

„ „ „ Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schwesterkinder

Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? „ „ Was müßte meine Mutter seyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

„ „ „ Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu seyn!

Diese

Diese vortrefliche Stelle, sage ich, die so hervorsteicht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stücks sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer fein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be
Ere i can be a Queen?

Duchess of Suffolk

That, and that only
They Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beschluß künstig.

Druckfehler.

Im ersten Stücke S. 218. Z. 2. für Einrichtungen. lies Errichtungen.

In dem vorhergehenden Stücke S. 225. Zeile 5, muß es heißen: Der gewissenhafte! Professor etc.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 25. October, 1759.

Beschluß des drey und sechzigsten Briefes.

Nicht schlimm übersezt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr Wieland, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

Wieland.

——— ———— Ach, Kerkerbande
Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen
Gedrüt, den unbeweglichen Befennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechtes
Der Kinder nicht! Der Ehngling selber wird
Des Speers geweihtes Eisen färben! —
Vierter Theil. X

Der Engländer.

— — — Persecution,

That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tor-
tures;

See where she comes in *Mary's* priestly Train!

Still wo't thou doubt, till thou behold her stalk,

Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting

O'er *England's* Bosom? All the mourning Year

Our Towns shall glow with unextinguish'd
Fires;

Our Youth on Racks shall stretch their crackling
Bones,

Our Babes shal sprawl on consecrated spears &c.
Wieland.

Heil dir, Prinzessin, Heil dir, Enkelin

Von alten Königen, du schönste Blume

Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme;

Durch deren Eifer, unter deren Schutze

Die göttliche Religion der Christen

Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken

Sereinigt, siegreich über alle Länder

Erheben soll, durch deren klugen Scepter

Gesetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß

Und Wonne diese segensvolle Insel

Zur Königin der Erde erheben sollen.

Mein Knie beugt sich zuerst dir ehrfurchtsvoll,

Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!

Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der

Der Engländer.

Hail, sacred Princes! sprung from ancient Kings,
Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaster's* united Line;

By whose bright Zeal, by whose victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which shines upon our
Altars,

Shall lift its golden Head and flourish long;
Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,
The plenteous Years shall roll in long Succession;
Law shall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty shall lift her chearful Head,
Fearless of Tyranny and proud Oppression;
No sad Complaining in our streets shall cry,
But Justice shall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Berwünscht sey mein fataler Rath! Berwünscht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and persuaded
Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!
My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

G.

Vier und Sechzigster Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bosheit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter Lauder, die englische Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer existiret; und heißt — Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bey Seite! Es sey fern von mir, dem Herrn Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey seinem Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillschweigen,
welk

welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloße einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählt. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolt, nebst einem gewissen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maafregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolt gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beschleunigen; so wie kurz zuvor

Gates abgeht, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verkündet in einer Monologne weitausschlagende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne dem Guilford vermählt werde. Der Graf von Pembroke stimmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen sucht. Pembroke stugt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembroke bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus blossem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan

gethan sey. Er hält den Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford kömmt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembroke kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in dem geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeigt. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht

zurückgegangen ist. Die Person des Pembroke's aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschliessen für gut befunden; als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielt. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembroke kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolke. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolke und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äuffersten Entzückung über sein naheß Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündiget den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott, — — — — —

— — — — — nimm mich zu dir,

Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O meine Seele
Lecht lange schon, dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu seyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das grosse Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, sondern deiner
Gescheh! &c. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem
Rowe nichts zu danken; sie ist ganz sein!
Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein ster-
bender König sich nicht wie eine sterbende
alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm
pathetischere Worte in den Mund:

— — — — Merciful, great Defender!

Preserve thy holy Altars undefil'd.

Protect this Land from bloody Men and Idols,

Save my poor People from the Yoke of Rome

And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschliessen,
den Tod des Königs geheim zu halten, trös-

scheint die Wache, und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembroke soll abgeführt werden, aber Guilford kommt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und bringt in ihm, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmete Pembroke ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kommt Pembroke auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Ausöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembroke fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) herein tritt.

Die

Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Rasse machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwätzt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kommt dazu; sie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Gussy und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, in Namen der Königin Maria, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigten Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kommt Pembroke. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem

Car-

Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne, er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembroke begiebt sich zu seinem Guilford. Jetzt wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembroke kommt und ihnen seine frohliche Botschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hoffnung. Gardiner erscheint, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beyde zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführt; die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembroke verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nun:

Nunmehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesen großen Plane ~~ausges~~ ^{gemacht} hat, als daß er einen prächtigen Zuspel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrofs herausgerissen, und die letzten drei Aufzüge in fünf ausgebreitet, durch welche Ausdehnung besonders des fünften Aufzuges in seine beiden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt dem Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Sacerdotal, deinde Rätthe selbst,
Die kaum mit aufgebahnen Händen schwuren,
Dir, dem Gesez und unserm heiligen Glauben
Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,
Verdammte Heuchler! — Pembroß, ach! mein
Freund,
Mein Pembroß selbst, vom Cardiner betrogen
Fiel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein
Pembroß hier ist, und wie Guilford
auf einmal eines Freundes nachmentlich ge-
dens

denket, der, in dem Stücke ganz und gar nicht vorkommt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembroke des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Pöffen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen.

G.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 2. November. 1759.

Fünf und sechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Göttescheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charladans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer Classischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreyimal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Thur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des

Vierter Theil. S. Vers

Verlegers unter dieser Aufschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Duzend Exemplar die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreizehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon un widersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein grosser Mann, wie er seyn will, — denn alle grosse Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vortzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabey verhalten? Sehr leidend; doch scheint es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind.

Und

Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie sämtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectir-
 tet hätten. Denn ich fürchte, ich fürchte, man
 fängt auch schon auf kleinen Schulen an,
 den berühmten Gottsched — auszulachen.
 Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über
 welches er zu lesen gebeten worden, auf
 allen Seiten verbessern und widerlegen muß,
 was für eine Achtung können die Schüler
 für den Professor mit auf die Universität
 bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen,
 beweisen unter andern die Anmerkungen,
 welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über
 die Gottschedische Sprachlehre vor kurzen aus
 Licht gestellt hat. * „Da das Werk, hebt er seine
 „Vorrede an, welches diese Anmerkungen ver-
 „anlaßt hat, den Schülern gewidmet und zuge-
 „schrieben war: so hat deucht mir, der be-
 „rühmt

§ 2

* Johann Michael Heijns Anmerkungen über des
 Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre,
 nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Böt-
 tingen und Leipzig in Kühlers Verlage 1759.

„rühmte Verfasser, wenn er uns anders so viel
 „zutrauet, schon längst eine Critik darüber
 „vermuthen müssen: und da unter so vielen
 „Schullehrern sich doch, meines Wissen, keiner
 „dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl
 „ohne Eitelkeit den Vorzug anmaassen, daß ich
 „die Aufmerksamkeit desselben auf die Schulen,
 „unter allen mit der größten Achtung erwies-
 „dert habe.“ — In diesem schleichenden Tone
 eines trockenen naiven Mannes, fährt Herr
 Heinz fort, und gestehet endlich, daß freylich
 seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß
 ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür
 wissen könne. „Ich verlange, sagt er, auch
 „nichts unmögliches: beruffe mich aber schlech-
 „terdings darauf, daß sie nicht anders gerathen
 „können, und daß sie gerecht sey.“

Ich möchte meinen Brief am aller ungern-
 sten mit grammatischen Streitigkeiten an-
 füllen; und Sie wollen überhaupt, nicht so
 wohl diese Streitigkeiten selbst, als vielmehr
 bloß das Resultat derselben wissen. Hören
 Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Critik
 schließt.

schließt. * „Wollen wir, sagt er, noch kürz-
 „lich zusammenrechnen, ehe ich meinen Critis-
 „benten verlasse? so ist, denkt mir, durch die
 „bisherige Prüfung folgendes wohl ganz aus-
 „gemacht: daß beyde Sprachlehren des Herrn
 „Prof. wohl schwerlich mit Einsicht und reifen
 „Gelehrsamkeit geschriebene Werke heißen kön-
 „nen: daß sie ohne Critik beynahe unbrauchs-
 „bar sind, wegen der gar zu vielen Fehler,
 „welche doch theils durch die ausnehmende
 „Zuversicht, womit Her G. seine Meynun-
 „gen vorträgt, theils durch den ihm gewöhn-
 „lichen Dunst von Worten, theils durch das
 „Gepränge einer eiteln und magern Philoso-
 „phie, vor unwissenden und treuherzigen Lesern
 „ziemlich versteckt werden. Ein Gelehrter
 „wird nirgends etwas finden, daß die gewöhn-
 „liche Erkenntniß der deutschen Sprache über-
 „steige, und woraus ein grammatischer
 „Geist, oder ein Naturell, das zur Philologie
 „gebohren, oder erzogen wäre, hervorleuchtete.
 „An dessen statt offenbaret sich durch das ganz
 „Werk eine enthusiastische Liebe und eigena-

„finnige Parteylichkeit des B. für die deuts-
 „sche Sprache, oder vielmehr für seine Mey-
 „nungen und Vorurtheile von derselben, nebst
 „einem allzugrossen Vertrauen auf seine Ein-
 „sicht, welche oft in unbedächtige Urtheile
 „und schändliche Verachtung gegen angesehene
 „Schriftsteller, oder gar gegen unschuldige
 „Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn
 „andere Sprachlehrer mit ihm einerley Fra-
 „ge abhandeln, so wiegt er immer am leicht-
 „esten: und der Mangel des Scharffsinnes,
 „der Ueberlegung, und einer gungsamem
 „Uebung in diesem Felde, ist allen seinen Ur-
 „theilen anzusehen. Die grosse Grammatik
 „hat vor der andern sonst nichts voraus,
 „als die Weitläufigkeit, mit welcher die Sa-
 „chen nicht gründlicher, vollständiger, gelehrs-
 „ter, sondern gedehnter, langweiliger, und
 „in einem gewissen schlechten Verstande, phi-
 „losophischer gesagt sind. Zur Probe kann
 „das Capitel von Nebenwörtern dienen;
 „aber auch jedes andere Stück. Sie macht
 „durchgängig viel Aufhebens von Kleinigkei-
 „ten, und thut, als ob vor ihr nicht nur
 „keine

„keine Deutsche, sondern überall noch keine
 „Sprachlehre geschrieben wäre; und als ob
 „sie alle grammaticalische Begriffe und Eins
 „theilungen zuerst aus dem tiefen Brunnen,
 „worinn die Wahrheit verborgen liegt, hers
 „aushohlete, welches in der That weder Ge
 „lehrsamkeit noch Bescheidenheit beweiset.
 „Freyplich hätte man denken sollen, daß Hr.
 „G. viel weiter sehen würde, als alle seine
 „Vorgänger: da er sich nicht weniger als
 „vier und zwanzig Jahr zur Ausarbeitung
 „seiner Grammatic genommen, wie das Pri
 „vilegium und die Vorrede bezeugen. Aber
 „der Leser wird angemerkt haben, daß ich
 „unsern V. oft aus Bökern und Frischen
 „verbessern können: hingegen zur Verbesse
 „rung dieser Männer aus Gottscheden wüß
 „te ich auch nicht eine Stelle anzugeben.
 „Ist das aber recht, seiner Vorgänger Vers
 „dienste zu unterdrücken, und ihre Bücher
 „der Jugend aus den Händen zu spielen,
 „wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut?
 „Wenn uns Deutschen nicht so gar leicht
 „Genüge geschähe, so würde der Herr Prof.

„mit seiner lange erwarteten neuen Sprach-
 „lehre schwerlich eine andere Aufnahme er-
 „fahren haben, als ehemals ein gewisser Poet
 „in Frankreich mit seinem Heldengedichte.
 „Weil aber Herr G. alles mit der Erwar-
 „tung seiner Grammatik angefüllt hatte, so
 „wurden unsere alten wohlverdienten Sprach-
 „lehrer wenig gelesen, sondern die meisten
 „sparten ihren Appetit nach grammatischer
 „Erkenntniß auf das grosse Wahl, so er ih-
 „nen bereitete, und das ist wohl die Ursache
 „des grossen Besalles, womit die neue
 „Sprachlehre aufgenommen worden. Was
 „mag er aber in so lieber langer Zeit daran
 „gebauet und ausgefeilet haben! da doch
 „noch iho, nach so vielen gelehrten Er-
 „innerungen so vieler Gönner und Freun-
 „de, wie in der andern Vorrede stehet und
 „nun nach so viel wiederhohlten Auslas-
 „gen, gleichwohl noch so viel, ich mag wohl
 „sagen kindische Fehler darinn sind? — Herr
 „Gottsched, schliesset er endlich, hätte daher
 „viel besser gethan, wenn er doch ein Sprach-
 „lehrer werden wollte, daß er die Bädike-
 „rischen

„rischen und Frischischen Grundsätze bloß
 „in bequemer Ordnung gebracht hätte. Ich
 „will damit nicht sagen, daß er's hätte thun
 „sollen, denn meiner Meinung nach, mußte
 „er gar keine Sprachlehre schreiben: weil die
 „grammatische Kunst, noch so vielen feindseligen
 „Angriffen, welche er in dem Baylisschen
 „Wörterbuche, und sonst überall, auf
 „sie selbst, und auf ihre größten Günstlinge
 „gethan hatte, ihm von je her, nicht anders,
 „als gehässig seyn konnten. „

Was sagen Sie hierzu; vorausgesetzt, daß
 Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im
 geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es
 nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie
 es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust
 bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.)
 Wird es Ihnen noch wahrscheinlich seyn,
 daß Einer, ob er schon ein magrer Philo-
 soph, und ein schlechter Dichter ist, dennoch
 wohl eine gute Sprachkunst schreiben können?
 Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein
 leichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sey! Sie glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem *Zeuesen** gegen ihn gebehret! ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann; und begegnet dem Rector mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rector zum Professor, wie der Schüler zum Rector; da doch das Verhältniß in diesem Falle gerade Umgekehrt ist. „Hier steht abermal, ruft er mit vollem Munde aus, „hier steht „abermal ein Grammaticker auf, der an „Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum „Mitter werden will. Herr Rector Heinz „zu Lüneburg ist von einem innern Berufe „genagt worden, sich durch einen Angriff „eines berühmten Mannes auch berühmt zu „machen. Und was war leichter als dieß? „Man kann ja bald etliche Bogen über ein „Buch zusammen schreiben, dessen gute Auf-
 „nahme

* In seinem Heumonde dieses Jahrs S. 546.

„nahme in Deutschland ihm ein Dorn im
 „Auge war. Besondere Ursachen zur Feinds-
 „schaft gegen denselben hatte er nicht: das
 „gesteht er selbst. Die Pflichten der Mit-
 „glieder einer Gesellschaft, dergleichen die
 „Deutsche zu Göttingen ist, werdend ihm ver-
 „muthlich auch nicht auferlegt haben, einen
 „seiner ältern Gesellschafter so stürmend an-
 „zugreifen. Um desto mehr wundern wir
 „uns, daß er dennoch kein Bedenken getra-
 „gen, einen solchen Anfall auf einen Mann
 „zu thun, der ihm nicht den geringsten An-
 „laß dazu gegeben. — Wenn werden die
 „schlechten Scribenten einmal aufhören zu glau-
 „ben, daß nothwendig persönliche Feindschaft
 „zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer
 „von ihren betrogenen Lesern vor den Richt-
 „stuhl der Critik fordert? — „Doch wie?
 „fährt das Neueste fort: „hat nicht Herr
 „Prof. G. seine kleine Sprachlehre den sämt-
 „lichen berühmten Schullehrern in Deutsch-
 „land zugeschrieben? Es ist wahr, und der
 „Augenschein zeigt es, daß solches mit viel
 „Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen und in
 „dem

„dem besten Vertrauen zu ihnen geschehen
 „ist. War nun das etwa ein zureichender
 „Grund, demjenigen so grämisch anzuschnar-
 „chen, der ihm zugleich mit andern eine
 „solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete
 kann das begreifen? — Derjenige Wohlge-
 sittete, würde ich hierauf antworten, bey-
 dem die Höflichkeit nicht alles in allen ist.
 Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen
 verleugnet, und überzeugt ist, daß die nach-
 drücklichen Warnung vor einem schlechten
 Buche ein Dienst ist, dem man dem gemei-
 nen Wesen leistet, und der daher einem ehr-
 lichen Manne weit besser anstehet, als die
 knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob ein-
 zuhandeln. Zudem weiß ich auch gar nicht,
 was das Neueste mit dem grämischen An-
 schnarchen will; zwey altfränkische Wörter,
 die schwerlich aus einer andern, als des
 Herrn Professors eigener Feder können ge-
 flossen seyn. Man kann nicht mit fals-
 tem Blute kritisiren, als es Herr Heinz
 thut; und die Stelle, die Sie oben gelesen
 haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche.

Was

Was finden Sie darin grämliches und
angeschnarchtes? Grämisch anschnarchen
kann niemand als Herr Gottsched selbst;
und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich
alsdenn, wenn er satirisch seyn will. Z. E.
Was ist geschnarchter als folgende Stelle?

„Doch Herr Heinz besorget, es werde bey
„seinem Stillschweigen, die Gottschedi-
„sche Grammatik ein kläffisches Ansehen
„gewinnen! da ers zumal nicht ohne Halle
„bemerkt, daß bisher alle seine Herrn Col-
„legen stille dazu geschwiegen: weswegen er
„glaubet; es sey besser, daß einer, als das
„keiner das Maul aufthue, und diesen groß-
„sem Unheile steure und wehre. Allein mit
„seiner gütigen Erlaubniß, fragen wir hietz
„ob er denn wohl glaube, daß ein Buch dar-
„um gleich zu Boden geschlagen sey, weil Er,
„Herr Heinz von Lüneburg, sich demsel-
„ben widersezt? Wir glauben es gewißlich
„noch nicht! Die Gottschedische Sprachkunst
„hat schon mehr solche grimmige Anfälle über-
„standen, und steht doch noch. Sie wird
„gewiß den feinigern auch überstehen.“ —

Wel

Welche Schreibart! Und wie witzig ist das Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem Heumonde des Herrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der göttingischen gelehrten Zeitungen in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deutschen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun' lange genug stille geschwiegen; und wenn sie ihn weiter „böse machen, so werde er einmal aufwachen, und ihnen „durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curia sup-
pellex

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wissen auch nicht, fährt hierauf der Heumond fort, was ihn bisher zu solcher Gedult und Gelassenheit bewogen: zumal da
• bis

„die göttingischen Zeitungen für ein Werk von
 „einer ganzen Societät der Wissenschaften
 „gelten sollen, unter deren Aufsicht und mit
 „vermuthlicher Genehmhaltung sie heraus-
 „kommen. Gewiß in solchen Zeitungen ver-
 „dammt zu werden, ist kein solcher Spaß,
 „als wenn einen ein jeder unbekannter und
 „ungenannter Kritiker herunter macht.
 „Wer also auf seinen guten Namen hält,
 „der ist in seinem Gewissen verbunden, von
 „einem so unbefugten und gewaltsamen Rich-
 „ter sich auf einen höhern zu berufen, und
 „den Ungrund seiner Urtheile zu zeigen.
 „Nichts, als die Verbindung mit der göt-
 „tingischen deutschen Gesellschaft kann ihn,
 „unseres Erachtens, bisher abgehalten ha-
 „ben, hier so lange stille zu sitzen. Al-
 „lein wer weiß, wie lange es dauert, so
 „schickt er ihr sein Diplom (nach Hrn. Rath
 „Königs in Haag Beispiele) zurück; und set-
 „zet sich wieder in die natürliche Freyheit,
 „seine Ehre zu retten. Bis dahin kann es
 „ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zu-
 „rufen:

Dankt.

Dankt es dem Bade bloß, das meinen Zorn
noch hemmt,
Sonst hätte er schon mein Herz gewaltsam über-
schwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deuts-
sche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück be-
gegnet sollte! Ich glaube, sie würde darüber
zu einer wendischen. Denn wie kann eine
deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden be-
stehen?

Q.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 8. November, 1759.

Sechs und sechzigster Brief.

Wie kommt es, fragen Sie, daß es in der Malerey und Bildhauerkunst eine Idealschönheit, und überhaupt in allen schönen Künsten, aliquid immensum infinitumque giebt, das sich die Künstler in der Einbildung zum Muster vorstellen; und bloß die Dichter sollten, nach dem Ausspruche Plutarchs* genöthiget seyn, Gutes mit Bösem, und also Schönes mit Häßlichem zu vermischen? — Ich gestehe es, dieser Einwurf hat einigen Schein. Es scheint seltsam, daß die vollkommenste Tugend, diese unendliche Schönheit der Seele, den Malern des Geistes nicht eben das Urbild seyn sollte, was die vollkommenste Schönheit der Figuren für die

Vierter Theil.

I

Malers

* S. den 36sten Brief.

Maler der Körper ist. Warum hat dieser seinen Endzweck erreicht, wenn er seine hohen Begriffen von der vollkommensten Schönheit, nach der Verschiedenheit des Alters, Geschlechts und der übrigen Mannigfaltigkeiten schattirt, und warum wird von dem Dichter ausdrücklich eine Vermischung von moralischem Bösen gefordert?

Bemerken Sie hier noch einen Umstand, der uns vielleicht näher zum Ziele bringen wird. In allen schönen Künsten ist das Idealschöne am allerschwersten zu erreichen, und die größten Meister sind glücklich, wenn sie ihm nur nahe gekommen sind. Die vollkommen tugendhaften Charaktere aber machen dem Dichter die wenigsten Schwierigkeiten. Ich weiß, daß Richardson mit seinem vollkommenen Garndison leichter fertig geworden, als mit seiner Clementina; und vielleicht auch mit der Clarissa leichter, als mit dem Lavelace. Ein deutsches Exempel anzuführen, wer wird läugnen, daß der Charakter des Canuts ungleich leichter durchzusetzen gewesen, als der Charakter des Ulfo?

Wiso? Ich schliesse hieraus, daß die Dichtkunst, als schöne Kunst betrachtet, eine ganz andere Idealschönheit habe, als die sittliche Vollkommenheit der Charaktere.

Wir müssen die philosophische Sittenlehre nicht mit der Epopee verwechseln. In jener ist eine vollkommene Tugend, oder die grösste Fertigkeit in allen Vorfällen seine Handlungen nach den Vorschriften der Vernunft einzurichten, der erhabendste Gegenstand menschlicher Betrachtung, das Idealschöne, das den Sittenlehrern zwar leicht zu schildern, dem Menschen aber unendlich schwer nachzueifern, und unmöglich zu erreichen ist. Diese Tugend in leblicher Gestalt würde uns der allerliebenswürdigste Gegenstand seyn, allein unter die erdichteten Personen eines Dramatischen Stücks muß sie sich selten mischen. Die Absicht des Drama ist, die Handlungen und Gemüthsneigungen der Menschen nach dem Leben vorzustellen, und gefellige Leidenschaften zu erregen. Seine Idealschönheiten sind also solche Charaktere die zur Erreichung dieser Absicht;

ten die allerglücklichsten sind, und siehe! die vollkommen tugendhaften Caractere sind es am wenigsten. Wenn ich die Wahl hätte; so wollte freylich lieber der fromme Aeneas, der strenge Cato des Addisons, als der jachzornige Achilles, oder der eifersüchtige Othello seyn; — aber erdichtet haben? Auf diese Frage würde ich mich zum Besten der letztern erklären. Sie geben mehr Gelegenheit zu Handlungen, sie erregen heftigere Leidenschaften, ihre Erdichtung hat dem Dichter eine größere Anstrengung des Geistes gekostet. Kurz; sie kommen der poetischen Idealschönheit näher, sie sind in ihrer Art vollkommen.

So erhaben, so göttlich der Character des Cato in der Natur ist, so wenig nimmt er sich in der Nachahmung aus. In der Natur entzückt er; die Standhaftigkeit in den größten Gefahren, und Trotz aller verführerischen Leidenschaften nach den Gesetzen der Natur zu handeln, die herrliche Uebereinstimmung der sinnlichen und vernünftigen

Be,

Begierden, erregt Liebe, Bewunderung, und den stillen Wunsch, über unsere eigene Begierden eben so viel Gewalt zu haben. Allein in der Nachahmung? Was kann hier für Bewunderung Statt finden? Der Dichter hat keine Leidenschaften zu besiegen, und also kann er seinen erdichteten Personen so viel philosophische Gleichmüthigkeit geben, als er immer will. Es ist keine Kunst die Schule des Socrates zu plündern, und sich einen rechtschaffenen Mann darnach zu dichten, so schwer es auch seyn mag, sein eigenes Leben darnach einzurichten. Womit soll uns also der Nachahmer interessiren? Ich weiß ein einziges Mittel. — Er muß die Illusion so weit treiben, daß wir die Sache selbst, und nicht die Nachahmung zu sehen glauben. Nur alsdenn kann der Künstler seiner Nachahmung einen Theil von der Bewunderung versprechen, die der Sache selbst in der Natur zukommt. Allein wodurch ist dieser glückliche Betrug zu erhalten? Bloß durch die künstliche Erregung der Leidenschaften. Nur diese sind mächtiger als die

Sinne, und verführen die Seele, die täuschenden Vorstellungen für wirklich zu halten; daher interessirt die vollkommene Tugend in der Nachahmung nur alsdenn, wenn sie zur Action Gelegenheit giebt, wenn sie Leidenschaften erregt, und vermittelst derselben, den Leser oder Zuschauer täuscht, daß er eine Wirklichkeit vor sich zu haben glaubt; das heißt, wenn sie mit der poetischen Idealschönheit verbunden werden kann, und wie selten ist dieser Fall!

Plutarch hat also recht, wenn er die vermischten Charaktere den vollkommenen tugendhaften vorziehet, aber der Grund ist falsch, den er davon angiebt. Nicht weil in der Natur Böses mit Gutem vermischt ist. Der Künstler hat ja die Freiheit die Natur zu verschönern. Warum kann er dieses in Ansehung der Schönheit? Warum in Ansehung der Leibesstärke, der Tapferkeit, und der übrigen Naturgaben? Homers Helena ist schöner als die Natur, sein Achilles tapferer, und vielleicht sein Nestor weiser.

Nur

Nur die Tugend hat er in der Epöee nicht bis auf den höchsten Gipfel treiben wollen, weil sie in den mehesten Fällen den Absichten des Dichters zuwieder ist, und sich nicht mit seiner Idealschönheit verbinden läßt.

Die Alten scheinen dieses überhaupt vor-
trefflich eingesehen zu haben. In ihren pro-
saïschen Erzählungen, die mehr die Absicht
haben, den Verstand zu erleuchten, als das
Gemüth zu bewegen, trugen sie kein Beden-
ken, die vollkommensten Charaktere den Sterbs-
lichen zur Nachahmung vorzubilden. Aber
sie hätten mehr als stoisch gesinnt seyn muß-
sen, wenn sie ihren vollkommenen Weisen
für alles in allen, und so gar für die ges-
chickteste dramatische Person gehalten hät-
ten. Ich weiß kein einziges dramatisches
Stück von den Alten, in welchem vollkom-
men tugendhafte Personen vorkommen sollten.
Ich nehme weder die Oedip noch die Alceste
aus, so sehr Sie auch geneigt scheinen, diese
beide Charaktere für moralische Idealschön-
heiten zu halten. Oedip hat zwar nicht
24 fol,

solche Fehler, daß man sein Unglück eine verdiente Strafe nennen könnte. Er zeigt doch aber seine menschliche Seite allzusehr, und ist von der vollkommenen Tugend eines Socrates, eines Cato weit entfernt. Es ist eine Vermischung von Tugenden und Schwachheiten, die einen individuellen Charakter ausmacht. Der Charakter der Alceste ist mehr übermäßige Zärtlichkeit als Tugend, und die Haupthandlung derselben, die Aufopferung für ihren Gemahl ist vielleicht nach den strengsten Regeln der Vernunft eine zu weitgetriebene Zärtlichkeit, eine Schwachheit; aber zu welchen furchtbaren Situationen hat diese Schwachheit Gelegenheit gegeben!

D.

Sieben und sechzigster Brief.

Die Staatskunst hat sich in den neuern Zeiten so weit von der einfältigen Bahn der Weltweisheit verirret, daß man sie kaum für ein philosophisches Studium mehr erkennen sollte. Jene ungefälschte Pläne der alten Staats,

Staatskunst scheinen sich so wenig als das arcadische Schäferleben mit unsern jetzigen Umständen zu vertragen. Und dieses ist vielmehr eine nothwendige Folge der Zeiten, als ein Fehler der Geseze, oder der Gesetzgeber. Lassen Sie einen neuauftommenden Staat nach den einfältigsten Gesezen regiret werden, so werden sich in kurzem seine Verhältnisse mit den benachbarten, und vermittelst dieser mit den übrigen Völkern der Erde vermehren, und seine Bedürfnisse sich vervielfältigen; daraus werden denn neue Geseze entstehen, und so oft diese mit den Alten collidiren, werden Ausnahmen und Einschränkungen hinzugethan werden müssen. Zuletzt wird das Regierungssystem dieses Volks so verwickelt und in einanderlaufend seyn, als immer eines von den Systemen, nach welchen die jetzigen Staaten regiert werden. Die Weltweisen werden unzufrieden seyn, und sich die erste Einfalt zurück wünschen, allein so vergebens, als man sich zuweilen die unschuldigen Jahre der Kindheit zurück wünscht.

Indessen gehören so wohl die Klagen der Weltweisen, als die Verwirrung der Staatskunst mit zum Laufe der besten Welt, und sie sind auch nicht ganz ohne Nutzen. In dem sie die Einbildungskraft mit den angenehmen Bildern einer einsältigen Staatsverfassung beschäftigen; so prägen sie den Gemüthern ihrer Mitbürger eine heilsame Liebe zur unschuldigen Natur ein, dadurch sie abgehalten werden, dem hinreißenden Ströme allguleicht nachzugeben.

Diese Gedanken hatte ich, als ich die Schriften eines J. Jouffau, die philosophischen Träume eines Iselin und verschiedene andere Tractate dieser Art gelesen, und sie wurden lezthin bey mir erneuert, als mir erwehnten Herrn Iselins Versuch über die Gesetzgebung zu Gesichte kam. Man siehe mit Vergnügen die inbrünstigen

Wüns

- Versuch über die Gesetzgebung, von dem Verfasser der philosophischen Träume. Zürich bey Orell und Comp. 1760.

Wünsche eines Menschenfreundes, der unzufrieden, daß er sie nicht erfüllet siehet, in seiner Einsamkeit, die öden Strassen der gesunden Politik, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, durchwandert, auf denen man die Glückseligkeit der Menschen, und nicht die Größe und der Glanz ihrer Beherrscher steht.

Ich werde Ihnen von dieser kleinen Schrift wenig zu sagen haben, denn sie enthält wenig neues. Ungefähr die allgemeine Züge eines vollkommenen Gesetzgebers, so wie man sie nach den Grundsätzen der Weltweisheit entwerfen würde. Forderungen eines mit den Welthändeln unbekannten Weltweisen, deren Beurtheilung man dem Mann in Geschäften überlassen muß. Herr Iselin hat weder durch Beispiele aus der Geschichte noch durch neue Vorschläge die Möglichkeit seiner Forderungen dargethan, und die meisten tragen offenbar das Zeichen der Unausführlichkeit an der Stirne. Er sagt z. B.
(S. 37.)

(S. 37.) „Insonderheit aber müssen sie (die „Geseze) den Reichthümern den Rang bestim- „men, der ihnen gebührt, und denselben nicht „erlauben zu den Vortheilen, die sie ohne „diß gewähren, noch die Ehre, welche die „Belohnung der Tugend und der Verdienste „ist, sich zu zueigen. Die Geseze wären „ungerecht und unvernünftig, wenn sie den „Reichthümern die Bequemlichkeit, das Wol- „leben und eine große Pracht versagen woll- „ten. Sie sind aber zernichtet, wenn der Rei- „che, nur weil er reich ist, die Achtung und „die Ehre auf sich ziehet. — Alsdenn ist es um „den Staat geschehen! — Die Warnung ist vortreflich! aber was müssen die Geseze thun, diesem Mißbrauche vorzubeugen? Können sie den Reichthümern die Bequemlichkeit, das Wolleben und eine gewisse Pracht nicht versagen; so können sie auch nicht verhindern, daß der Reiche diejenige Mitbürger an seiner Bequemlichkeit und Pracht Theil nehmen läßt, die ihm zu gefallen leben, daß diese hinwiederum dem Reichen zur Vergels-
tung

tung diejenige Achtung und Ehre bezeigen, welche die Belohnung der Tugend und der Verdienste seyn sollte; und alsdenn ist es ja um den Staat geschehen! — Es ist leicht zu sagen, was die Gesetze thun sollten, aber wie? ist eine Frage, die sich der Weltweise allezeit erst selber thun muß, ehe er eine Forderung an den Tag legt.

„Den Frieden mit den Benachbarten, heißt es ferner, „(S. 42.) so viel es immer „möglich zu unterhalten, die kriegerischen Tugenden in den Herzen der Bürger zu pflanzen „und zu ernähren, sind die zwei Hauptgrundsätze nach denen ein Gesetzgeber sich zu richten hat.“ Wer wird dieses läugnen? Wenn aber diese beyden Hauptgrundsätze, wie es öfters kommen kann, mit einander streiten, was soll der Gesetzgeber thun? Hr. Iselin hat ihm an einem andern Orte untersagt, seine Völker einer andern Macht zu leihen. Soll er nun einen Krieg anfangen, um die kriegerische Tugenden in den Herzen der Bürger

ger zu pflanzen und zu ernähren. Plato und fast alle erfahrene Politiker sagen ja, die Menschlichkeit aber seufzt nein; was sagt nun der Weltweise dazu? — — Diese schwierige Aufgabe ist der Untersuchung eines Menschenfreundes würdig, so wie überhaupt nicht die allgemeinen Gesetze sondern die nöthigen Ausnahmen in besondern Fällen die größten Schwierigkeiten machen. Wenn die Politiker mit den Weltweisen irgend in einen Streit gerathen, so ist es mehrentheils über die Ausnahmen; in dem allgemeinen der Gesetze stimmen sie vollkommen überein. Warum beobachtet also Hr. J. von jenen ein tiefes Stillschweigen? — —

In der darauf folgenden Stelle ist er etwas weniger allgemein. Ohne einen Blick auf die jetzigen Zeitläufte würde der Weltweise schwerlich auf diese Betrachtungen gekommen seyn. „Unglückseelig ist das Volk, „heißt es, dessen Räte und Beherrscher „groß, mächtig, und selbst gesicherter „durch

„durch die Unordnungen des Krieges, nur
 „darauf bedacht sind, wie sie den Tempel
 „des Janus eröffnen können. Welch ein
 „glückseliges Geheimnis wäre es nicht, wenn
 „man anstatt neue Auflagen auszudenken,
 „ein Mittel ausfindig machen könnte, wo
 „durch die größte Last des Krieges auf die
 „jensigen gewälzt würde, die denselben an-
 „rathen. Welch eine weise Maxime wäre
 „es nicht, wenn der siegende Theil, insbes-
 „ondere diejenigen Minister des Besiegten,
 „die den Krieg angesponnen, verfolgte, und
 „sich mehr an deren und ihrer Klienten Schäs-
 „zen und Gütern, als an der Armuth des
 „unglückseligen Landmannes erhöhlte. „ Las-
 sen Sie uns diesen Wunsch von ganzen
 Herzen unterschreiben, damit diese nieder-
 trachtige Aufwiegler, welche zwar List, aber
 nicht Tapferkeit genug besitzen, eine Welt zu
 verwüsten, sie wenigsten nicht so gemäch-
 lich, so unbesorgt verwüsten mögen.

Die Lehre von der Sanction oder Eins-
 führung der Gesetze, handelt Hr. J. mit ei-
 niger

niger Gründlichkeit ab. Man sieht, daß er die Theorie der Neuern von der Verbindlichkeit und von den Bewegungsgründen mit Verstande gelesen. Schade! daß er diese subtile Materie nicht durch Exempel aus der Geschichte erläutert!

D.

Bei dem Verleger ist zu haben:

Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist,
mit desselben in Kupfer gestochenem Bildnisse.
4to. 5 Gr.

Catalogus von neuen Büchern, so von der Michaelismesse 1759 mitgebracht worden, wird umsonst ausgegeben.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 15. November. 1759.

Acht und sechzigster Brief.

Ausserordentliche Leute haben beständig die Aufmerksamkeiten ihrer Zeitverwandten und der Nachwelt auf sich gezogen. Carl der Zwölfte, König von Schweden ist ein Beyspiel davon. Seine ausserordentlichen Begebenheiten, die, wann sie nicht von so vielen Augenzeugen bestätigt würden, Fabeln ziemlich ähnlich wären, finden noch ist beynahé so viel Aufmerksamkeit, als zu der Zeit, da sie vor sich giengen. Seine Begebenheiten mußten ausserordentlich seyn, denn dieser Monarch besaß den ausserordentlichsten Ehsinn, der zwar beständig von der Tapferkeit eines Soldaten, selten aber von der Weißheit eines Staatskundigen, oder den wahren Gesinnungen eines guten Königs

Vierter Theil. 4 und

unterstützt wurde. Carl der Zwölfte war so glücklich, daß bey seinen verwegensten Unternehmungen, in die ihm seine Unbeweglichkeit führte, und bey den sonderbaren Intriguen, in die er durch die seltsame Folge eigensinniger Handlungen verwickelt ward, sich sehr öfters ganz unverhoffte vortheilhafte Umstände zeigten, ich befürchte sonst, er würde nicht die beste Figur in der Geschichte machen, was für ein Urtheil z. B. würde die Welt wohl von Carln fällen, wenn er bey Narva, wo er mit acht tausend Mann achtzig tausend angriff, eben eine solche Russische Armee gefunden hätte, als er hernach bey Pultava vor sich fand, oder wenn er bey seinem langen Aufenhalte in der Türkei, wo er ganz und gar sein eigenes Interesse hinten ansetzte, seine Schwedische und Deutsche Provinzen mitten in dem verderblichsten Kriege beynahe vergaß, und sich mit den allerseltzamsten Projekten beschäftigte, was würde wohl die Welt gesagt haben, wenn er nicht einen Poniatowsky gefunden hätte, der aus Liebe zu Carls weit aussehens

sehenden Vorhaben, sich freiwillig der größten Gefahr aussetzte, und nach einer unermüdeten Arbeit, und den fast unbegreiflichsten Intriguen endlich einen Theil davon, zu Stande brachte; Die Welt mußte freylich schweigen, da man sahe, daß ein übermüddener, und in die Länder der Pforte geschickter König wirklich es dahin brachte, daß keinethwegen der erste Minister der Pforte abgesetzt, und desselben Nachfolger, dem Feinde des Königs von Schweden dem Czaar mit zweymal hundert tausend Mann entgegen geschickt wurde, der den Czaar am Pruth aufs Haupt schlug. Hätte nicht die Klugheit der Czaarin Catharina, und der Geiz des Groveziers den König von Schweden aller Früchte seiner Halsstarrigkeit, und der listigen Einfädelungen des Grafen Poniatowsky, auf einmahl durch einen unerwarteten Frieden verlustig gemacht; so wären die Folgen dieses Projekts sehr wichtig gewesen und die Geschichtschreiber würden nichts ermangelt haben, dasjenige, was jetzt jedermann, einer Begierde nach neuen

aufferordentlichen Dingen, und einer darin bis zum Eigensinne bewiesenen Standhaftigkeit zuschreibet, als ein wohl überlegtes Werk einer weit aussehenden Klugheit anzuführen.

Wäre Carl nicht in dem seltsamen Calahalliß bey Worniza durch ein fast unbegreifliches Glück beym Leben erhalten worden, da er sich in seinem Hause, hinter einer Verschanzung von Wagen, Karren, und Tonnen, von einer Türkischen Armee belagern, und beym Mangel der Soldaten, die versammelten Thüren und Fenster durch seinen Canzler, seine Secretarien und Hausbediente vertheidigen ließ, und auf das Dach des Hauses seine fünf Trompeter setzte, welche arme Teufel dem türkischen Canonenfeuer zum Troste blasen mußten, bis einer heruntergeschossen wurde. Wäre Carl, sage ich, in diesem Gefecht geblieben, darin er sich zwar mit unbegreiflicher Tapferkeit wehrte, aber sich dasselbe auch, wieder alle Vorstellungen seiner Freunde und Feinde durch einen unbegreiflichen Eigensinn zugezogen hatte. Wäre er geblieben, was würde die Welt

Welt von dem Tode eines Königs gesagt haben, der zu einer Zeit, da seine Reiche sich in den mislichsten Umständen befanden, den Werth seiner Person so wenig zu schätzen wußte; aber Carl blieb am Leben, und wußte selbst nach seiner Gefangnehmung seinen Feinden noch schädlich zu seyn. — Konnte sich die Welt wohl entbrechen, ihn zu bewundern.

Der Herr von Voltaire ist der einzige der uns von diesem sonderbaren Monarchen eine Geschichte geliefert hat. Ich sage eine Geschichte, dann weder Nordbergs ungeheure Compilation, noch Adlersfelds Tagebuch, noch des de la Mottraye Anekdoten, noch des Herrn von Fabricius Berichte an seinen Herrn den Herzog von Holstein, und den Freyherrn von Görz, sind für eine Geschichte zu rechnen. Aber dennoch, müßte ich mich sehr irren, oder Sie sind mit mir eins, daß es weit besser ist, Carl den Zwölften lieber aus allen diesen und mehreren andern Schriftstellern kennen zu lernen, als bloß aus dem Herrn von Voltaire. Dieser ist

zwar ein angenehmer Schriftsteller, und man kann, ihm auch nicht absprechen, daß man bei ihm besondere Nachrichten antrifft, die er von vielen vornehmen Personen, die mit an dem Schicksale Carl des Zwölften Theil gehabt haben, kann erfahren haben, aber wenn er auch gleich sagt, er habe diese oder jene Nachricht von dem Könige Stanislaus, von dem Cardinal Alberoni u. s. w. erhalten, so giebt es dennoch Ungläubige, welche der Meinung sind, daß sich der Poet in der Historie nicht ganz habe verläugnen können; und da man von bekannten Begebenheiten beweisen kann, daß sie der Herr von Voltaire, zum Behuf dieses oder jenes Charakters, dieses oder jenes witzigen Einfalls, und wer weiß die Ursachen alle — verändert vorgetragen habe, so kommt man in die Versuchung zu glauben, daß es mit gewissen nicht allzuwahrscheinlich scheinenden Anekdoten, auch nicht ganz richtig sey, obgleich vornehme Personen zu Zeugen angeführt werden. Aber eben in diese Anekdoten hat sich der Herr von Voltaire verliet,
bet,

bet, und ich müßte mich sehr irren, wenn man es nicht seiner Historie Carls des Zwölften hin und wieder ansieht, daß er sich nicht enthalten konnte, einen guten Einsfall der ihm bey einer Begebenheit einfiel, in eine Anekdote zu verwandeln.

Nordbergs Werk ist freylich weitschweifig und voll von Kleinigkeiten und unnützen Dingen. Wann aber dieser gute Priester gleich vielleicht nicht so viel Einsicht in Staats- sachen hatte, als der Herr von Voltaire, so hätte er hingegen auch nicht die Begierde wißig zu seyn, und einen einmahl angenommenen Charakter durchzusetzen, und da er allenthalben bey Carl dem Zwölften gewesen, und also ein Augenzeuge war, so verdient er viel Glaubwürdigkeit. Adlerfeld war ein Soldat, daher ist sein Tagebuch in Absicht auf die Kriege Carls des Zwölften sehr schätzbar, aber man findet auch viel zur politischen Geschichte dienliche Umstände darin. Voltaire nennet den la Mottraye, einen Domestiken des Herrn von Sabricius, (ob er es gleich nicht war, indem der Herr von

Sabreicius in einem Schreiben an den Freyherrn von Görz selbst einen englischen Kaufmann nennt) bloß damit er, da die Richtigkeit einiger Anmerkungen des de la Mottraye nicht zu leugnen war, die hämische Anmerkung machen konnte: „Man müßte freylich „bey einer Geschichtschreibung, eben so „wohl bey Königen als bey Kammerdienern, Erfundigung einziehen.“ De la Mottraye war ein Augenzeuge von vielen Begebenheiten, so während dem Aufenthalte des Königs in der Türkei vorgiengen, und hatte selbst mit Theil daran, woben er Gelegenheit hatte, dem König von Schweden wichtige Dienste zu leisten. Also wird man weder seine Reisen, noch seine Anmerkungen über Voltaires Geschichte ohne Vergnügen lesen, wenn es auch wahr seyn sollte, was jemand hat sagen wollen, daß de la Mottraye geschickter gewesen, Anmerkungen, als eine Geschichte zu schreiben. Die Talente sind verschieden!

Des Herrn von Sabreicius Briefe können Sie nun selbst beurtheilen, daß sie seit
für

kurzem aus seiner ungedruckten Französischen Handschrift übersetzt und gedruckt * worden sind. Fabricius war ein Mann von nicht gemeinen Gaben, er hatte während seines Aufenthalts in der Türkei, grossen Antheil an den Geschäften, und wurde noch dazu der besonderen Vertraulichkeit Carls des Zwölften gewürdigt, also kennete er gewiß diesen sonderbaren Monarchen sehr genau. Voltaire beruft sich öfters auf ihn, aber ob gleich durch diese Briefe verschiedene voltairische Erzählungen bestätigt werden; so dünkt mich doch, man könne darinnen mehr als einen Beweis finden, wie leicht es dem

II 5

Herrn

- * Zuverlässige Geschichte Carls des Zwölften, Königs in Schweden, während seines Aufenthalts in der Türkei; aus den noch ungedruckten Staatsbriefen des Herrn Friedrich Ernst von Fabrici damaligen Gesandten Sr. Durchl. des Herzogs und Administrators von Holstein, und Bischofs zu Lübeck, bey dem Könige zu Bender. Mit vielen geheimen Nachrichten zur Erläuterung der Historie und des Charakters des schwedischen Monarchen. Leipzig, bey Grund und Holle, 430. Seiten in Octav.

Herrn von Voltaire sey, eine Begebenheit zu vergrößern oder zu verkleinern, nur das mit er sie verschönern könne.

Re.

Neun und sechzigster Brief.

Der Herr von Voltaire hat eine Abhandlung über die Zweifel bey Lesung der Geschichte geschrieben, die ich wohl hin und wieder auf seine eigene Geschichte anwenden möchte. Er sagt in der gedachten Abhandlung unter andern: * „Plutarch erzählt, „daß Cäsar über und über geharnischt in das „Meer bey Alexandria gesprungen sey, die „eine Hand habe er mit einigen Schriften in „die Höhe gehalten, damit er sie nicht naß „gemacht, und die andere anstatt des Ruders „in Schwimmen gebraucht. Man glaube „doch von Plutarchs Gewäsche nicht ein „Wort. Vielmehr glaube man dem Cäsar „selbst, der in seinen Geschichts-Erzählung

* Der Verfasser bedienet sich hier, der zu Frankfurt am Mayn herausgekommenen deutschen Uebersetzung.

„lungen davon nicht ein Wort sagt, und
„denke gewiß dabei, daß wenn man mit Pa-
„piern in der Hand ins Meer springt, sol-
„che ohnfehlbar nicht trocken bleiben werden.“

In der Geschichte Karls des Zwölften,
sagt der Herr von Voltaire unter andern:
„In den müßigen Stunden zu Bender, habe
„sich bey dem Könige unvermerkt die Lust zum
„Bücher-Lesen eingefunden. Der Herr von
„Sabricius habe also denselben französische
„Bücher, nemlich Corneillens, Racinens,
„und Despreaux Werke zu lesen, an den
„Satiren des letztern habe er nichts schönes
„gefunden, die auch in der That nicht seine
„beste Stücke wären. Als er den Brief an
„Ludewig den Vierzehnten gelesen habe,
„wo der Verfasser Alexander als einen Tho-
„ren und Rasenden vorstellt, habe er das
„Blatt entzwey gerissen. Unter allen frantzö-
„sischen Trauerspielen haben ihm Racinens
„Mithridat, am meisten gefallen, weil der
„Zustand dieses überwundenen Königs, der
„auf nichts als Rache denkt, dem seinigen
„ganz ähnlich war. u. s. w.

O! möchte ich wohl ausrufen, man glaube doch von Voltaire's Gewäsche nicht ein Wort; vielmehr glaube man dem Herrn von Fabricius selbst der in seinen Briefen von diesem Märchen nicht ein Wort sagt, und denke gewiß dabey, daß der Herr von Voltaire nichts im Sinne gehabt hat, als bey dieser guten Gelegenheit, den Satiren des Despreaux eins zu versetzen, und eine sinnreiche Vergleichung zwischen Mithridat und Carl anzubringen.

Dergleichen Zweifel über die Voltairische Geschichte sind mir bey Durchlesung der Briefe des Herrn von Fabricius öfters in die Gedanken gekommen. Es ist wahr, meine Zweifel betreffen mehrentheils nur Nebenumstände, aber ich will auch nicht mehr beweisen, als daß der Herr von Voltaire sich kein Gewissen macht Begebenheiten zu vergrößern, anders zu erzählen oder gar umzuschmelzen, wann er es zu einigen Absichten nöthig hat, oder mehrentheils auch, bloß damit er seinem Witz, und gewiß öfters sehr zur Unzeit freyen Lauf geben kann.

Vol.

Voltaire berichtet von dem Aufenthalt des Königs in Demotica: „Er blieb schon „ganzer Monate im Bette liegen, und stellte „sich als ob er krank sey: Nur der Kanzler „Müller, Grothausen und der Oberne „Düben, speiseten mit ihnen. Sie hatten „keinen nothwendigen Hausrath, dergleichen „sich die Franken bedienen, dann es war ihnen „alles bey der Benderschen Begebenheit geran- „bet worden; also daß sich nichts weniger als „Pracht und Wohlleben, bey ihren Mahlen „fand.“ Bisshier ist alles noch glaublich, aber dem Herrn von Voltaire war es nicht wunderbar genug, er setzt also noch hinzu: „Sie warteten einander selbst bey der Tafel „auf, und der Kanzler Müller vertrat die „ganze Zeit, das Amt eines Kochs.“ Kann man etwas seltsamers hören. Fabricius berichtet, daß er, Jeff:reys und de la Moette, einige sechzig Personen gleich nach der Benderschen Calabalik von den Tartaren freygekauft hätten, welche in dem Gefolge des Königes von Bender abgegangen wären. Ist es wohl zu vermuthen, daß unter dieser

An

Anzahl nicht die nöthigsten Hausbedienten des Königs sollten gewesen seyn. Oder läßt es sich wohl gedenken, daß Fabricius, der sich nach seinem eigenen Berichte in der dortigen Gegend ein Landgut gemiethet hatte, wo er wie ein Prinz lebte, dem König die nöthigste Bedienung sollte haben mangeln lassen, und ihm von sechs und mehr Köchen die er vielleicht hatte, nicht sollte einen geliehen haben. — Der Herr von Voltaire läßt den Herrn von Müllern dieses Amt verwalten. Wann er nur wenigstens nicht hinzu setzte: Die ganze Zeit über, so könnte man glauben, man habe etwa einmahl aus der Noth eine Tugend gemacht. Aber kann man wohl im Ernste sich vorstellen, daß dieser würdige und verdiente Minister, bei der Menge der Unterhandlungen und Geschäfte die in Demotica vorkamen, Zeit zu einer so nichtswürdigen Beschäftigung übrig gehabt haben sollte. Fabricius meldet in seinen Briefen zwar, daß wegen einer Krankheit des Herrn von Müllern alle Geschäfte liegen geblieben wären, aber er meldet nicht, daß der König deswegen nichts

nichts zu essen gehabt hätte. Mich dünkt auch der Favorit Grothausen, vielleicht der einzige Weichling unter Carls Gefolge, den Fabricius an einem Orte den größten Zuckersfresser von der Welt nennet, würde ohnfehlbar mit des Canzlers Kochwerk nicht sehr zufrieden gewesen seyn. Doch der Herr von Voltaire mußte ja etwas sonderbares vorbringen.

Er erzählet, Grothausens Agenten hätten von einem englischen Kaufmanne, zu funfzig Procent aufborgen müssen; der Herr von Fabricius aber vermindert das Wunder, indem er an den Freyherrn von Görz schreibt: „Ew Excellenz können hieraus urtheilen, ob „die Zinsen die wir dem Herrn Cooke geben, „und die sich ohngefehr auf 25 Procent belaufen in diesem Lande so ungeheuer groß sind „wo der reichste Mann 15 Procent bezahlt.

Bei der Erzählung des Benderschen Casabalis die Voltaire nach seinem eigenen Berichte aus des Herrn von Fabricius Briefen genommen hat, hat er doch viele kleine Umstände hinzugesetzt, verbessert und vermehrt,
ich

ich will nur ein paar hersehen, die mir eben in die Augen fallen.

Fabritius berichtet, daß er den König gefragt habe, ob es wahr sey, wie das Gerüchte gienge, daß Se Maj. funfzehn Janitscharen mit eigener Hand erlegt hätten; dis ist Voltairen nicht wunderbar genug, also setzt er zwanzig, und läßt das Ende der Rede weg, wo der König sagt: „daß er sich nur einen erinnere, der ihn gegen „die Wand gedrängt, und dem er den „Degen bis ans Hest in den Leib geboret, „nebst noch zween andern in seiner eigenen „Kammer, welche er todt glaube.

Fabritius sagt, der König sey bey seiner Abreise aus Bender, ohne Seitengewehr gewesen, Voltaire giebt vor, man habe ihm seinen Degen wiedergegeben.

Der Beschluß künftighin

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 23. November. 1759.

Beschluß des neun und sechzigsten Briefes.

So macht es Voltaire auch, mit der Nachricht von der Gefangennehmung des Königs Stanislaus, alles muß sich wunderlich, beynahe in einem Augenblick, und mit seltsamen Umständen zutragen. Fabricius muß des Stanislaus Gefangennehmung erfahren, als er Caeln auf der ersten Tagereise von Bender begleitete. Der König bittet ihn zum Stanislaus zu eilen, Fabricius nimmt solches auszurichten, mit des Bassa Erlaubniß, einen Janitscharen zu sich. Er begegnet bald dem Haufen der Soldaten, die den König Stanislaus führten, und kommt mitten unter ihnen

Vierter Theil.

F

(ge)

(gerade als ob die Escorte eines so wichtigen Gefangenen, jemanden so ohne Umstände mitten unter sich reiten ließe) zu einem Reuter, der auf französisch gekleidet, und schlecht genug beritten war. Den fragt er auf Deutsch, wo denn der König von Polen wäre? und eben dieser, zu dem er solches redete, war Stanislaus selbst, den er in solcher Verkleidung nicht erkannte: Er was, fing der König an, erinnert ihr euch meiner nicht mehr?

Alle diese sonderbare Umstände hat der Herr von Voltaire gewiß nicht in des Herrn von Fabricius Briefen, sondern vielmehr bloß in seiner eigenen glühenden Einbildungskraft gefunden; Lassen Sie uns einmahl diese seltsame sonderbare Voltairischen Erzählung mit der natürlichen und wahren Erzählung des Herrn von Fabricius vergleichen. Bemerken Sie zuörderst nur, daß der Herr von Voltaire Begebenheiten, die wenigstens vierzehn Tage und mehr, erfordert haben, auf einen Tag zusammen ziehet, um das wunderbare zu vermehren. Er läßt Carlin gleich

gleich den Tage nach dem Calabalit von Tens-
 der abreisen, und auch noch an denselben
 Tag die Unterredung des Königs Stanis-
 laus mit dem Herrn von Fabricius vorge-
 hen, es erhellet aber aus den Briefen des
 letztern nicht allein deutlich, daß der König
 von Schweden, nach dem Angriffe seines
 Hauses, welcher etwa den eilften Februar
 1713 geschehen, beynabe acht Tage in Tens-
 der geblieben: sondern auch, daß der König
 Stanislaus um eben diese Zeit* des Cal-
 abalits, zu Jassy, der Hauptstadt in der
 Moldau angekommen sey. (Wie konnte er
 denn also um dieser Zeit schon ohnweit Tens-
 der gewesen seyn). Herr von Fabricius
 erfuhr diese Nachricht zuerst durch einen
 Courier aus Deutschland; als er sich kurz
 darauf zu dem Könige von Schweden begab,
 um demselben diesen unvermutheten Zufall
 kund zu thun, so fand er, daß derselbe be-
 reits vorher durch den Batta davon war
 benachrichtiget worden. Sie hatten hierüber
 eine lange Unterredung, worin der König

F 2

durch-

16. den 49ten Brief, S. 272.

durchaus verlangte, daß der Herr von Fabricius einen zuverlässigen Mann zum König Stanislaus schicken sollte, um ihm zu sagen, daß er dahin sehen mußte, daß die Türken nicht erkannten, wer er sey, obgleich Fabricius dagegen einwandte, daß es zu spät sey, indem ihn die Türken bereits erkannt hätten. Der Herr von Fabricius begleitete den König den Tag seiner Abreise von Bender, zwey oder drey Meilen, bis nach Eauschan, der Hauptstadt des Landes Budjak, von da er Abends wieder zu Bender anlangte. * Der Hospodar der Moldau, hatte unterdessen den Stanislaus auf Befehl des Bassa von Bender, nach Bender gesandt, und erst den 1ten Merz, den zwölften Tag nach der Abreise des Königs von Schweden, ** reiste er von Jassy ab. Der Herr von Fabricius schreibt ferner, daß er den König Stanislaus, NB. ohne daß der Bassa etwas davon wußte, einem Dorfe, eine Meile von Bender,

* S. 276. 277.

** S. d. 52sten Brief S. 282.

der, und zwar incognito, und als ein Tartar verkleidet* gesprochen habe. Der Herr von Voltaire, hat es also sicher bloß vor die lange Weile erdichtet, daß Fabricius dem Könige mit Erlaubniß des Bassa in Begleitung eines Janitscharen entgegen geritten seyn, und daß er ihn deutsch angeredet habe. Der Herr von Voltaire glaubet doch wohl nicht, daß die Tartern deutsch reden!

Ich will nichts mehr anführen, denn Sie möchten mir vorwerfen, daß ich sie alzulange mit Kleinigkeiten aufhielte. — Doch diese Kleinigkeiten können wenigstens beweisen, daß es der Herr von Voltaire mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt. Inzwischen ist dieser Beweis gerade der kleinste Nutzen den die Bekanntmachung der Briefe des Herrn von Fabricius haben kann. Das vornehmste sind Nachrichten, von den wichtigsten Unterhandlungen, die vor ohngefähr fünf und vierzig Jahren Staatsgeheimnisse waren, und die jetzt einem Liebhaber der Geschichte dienen können, den

F 3

Char

* S. 290.

Charakter der Personen, die damals auf dem Schauplaze die größte Rolle spielten, näher einzusehen.

Seine Briefe haben übrigens ziemlich das Ansehen von französischen Memoires: Wichtige Nachrichten, mit kleinen Anekdoten und zuweilen mit lustigen Einfällen vermischt. Der Verfasser schreibt leicht und angenehm, und wenn er in den Briefen an den Herzog zuweilen einigermaßen sich in dem Kanzleystyl zu verstecken scheint; so schreibt er hingegen an den Baron von Görz desto freyer und spaßhafter. Hier ist eine Stelle, die Ihnen zugleich anstatt eines Beispiels von seiner Schreibart seyn kann: „Der Woywode von „Kiow, oder Großgeneral der Cossaken, „Namens Orlik, und der Sohn des Chan, „sind in Pohlen eingedrungen. - Der Oberste „Zulich, und dreßsig andere Schwedische „Officiere begleiten sie. Die Jahreszeit ist „sehr günstig, dann es tauet seit sechs Wo- „chen nicht. Die Leute sind dergestalt zur „Kälte gewöhnet, daß der junge Sultan „selbst alle Nächte ohne Zelt campiret, und
wann

„wann ein Tartar sich über die Kälte, be-
 „schweret, so wird er mit einem Rantschuh
 „warm geprügelt. Der König ist ihnen
 „anderthalb Tagereisen gefolget, und ungeach-
 „tet es eine Kälte von E * * * war, so
 „habe ich mich gleichwohl sehr gehütet zu
 „klagen, aus Furcht für einer mitleidigen
 „Erinnerung auf Tartarisch. — — Ich
 „hoffe einige kleine Merkwürdigkeiten aus
 „diesen Ländern mitzubringen, z. B. türkis-
 „sche Bügel, gestickte Tücher für Frauen-
 „zimmer, einen kleinen Mohren für die
 „Durchl. Herzogin, imgleichen ein cyrkasie-
 „sches Mädchen. Doch ich bin nicht Bürge
 „dafür, daß sie Jungfer ist, weil diese Waare
 „hier sehr rar ist, so wie in allen andern
 „Ländern, indem eine Jungfer in Constans-
 „tinopel 2000 bis 3000 Rthlr. und herge-
 „gen ein anderes Mädchen, die eben so schön
 „ist 400 bis 500 Rthlr. kostet. Ew. Ex-
 „cellenz sehen, daß eine Jungferschaft hier
 „zu Lande kostbar ist, da man sie hingegen
 „in Hamburg für 20 oder 30 Rthlr. verkauft.
 „Es ist kein Ort in der Welt, wo man sich
 bes

„besser darauf verstehet, als zu Constantino-
 „pel. Ich werde mich bey Gelegenheit dar-
 „auf legen, um einmahl meine künftige Frau
 „zu beziehen, wann sie sichs einfallen lieffe,
 „mich beziehen zu wollen. u. s. w.

Ich habe Ihnen, glaube ich, schon gesagt,
 daß diese Briefe aus der ungedruckten franzö-
 sischen Urkunde übersetzt worden sind; die
 Uebersetzung scheint gut zu seyn, sie ist fließ-
 send, und läßt sich noch lesen. Nur scheint
 es, daß der Uebersetzer zuweilen in der Eil allzu
 sehr dem Wortverstande gefolget, sonst würde
 er vielleicht nicht z. B. la Crimée (die Crimmi-
 sche Tartaren) durch Crimäa gegeben haben;
 oder an einem Orte wo der Verfasser von den
 Intriguen des Hofes redet und zum Freyhern
 von Görz sagt: mais votre Excellence qui
 connait la Charte du Pays, den Worten nach
 übersetzt haben: Ew. Excellenz die die
 Charte des Landes kennen. Doch die
 Wahrheit zu sagen, dieses sind nicht eigentlich
 Fehler, sondern vielmehr nur kleine Flecken,
 die den Leser auf eine unangenehme Art erin-
 nern, daß er nicht ein Original, sondern eine
 Ueber-

Uebersetzung liest. Wolte Gott alle Uebersetzungen liessen sich noch so gut lesen als diese.

Doch kann ich nicht umhin, Ihnen zu ihrer Warnung bey diesen Gelegenheiten ein paar grobe Fehler anzuzeigen, die ich in der deutschen Geschichte Carls des Zwölften bemerkt habe, ohnerachtet ich das Original nicht bey der Hand hatte. In dem Pirronisme de l'histoire, welchen der deutsche Uebersetzer dem Lebens Carls XII. vorgesetzt hat, heist es bey Gelegenheit der Thorheiten die die Reisebeschreiber von den orientalischen Völkern zu verbreiten pflegen: *Pour un Voyageur comme Chardin, que de voyageurs comme Paul Lucas* der Uebersetzer aber wirft auf eine unverantwortliche Art, beyde in eine Classe, und sagt: „Was soll man von solchen Reisenden, wie „Chartin, Paul Lucas, u. a. sind, halten.

Im fünften Buch der Geschichte Carls des Zwölften erzehlet Herr von Voltatre, daß Grothausen mit dem Gelde des Königs sehr freigebig gewesen sey; Er habe eines Tages die Rechnung von 60000 Rthlr. in zwey Zeilen gemacht, nemlich: „10000 Rthlr. an die

„Schweden und Janitscharen auf Ew. Majestät gnädigsten Befehl, gegeben, den Rest habe ich verzehret. Auf diese Art, rief Carl aus, mag ich am liebsten, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. Müller macht, daß ich wegen 10000 Franken ganze Seiten lesen muß, dafür gefällt mir Grotens lafonische Schreibart besser. „Voilà, comme j'aime que mes amis me rendent leurs comptes giebt der Uebersetzer: sehet wie gern ich es habe, daß mir meine Freunde ihre Rechnung machen.

Das sind nur ein Paar von ohngefähr entdeckte Fehler, die mich aber ungemein mißtrauisch gemacht haben. Ich vergebe einem Uebersetzer immer die Stellen am ungernsten, die im Deutschen gar keinen vernemlichen Verstand haben. Sie zeugen nicht allein allzu deutlich, daß der Uebersetzer seine Urkunde nicht verstanden habe, sondern auch, daß er nichts gedacht, und nur bloß mechanisch gehandelt habe, als er solche Stelle niederschrieb.

Re.

Sie-

Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn * Lessings.

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange genug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz verwerfen wollen; endlich aber habe er sie, in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, sagt er, „bey keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bey der Fabel. „Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen „Raume der Poesie und Moral. Ich hatte „die alten und neuen Fabulisten so ziemlich „alle, und die besten von ihnen mehr als „einen

* Berlin bei C. F. Voss in 300.

„einmahl gelesen. Ich hatte über die Theos-
 „tie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich
 „oft gewundert, daß die gerade auf die
 „Wahrheit führende Bahn des Aesopus,
 „von den Neuern, für die blumenreichen
 „Abwege der schwaghaften Gabe zu erzhlet
 „so sehr verlassen werde. Ich hatte eine
 „Menge Versuche in der einfältigen Art des
 „alten Phrygiers gemacht. 2c.

Und kurz; hieraus ist das gegenwärtige
 kleine Werk seiner Fabeln entstanden, wel-
 ches man als den ersten Band der gänzli-
 chen Umarbeitung seiner Schriften anzuse-
 hen hat. Ich muß die Ordnung, die er
 darin beobachtet, umkehren, und Ihnen vor-
 her von seinen beygefügtten Abhandlungen
 über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe
 ich die Fabeln selbst ihrem Urtheile unter-
 werfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünf. Die
 erste, welche die weitläufigste und dabey die
 wichtigste ist, untersucht das Wesen der
 Fabel. Nachdem die Eintheilung der Fa-
 beln in einfache und zusammengesetzte,
 (das

(das ist in solche, die bey der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen, oder doch als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche de la Motte, Richer, Breisinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet haben, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten, Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. In der Erklärung des Richer setzt er vornehmlich dieses aus, daß sie ein bloßes allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, „sagt

„sagt er, heisset überhaupt jede sinnliche Vor-
 „stellung eines Dinges, nach einer einzigen
 „ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt
 „mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche
 „Veränderungen, deren das Ding fähig ist,
 „sondern allein die in der es sich in einem
 „und eben demselben Augenblicke befindet.
 „In einem Bilde kann ich also zwar wohl eine
 „moralische Wahrheit erkennen, aber es ist
 „darum noch keine Fabel. Der mitten im
 „Wasser dürstende Cantalus ist ein Bild, und
 „ein Bild das mir die Möglichkeit zeigt, man
 „könne auch bey dem grössten Ueberflusse dar-
 „ben. Aber ist dieses Bild deswegen eine
 „Fabel? — Ein jedes Gleichniß, ein jedes
 „Emblema würde eine Fabel seyn, wenn sie
 „nicht eine Manigfaltigkeit von Bildern, und
 „zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden
 „Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das
 „nothwendig erforderte, was wir durch das
 „Wort Handlung ausdrücken. — Mit dies-
 „sen Worten verbindet er aber einen viel wei-
 „tern Sinn, als man gemeiniglich damit zu
 „verbinden pflaget, und versteht darunter jede
 Fabel

Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nemlich eine Unternehmung seyn müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeigt er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeige, hat seine Erklärung nur von einem einzigen in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret, und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epöee und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beyden letztern, sagt er, „muß außer der Absicht, welche „der Dichter damit verbindet, auch eine innere, „ihm selbst zukommende Absicht haben.,, Die Handlung der ersten braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht etc. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften, welche jene erregen sollen,
und

und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nunmehr zusammen, und sagt: „In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die allgemeine Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich, nicht bloß einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Sage in ihm entdeckte, sondern diesen ganz anschauend darinn erkenne. — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunsttrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen; dieser, nemlich: der einzelne Fall, aus welchen die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 29. November. 1759.

Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beyspielen gezeigt, läßt er sich auf psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der practischen Eittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen. Er findet diese Ursache darinn, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß ver hindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß, zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich

Vierter Theil. D steht,

steht, erhöht werden soll. Er zeigt hierauf,
 daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirkli-
 chen gekannt, aber eine falsche Anwendung da-
 von gemacht habe, weil er sie aus einer unrech-
 ten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nem-
 lich, die historischen Exempel hätten deswegen
 eine grössere Kraft zu überzeugen, als die Fa-
 beln, weil das Vergangene gemeiniglich dem
 Zukünftigen ähnlich sey. Unser Verfasser
 aber sagt: „Hierinn, glaube ich, hat Aristos-
 teles geirret. Von der Wirklichkeit eines
 „Falles, den ich nicht selbst erfahren habe,
 „kann ich nicht anders als aus Gründen der
 „Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich
 „glaube bloß deswegen, daß ein Ding gesche-
 „hen, und daß es so und so geschehen ist,
 „weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst
 „unwahrscheinlich seyn würde, wenn es
 „nicht, oder wenn es anders geschehen
 „wäre. Da also einzig und allein die
 „innere Wahrscheinlichkeit mich die ehe-
 „malige Wirklichkeit eines Falles glauben
 „macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit
 „sich eben sowohl in einem erdichteten Falle
 find

„finden kann: was kann der Wirklichkeit des
 „erstern für eine grössere Kraft auf meine Ue-
 „berzeugung haben, als die Wirklichkeit des
 „andern? Ja noch mehr: da das historisch
 „Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist;
 „da Aristoteles selbst sagt, daß das Vergan-
 „gene nur gemeiniglich dem Zukünftigen
 „ähnlich sey: der Dichter aber die freye Ge-
 „walt hat, hierinn von der Natur abzugehen,
 „und alles, was er für wahr ansieht, auch
 „wahrscheinlich zu machen: so sollte ich mei-
 „nen, wäre es wohl klar, daß der Fabel
 „überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueber-
 „zeugungskraft, der Vorzug vor den historis-
 „schen Exempeln gebühre., — Und nunmehr
 trägt der Verfasser seine völlige Erklärung
 der Fabel vor, und sagt: Wenn wir einen
 allgemeinen moralischen Satz auf einen
 besondern Fall zurückführen, diesem be-
 sondern Falle die Wirklichkeit ertheilen,
 und eine Geschichte daraus dichten, in
 welcher man den allgemeinen Satz an-
 schauend erkennet: so heisst diese Erdich-
 tung eine Fabel.

Die zweyte Abhandlung betrifft den Gebrauch der Thiere in der Fabel. „Der „größte Theil der Fabeln, sagt der Verfasser, „hat Thiere, oder wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist „hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche „Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darinn „zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist „es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich „keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber „zu Ehren des ersten Erfinders, beynbehält, „weil er wenigstens schmacklich ist — quod „risum movet? Oder was ist es? „Battaux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflickt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeigt, daß die Einführung

rung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar
 ist, indem es darinn vorausgesetzt und an-
 genommen werde, daß die Thiere und andere
 niedrige Geschöpfe, Sprache und Vernunft
 besitzen. Seine Meinung gehet also dahin,
 daß die allgemein bekannte Bestandtheil
 ihrer Charaktere diese Voraussetzung veran-
 laßt und so allgemein beliebt gemacht habe.
 „Je tiefer wir, setzt er hinzu, auf der Leiter
 „der Wesen herab steigen, desto seltener kom-
 „men uns dergleichen allgemein bekannte
 „Charaktere vor. Dieses ist denn auch die
 „Ursache, warum sich der Fabelist so selten
 „in den Pflanzenreiche, noch seltener in dem
 „Steinreiche, und am allerseltensten viel-
 „leicht unter den Werken der Kunst finden
 „läßt. Denn, daß es deswegen geschehen
 „sollte, weil es stufenweise immer unwahrs-
 „cheinlicher werde, daß diese geringern Wes-
 „te der Natur und Kunst, empfinden, den-
 „ken und sprechen könnten, will mir nicht
 „ein. Die Fabel von dem ehernen und irdes-
 „nen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter
 „und unwahrscheinlicher, als die beste Fabel.

„B. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtige Eintheilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft. Schon Wolf hat bloß die Benennungen davon beibehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder solche Handlungen und Eigenschaften, überhaupt solche Prädicate, die ihnen zukommen, oder solche die ihnen nicht zukommen, belege. In dem ersten Falle hießen es vernünftige Fabeln: in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hießen sie alsdenn, wenn sie etwas so wohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen, und man wohl gar daraus schliessen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sey, auf die Natur der Geschöpfe

schöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln auf-
führt. Diese Klippe also zu vermeiden glaubt
er, man werde am sichersten die Verschieden-
heit der Fabeln auf die verschiedene Möglich-
keit der einzeln Fälle; welche die enthalten,
gründen können. Diese Möglichkeit aber ist
entweder eine unbedingte oder eine bedingte
Möglichkeit; und um die alten Benennungen
gleichfalls beizubehalten, so nennet er diejes-
nige Fabeln, vernünftige Fabeln, deren einzel-
ner Fall schlechterdings möglich ist; diejenigen
hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraus-
setzungen ist, nennet er sitzliche Fabeln. Die
vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung
fähig; wohl aber die sitzlichen. Denn die
Voraussetzungen betreffen entweder die Subs-
jecte der Fabeln, oder die Prädicate dieser
Subjecte. Fabeln, worinn die Subjecte vors-
ausgesetzt werden, nennet er mythische Fa-
beln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigens-
chaften wirklicher Subjecte angenommen wer-
den, nennet er hyperphistische Fabeln. Die
ferner daraus entstehende vermischte Gattun-
gen nennet er die vernünftig, mythischen

die vernünftig hyperphysischen, und die hyperphysisch mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Gräbelen! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen sey, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage, gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Speculation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er characterisirt den Vortrag des Aesopus und Phädrus, und scheint mit dem Vortrage des la Fontaine am

am wenigsten zufrieden zu seyn. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präcision, und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzusfügen gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene wesentlichere Schönheiten seyn solle. „Welch Bekenntniß! ruft unser Verfasser aus. „In meinen Augen „macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, „als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie „wunderbar ward es von dem französischen „Publico aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, „und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür sie geleistet war. Kaum „könnte es auch anders seyn; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für „Franzosen, bey welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein wichtiger Kopf unter ihnen, „der hernach das Unglücke hatte, hundert Jahr „wichtig zu bleiben, * meinte so gar, la Fontaine

„taine habe sich aus bloßer Albernheit
 „(par betise) dem Phädrus nachgesetzt; und
 „de la Motte schrie über diesen Einfall:
 „mot blaisant, mais solide! — Er gehet
 hierauf die Zierrathen durch, deren die
 Fabel, nach dem Baccoux, fähig seyn soll,
 und zeigt, daß sie schnurstracks mit dem Wes-
 sen der Fabel streiten. Sogar Phädrus
 thut ihm nicht ungetadelt davon, und er
 ist kühn genug, zu behaupten, daß Phädrus
 so oft er sich von der Einfalt der griechischen
 Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen
 plumpen Fehler begehe. Er giebt verschie-
 dene Beweise hiervon, und drohet seine Ver-
 schuldigung vielleicht gar durch eine eigene Aus-
 gabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich
 besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser
 Abhandlung am wenigsten durchkommen, und
 er wird von Glück zu sagen haben, wenn man
 ihm keine schlimmere Absicht giebt, als die
 Absicht, seine eigene Art zu erzählen, so viel
 als möglich, zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste,
 und redet von einem besondern Nutzen
 der

der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den heuristischen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so rath er vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen: „und die allmählichen „Stufen von diesem Finden zum Erfinden, sagt er, „sind es eigentlich, was ich durch „verschiedene Versuche meines zweyten Buches habe zeigen wollen. Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyspielen werden Sie sich einen deutlichen Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel, von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn

anderer

andere Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweyten Buchs.

„Eine stolze Krähe schmückte sich mit den
 „ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue,
 „und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt
 „zu seyn glaubte, unter diese glänzende Vö-
 „gel der Juno. Sie ward erkannt; und
 „schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnä-
 „beln auf sie, ihr den betriegerischen Puz aus-
 „zureißen. Lasset nach! schrie sie endlich;
 „ihr habt nun alle das eurige wieder. —
 „Doch die Pfaue, welche einige von den eige-
 „nen glänzenden Schwingsfedern der Krähe be-
 „merkt hatten, versetzten: Schweig, armse-
 „lige Narrin; auch diese können nicht dein
 „seyn und hackten weiter. —

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich
 aus alten Stücken zum Theil zusammen ge-
 setzt ist: denn es liegt eine neue Moral darinn.
 „So geht es dem Plagiarius! Man ertappt
 „ihn hier; man ertappt ihn da; und endlich
 „glaubt

„glaubt man, daß er auch das, was wirklich
„sein eigen ist, gestohlen habe. — Oder
die Fabel von den Fröschen, die sich einen
König erbeten hatten:

Die dreyzehnte des zweyten Buchs.

„Zevs hatte nunmehr den Fröschen einen
„andern König gegeben; anstatt eines fried-
„lichen Koces, eine gefräßige Wasserschlange
„ge. Willst du unser König seyn, schrien die
„Frösche, warum verschlingst du uns? —
„Darum, antwortete die Schlange, weil ihr
„um mich gebeten habt. — Ich habe nicht
„um dich gebeten! rief einer von den Fröschen,
„den sie schon mit den Augen verschlang. —
„Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto
„schlimmer. So muß ich dich verschlingen,
„weil du nicht um mich gebeten hast.

Diese Fabel fängt da an, wo die alte auf-
hört, und erhält dadurch gleichsam eine Art
von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und
aus diesen Proben werden Sie zugleich
von dem Tone und der Schreibart uns-
fers Fabulisten urtheilen können. Jedes
von den drey Büchern enthält dreyßig Fa-
beln;

beln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweiten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheint er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen
 „von Ebenholz, mit dem er sehr weit und
 „sehr sicher schoß, und den er ungemein
 „werth hielt. Einst aber, als er ihn aufs
 „merksam betrachtete, sprach er: Ein wenig
 „zu plump bist du doch! Alle deine Zierde
 „ist die Glätte. Schade! Doch dem ist ab-
 „zuhelfen; fiel ihm ein: Ich will hingehen,
 „und den besten Künstler Bilder in den Bo-
 „gen schnitzen lassen. Er ging hin, und
 „der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf
 „den Bogen, und was hätte sich besser auf
 „einen Bogen geschickt, als eine Jagd? Der
 „Mann war voller Freuden. „Du verdienst
 „nest diese Zierrathen mein lieber Bogen!“

„Ja

„Indem will er ihn versuchen; er spannt,
„und der Bogen — zerbricht.

Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde; die große Welt
„ist nicht für den Weisen, ist nicht für den
„Dichter! Man kennet da ihren wahren
„Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach
„genug, ihn mit einem wichtigen zu vertaus-
„schen. — In den ersten Zeiten war die
„Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer
„Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es
„aber bald müde, in den einsamen Büschen
„zu wohnen, und da von niemand, als
„dem fleißigen Landmanne, und der unschul-
„digen Schäferin gehöret und bewundert zu
„werden. Sie verließ ihre demüthigere
„Freundin, und zog in die Stadt. Was
„geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit
„hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so ver-
„lernte sie es nach und nach, und lernte das
„für — bauen.

Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last
„und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu
„pflügen

„pflügen, und mit eigener Hand den rein
„Saamen in den lockern Schoos der wi-
„gen Erde zu streuen. Auf einmal st-
„unter dem breiten Schatten einer Lu-
„eine göttliche Erscheinung vor ihm da!
„Geis stupte. Ich bin Salomo: sagte
„vertraulicher Stimme des Phantom. §
„machst du hier, Alter? Wenn du Sal-
„bist, versetzte der Alte, wie kannst du
„gen? Du schiffest mich in meiner Ju-
„zu der Ueise; ich sahe ihren Wandel,
„lernte von ihr fleißig seyn und sam-
„Was ich da lernte, das thue ich no-
„Du hast deine Lektion nur halb g-
„versetzte der Geist. Geh noch einma-
„zur Ueise, und lerne nun auch vo-
„in dem Winter deiner Jahre ruhen un-
„Gesammelten genießen:

lich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigen Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehr angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.* Bynckershoek, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner &c. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Co.

- * Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergae impensis Hered. Felleckeri 1760. 2. Alph. 4. Bogen.

Eogar von Leibnizen finden sich in dem vierten Buche ein Duzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr, als einig jetzt versaltete Neuigkeiten. Die folgenden sechs aber an den berühmten Suetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die Zwen ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. Suetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der classischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibniz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschiene arbeitete: so ließ er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen

Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie
 ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus,
 daß man ihm einen Autor geben möchte, bey wel-
 chem sich Philosophie, und eine gesunde Philoso-
 phie anbringen ließe. Man schlug ihn in dieser
 Absicht den ältern Plinius, den Mela, die
 Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apule-
 jus, den Capella und den Borthius vor.
 „Mich zum Plinius zu entschließen, schreibt er,
 „verstehe ich zu wenig von der Arzneygelahrtheit;
 „und von den Schriftstellern des Ackerbaues
 „schreckt mich meine geringe Kenntniß der Oeko-
 nomie ab. Er wählte also den Martianus
 Capella, und das Urtheil, das er von diesem
 Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte
 hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser
 zu verschaffen, als er isiger Zeit wohl haben mag:
 Martianum Capellam, usus ingentis auctorem,
 gratum varietate, scientias non libantem tantum,
 sed intransantem, solum ex superstitibus scriptorem
 ejusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er
 fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten,
 und wollte die Anmerkungen des Grotius,
 die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht
 hat,

hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welches Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibniz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hannover an den Guetius schreibt, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibniz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählt, und daß es eben nicht der Einsicht des Guetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibniz kannte sich wirklich besser, als ihn Guetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihn dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich

Bezirke der Wissenschaften nichts;
 ihm nichts zu groß war. Nur ba-
 daß man ihm einen Autor geben mö-
 dem sich Philosophie, und eine gesu-
 phie anbringen ließe. Man schlug
 Absicht den ältern Plinius, den
 Schriftsteller vom Ackerbaue,
 jus, den Capella und den Bor-
 „Mich zum Plinius zu entschließen,
 „verstehe ich zu wenig von der Arznei
 „und von den Schriftstellern des
 „schreckt mich meine geringe Kenntniß
 nomie ab. Er wählte also den N
 Capella, und das Urtheil, das er v
 Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft,
 hinlänglich genug seyn, dem Capella m.
 zu verschaffen, als er iziger Zeit wohl habe
 Martianum Capellam, usus ingentis auc-
 gratum varietate, scientias non libantem tai-
 sed intransantem, solum ex superstitionibus scripto-
 ejusdam artium liberalium encyclopædiæ.
 fing auch schon wirklich an daran zu arbeit-
 und wollte die Anmerkungen des Grotii,
 die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht

hat,

beln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweiten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheint er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen
 „von Ebenholz, mit dem er sehr weit und
 „sehr sicher schoß, und den er ungemein
 „werth hielt. Einst aber, als er ihn auf-
 „merksam betrachtete, sprach er: Ein wenig
 „zu plump bist du doch! Alle deine Zierde
 „ist die Glätte. Schade! Doch dem ist ab-
 „zuhelfen; fiel ihm ein: Ich will hingehen,
 „und den besten Künstler Bilder in den Bor-
 „gen schnitzen lassen. Er ging hin, und
 „der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf
 „den Bogen, und was hätte sich besser auf
 „einen Bogen geschickt, als eine Jagd? Der
 „Mann war voller Freuden. „Du verdienst
 „nest diese Zierrathen mein lieber Bogen!“

„Ins

„Indem will er ihn versuchen; er spannt,
„und der Bogen — zerbricht.

Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde; die grosse Welt
„ist nicht für den Weisen, ist nicht für den
„Dichter! Man kennet da ihren wahren
„Werth nicht, und ach! sie sind oft schwach
„genug, ihn mit einem wichtigen zu vertau-
„schen. — In den ersten Zeiten war die
„Schwalbe ein eben so tonreicher, melodischer
„Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es
„aber bald müde, in den einsamen Büschen
„zu wohnen, und da von niemand, als
„dem fleißigen Landmanne, und der unschul-
„digen Schäferin gehöret und bewundert zu
„werden. Sie verließ ihre demüthigere
„Freundin, und zog in die Stadt. Was
„geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit
„hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so ver-
„lernte sie es nach und nach, und lernte das
„für — bauen.

Der Geist des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last
„und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu
„pflügen

„pflügen, und mit eigner Hand den reinen
„Saamen in den lockern Schoos der willi-
„gen Erde zu streuen. Auf einmal stand
„unter dem breiten Schatten einer Linde,
„eine göttliche Erscheinung vor ihm da! der
„Greis stuzte. Ich bin Salomo: sagte mit
„vertraulicher Stimme des Phantom. Was
„machst du hier, Alter? Wenn du Salomo
„bist, versetzte der Alte, wie kannst du fras-
„gen? Du schicktest mich in meiner Jugend
„zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel, und
„lernte von ihr fleißig seyn und sammeln.
„Was ich da lernte, das thue ich noch. —
„Du hast deine Lektion nur halb gelernt,
„versetzte der Geist. Geh noch einmal hin
„zur Ameise, und lerne nun auch von ihr,
„in dem Winter deiner Jahre ruhen und des
„Gesammelten genießen:

G.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 6. December. 1759.

Ein und siebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie so viel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, fieng bereits im vorigen Jahre an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweiten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Piphius zu liefern. Es scheint aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechens aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nehme

Vierter Theil, 3 lich

lich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beytrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lezenswürdigen Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehr angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.* Bynckershoek, Beverland, Gisbert Cuper, d' Orville, J. A. Fabricius, Grävius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner &c. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Co.

- * Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergae impensis Hered. Felleckeri 1760. 2. Alph. 4. Bogen.

Eogar von Leibnizen finden sich in dem vierten Buche ein Duzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr, als einig jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechs aber an den berühmten Suetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die Zwen ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. Suetius hatte damals die Besorgung der Ausgabe der classischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibniz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschiene arbeitete: so ließ er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen

Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie
 ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus,
 daß man ihm einen Autor geben möchte, bey wel-
 chem sich Philosophie, und eine gesunde Philoso-
 phie anbringen ließe. Man schlug ihn in dieser
 Absicht den ältern Plinius, den Mela, die
 Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apule-
 jus, den Capella und den Borthius vor.
 „Mich zum Plinius zu entschließen, schreibt er,
 „verstehe ich zu wenig von der Arzneygelahrtheit;
 „und von den Schriftstellern des Ackerbaues
 „schreckt mich meine geringe Kenntniß der Oeko-
 nomie ab. Er wählte also den Martianus
 Capella, und das Urtheil, das er von diesem
 Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte
 hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser
 zu verschaffen, als er iziger Zeit wohl haben mag:
 Martianum Capellam, usus ingentis auctorem,
 gratum varietate, scientias non libantem tantum,
 sed intransantem, solum ex superstitibus scriptorem
 ejusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er
 fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten,
 und wollte die Anmerkungen des Grotius,
 die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht
 hat,

hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welches Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibniz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hannover an den Guetius schreibt, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibniz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählt, und daß es eben nicht der Einsicht des Guetius zuzuschreiben, daß er sich nur mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibniz kannte sich wirklich besser, als ihn Guetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihn dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich

aber abzugeben rund abschlag, weil er nicht hoffen könne, etwas außerordentliches dabei zu leisten. — Uebrigens muß es ein wenig verdriessen, daß Leibniz bei dieser Gelegenheit nicht allein allzu klein von sich selbst, (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will,) sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: *Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewissermaßen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die

Die drey folgenden Briefe hat Leibniz bey Gelegenheit des Huetschen Werkes von der Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortrefliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Critik. „Die Critik, sagt er, die sich mit „Prüfung der alten Handschriften, Münzen, „und Inscriptionen beschäftigt, ist eine sehr „nöthige Kunst, und zur Festsetzung der Wahr- „heit unsrer Religion, ganz unentbehrlich. „Denn das glaube ich gewiß, gehet die Critik „verloren, so ist es auch mit den Schriften „unsers Glaubens geschehen, und es ist nichts „gründliches mehr übrig, woraus man einem „Chineser oder Mahometaner unserer Religion „demonstrieren könne. Denn gesetzt, man „könnte die fabelhaften Historien von Theo- „dorico Veronensi, wie sie bey uns die „Ammen, unter dem Namen Dietrichs von „Bern, den Kindern erzählen, von den Erz- „zählungen des Cassiodorus, eines zeitvers „wandten Schriftstellers, der bey diesem „Könige Cansler war, nicht unterscheiden; „gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den

„Türken zweifelte, ob nicht Alexander der
 „Grosse des Königs Salomon oberster Felds-
 „herr gewesen sey; gesetzt, es wären uns, an-
 „statt des Livius und Tacitus weiter nichts,
 „als einige von den zierlichen aber im Grunde
 „abgeschmackten geheimen Nachrichten von
 „den Liebeshändeln grosser Männer, wie sie
 „ist geschrieben werden, übrig; gesetzt, es
 „kämen die fabelhaften Zeiten wieder, derglei-
 „chen bey den Griechen vor dem Herodotus
 „waren: würde nicht alle Gewisheit von
 „geschehenen Dingen wegfallen? Wir würden
 „nicht einmal zeigen können, daß die Bücher
 „der heiligen Schrift nicht untergeschoben
 „wären, noch vielweniger, daß sie göttlichen
 „Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen,
 „welche die Ausbreitung der christlichen Reli-
 „gion in den Morgenländern findet, ist dieses,
 „meiner Meinung nach, auch das vornehmste,
 „daß das dasige Volk, weil es von der allge-
 „meinen Geschichte ganz und gar nichts weis,
 „die historischen Beweise, auf welche sich die
 „christliche Religion stüzet, nicht begreift
 „kann. — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche,
 aber

aber aus dem vorübergehenden sehr natürlich
 fließende Ursache an, warum zu Anfange des
 vorigen Jahrhunderts, die Critik so stark ge-
 trieben, und in den neuern Zeiten hingegen so
 sehr vernachlässiget worden. „Die Critik, sagt
 „er, wenn ich die Wahrheit gesehen, soll, ward
 „damals durch die theologische Streitigkeiten
 „genähret. Denn es ist kein Uebel in der Welt,
 „das nicht etwas gutes veranlassen sollte.
 „Indem man nehmlich von dem Sinne der
 „Schrift, von der Uebereinstimmung der Al-
 „ten, von echten und untergeschobenen Bü-
 „chern häufig streiten mußte, und nur derje-
 „nige von den Kirchenfribenten aller Jahrhun-
 „derte richtig urtheilen konnte, der sich in den
 „übrigen Werken des Alterthums gehörig um-
 „gesehen hatte: so durchsuchte man aufs ge-
 „naueste alle Bibliotheken. Der König von
 „England Jacobus selbst, und andere von
 „den vornehmsten Gliedern der Kirche und
 „des Staats, gaben sich mit dergleichen Strei-
 „tigkeiten, vielleicht ein wenig nur allzufehr
 „ab. Als aber diese Streitigkeiten in Kriege
 „ausbrachen, und noch so viel vergoffenem

„Blute, die Klügern wohl sahen, daß mit alle
 „dem Gesehn nichts ausgerichtet werde, so
 „bekamen, nach wiederhergestelltem Frieden,
 „sehr viele vor diesem Theile der Gelehrsams
 „seit einen Eckel. Und nun steng sich ein
 „neuer Periodus mit den Wissenschaften an;
 „indem in Italien Galiläus, in England Ba-
 „co, Sarvatus und Gilbertus, in Frankreich
 „Cartesius und Gassendus, und in Deutsche-
 „land der einzige, den ich diesen Männern
 „entgegen zu setzen wüßte, Joachim Jung-
 „durch verschiedene treffliche Erfindungen oder
 „Gedanken, den Menschen Hoffnung machten,
 „die Natur vermittelt der mathematischen
 „Wissenschaften näher kennen zu lernen. —
 „Ich will jetzt nicht untersuchen, worinn es,
 „wie ich glaube, heut zu Tage versehen wird,
 „und woher es kommt, daß die Schüler, so
 „grosser Männer, ob sie gleich mit so vielen
 „Hülfsmitteln versehen sind, dennoch nichts
 „besonderes leisten; denn es ist hier nicht der
 „Ort dazu. Ich will nur dieses einzige an-
 „merken, daß seit dieser Zeit das Studium der
 „Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit
 „hin

„hin und wieder in Verachtung gekommen,
 „so daß sich wohl gar einige in ihren Schrif-
 „ten irgend einen Autor zu citiren, sorgfältig
 „enthalten, theils damit sie alles aus ihrem
 „Kopfe genommen zu haben scheinen mögen,
 „theils weil es ihrer Faulheit so bequemer ist;
 „da gleichwohl die Anführung der Zeugen,
 „wenn es auf geschehene Dinge ankommt, von
 „der unumgänglichsten Nothwendigkeit ist, und
 „nur durch sie gründliche Untersuchungen sich
 „von einem leichten Geschwäze unterscheiden.
 „Damit also dieses Uebel nicht weiter um sich
 „fresse, kann man die Welt nicht ernstlich genug
 „erinnern, wie viel der Religion an der Erhalt-
 „tung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen
 „sey. —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinne-
 rung schon zu Leibniz Zeiten, da nach Gudian
 und Spanheime, Vossii und Heinsii leb-
 ten, so nöthig war, wie viel nöthiger wird
 sie jetzt seyn, jetzt da wir noch kaum hier und
 da Schatten von diesen Männern haben, und
 besonders unsere Gottesgelehrte, die sich die
 Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am
 meisten

meisten sollten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verstehen? Noch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnizischen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden seyn, die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von dem Plato und Aristoteles nicht anders als von ein Paar elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortheilhaften Männer aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen urtheilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des Plato, welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen Wahrheiten sagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, Rhetorik und Politik des Aristoteles hingegen, können im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen seyn, wenn sie sich in einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Handelt kennet, finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß er in seiner Physik den wahren Begriff des.

„Ste;

„Stetigen gegen die scheinbaren Irrthümer
 „der Platoniker gerettet hat. Und wer end-
 „lich den Archimedes und Apollonius ver-
 „steht, der wird die Erfindungen der allers-
 „größten Neuern sparsamer bewundern.

Gewiß die Critik auf dieser Seite betrach-
 tet, und das Studium der Alten bis zu dies-
 ser Bekanntschaft getrieben, ist keine Pedan-
 teren, sondern vielmehr das Mittel, wodurch
 Leibnitz der geworden ist, der er war,
 und der einzige Weg, durch welchen sich
 ein fleißiger und denkender Mann ihm nä-
 hern kann. — Aber welchen lustigen Con-
 trast macht mit dieser wahren Schätzung
 der Critik und alten Schriftsteller, die Den-
 kungsart dieses und jenen grundgelehrten
 Wortforschers, vor welchem sich in eben die-
 ser Sammlung Briefe finden. J. E. Gise-
 bert Cupers. Dieser Mann war ohnstrei-
 tig einer von den größten Antiquariis, der
 aber die Antiquitäten einzig und allein um
 der Antiquitäten willen studierte. Er hält
 sich stark darüber auf: *Saeculis superioribus*
plerosque eruditorum magis stilo operam de-
dasse, quam ritibus, moribus, aliisque praecela-
nis

ris rebus, quae veterum libris continentur, illustrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter diesen präclaris rebus vielleicht auch die philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie folgende Stelle aus einem andern seiner Briefe: Recte facis, quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Greca valent nec Latina. Ego volim illud percucurri, sed eidem inhærere non poteram, quia me magis oblectabat antiqui ritus, veteris aevi reliquiae & historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis &c.

Unter dessen ist doch in den Briefen dieses Cupers, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Almeloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht selten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Seugame des Apollo genannt werde, daß sie aber doch als keine

Götter

Göttin von ihnen verehret worden, daß sie wes
 der Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius
 sagt er, in seinem Werke de Idololatria habe
 zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwei
 Altäre, den einen dem Verstande, und den
 andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein
 Vossius habe sich hier geirret, weil diese
 Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, son-
 dern sie dem Anaxagoras gesetzt worden,
 welcher durch die Aufschriften derselben Νϋ
 und Αληθειας selbst bezeichnet worden, indem,
 wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras
 wirklich den Vernahmen Νϋ geführt habe.
 (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelia-
 nus nachsehen wollen, so werden Sie fin-
 den, daß Cuper den Vossius hier nur zur
 Hälfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt
 deutlich, daß Aelian nicht von zwei Altären,
 sondern nur von einem einzigen rede, welcher
 nach einigen die Aufschrift Νϋ und nach an-
 dern die Aufschrift Αληθειας geführt habe.)
 Die Betrachtung endlich die Cuper über
 diese von den Heiden unterlassene göttliche
 Verehrung der Wahrheit anstellet, macht
 seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner
 Scharf-

Scharfsinnigkeit : Quodsi jam ad miscere vellem
 hisce profanis rebus factae nostrae religionis
 christianae mysteria ; an non inde concludere
 possemus , Deum veritatem genuinam suis , &
 primo quidem Iudaeis , inde Christianis , &
 praecipue veris , solis revelasse ; gentiles cum
 male quassivisse in indagatione rerum natura-
 lium , & ita Deum voluisse , ut nec summam
 hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c.
 Ich würde auf eine natürlichere Ursache ge-
 fallen seyn. Wenn die Alten die Wahrheit
 als keine Göttin verehret haben , so kam es
 ohne Zweifel daher , weil der abstracte Be-
 griff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer
 Weltweisen existirte , und ihre Weltweisen die
 Leute nicht waren , die gern vergöttern , und
 die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie , daß ich Sie noch einandere-
 mal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten
 und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammis-
 lung von Briefen unterhalten soll : so er-
 warte ich nur einen Wink.

G.

B r i e f e , die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 13. December. 1759.

Zwey und siebenzigster Brief.

Warum mag es doch so schwer seyn, über den Ursprung der Sprachen mit einiger Gründlichkeit zu philosophiren? Ich weiß wohl, daß sich von geschenehen Dingen, davon wir keine arkundliche Nachrichten haben, selten mehr als Muthmassungen herausbringen lassen. Allein warum will den Weltweisen auch keine Muthmassung, keine Hypothese glücken? Wenn sie uns nicht sagen können, wie die Sprachen wirklich entstanden, warum erklären sie uns nicht wenigstens, wie sie haben entstehen können? — Sollte es nicht daher kommen, weil uns die Sprachen so natürlich geworden, daß wir nicht ohne dieselben denken können? So wenig die Augen in ihr

Vierter Theil.

Ma

rem

rem natürlichen Zustande, das Werkzeug des Sehens, die Lichtstrahlen, deutlich wahrnehmen, eben so wenig mag vielleicht die Seele das Werkzeug ihrer Gedanken, die Sprache bis auf ihren Ursprung untersuchen können. — Dieses mag uns so lange zur Entschuldigung dienen, bis ein glücklicheres Genie die Entschuldigungen unnöthig macht. — Da ich ein Freund von dergleichen Speculationen bin, so können Sie Sich leichtlich vorstellen, daß ich die Preisschrift der königl. Academie für dieses Jahr,* die eine philosophische Untersuchung der Sprachen zum Gegenstande hat, mit ungemeiner Begierde in die Hände genommen hatte. Die gekrönte Abhandlung des Herrn Professor Michaelis in Göttingen, ist meines Bedünkens, eine von den wichtigsten Schriften, die wir in dieser Materie haben. Die Aufgabe erforderte weit mehr als eine bloße Sprachgelehrsamkeit, sie erforderte auch eine gründliche Kenntniss der Meinungen und eine philosophische Beurtheilungskraft.

Las

* Ueber den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen.

Talente, die man selten in einer Person beisammen findet. Man sieht auch, daß unter allen Mitwerbern des Preises der einzige Michaelis der Sache gewachsen scheint, der Verfasser der zweiten Abhandlung in der Ordnung ausgenommen, welcher zur Beantwortung der Akademischen Frage wenigstens einen sehr sinnreichen Anfang geliefert hat. Da aber dieser gestehet, daß er nicht Zeit gehabt, seinen eigenen Plan auszuführen; so ist gewiß dem Herrn Pr. M. seine Abhandlung saurer geworden, als seiner Abhandlung der Sieg.

Zwar hat Herr M. einen gewissen Punkt in der Aufgabe gar nicht berührt, über welchen ich sehr gestugt, als ich ihn gelesen. Die Akademie erklärte sich bey der ersten Bekanntmachung der Aufgabe. „In wie weit „haben die Meinungen eines Volks einen „Einfluß auf ihre Sprache und hinwieder „um die Sprache auf die Meinungen?“, in folgenden Ausdrückungen. „Hierbey kommt „es darauf an, daß man durch verschiedene „wohlausgesuchte Exempel zeige: 1) Wie „viele wunderliche Wendungen und Ausdrüs

A a 2

„drücke es in den Sprachen giebt, welche
 „offenbar von gewissen bey denjenigen Völ-
 „tern angenommenen Meinungen herrühren,
 „wo solche Sprachen ihren Ursprung genom-
 „men haben. Dieser erste Punkt dürfte wohl
 „der leichteste seyn. 2) Das Wesentlichste
 „würde seyn, in gewissen einer jeden Spra-
 „chen eigenen Wendungen der Redensarten,
 „in gewissen Ausdrücken, und bis auf die
 „Wurzeln gewisser Worte den Ursprung die-
 „ser oder jener Irrthümer, oder die Hin-
 „dernisse zu zeigen, warum diese oder
 „jene Wahrheit nicht herauszubringen
 „sey, u. s. w.“ Ich finde, daß Herr M.
 alle Forderungen der Academie gründlich be-
 handelt, aber den letzten Punkt, die Hin-
 dernisse, warum diese oder jene Wahr-
 heit nicht herauszubringen sey, hat er mit
 keinem Worte berührt, und der Erfolg hat
 gezeigt, daß die Academie nur die etwas
 nigen weiteren Aussichten hat zeigen wollen,
 ohne so sehr auf die Ausführung zu dringen.

In der That scheint diese Stelle etwas
 sehr unbestimmtes zu fordern. Ueberlegen Sie
 nur,

nur, daß es hier nicht auf die Hindernisse ankommt, warum eine gewisse Wahrheit bey diesem oder jenen Volke schwer oder leicht Eingang gefunden; sondern auf die Hindernisse, warum diese oder jene Wahrheit nicht herauszubringen sey. Der Conceptist der Aufgabe scheint also zu vermuthen, es könnten gewisse Wendungen der Sprachen verhindert haben, daß wir eine oder die andere Wahrheit nicht haben herausbringen können. Er muß ferner voraussetzen, diese Wendungen könnten allen bekannten Sprachen gemein, und der Natur derselben so einverleibet seyn, daß sie von den Gelehrten nicht wahrgenommen worden sind, so lange man noch in einer von diesen Sprachen gedacht hat. Wer sie anzeigen wollte, der müßte eine Sprache verstehen, die von dem Genie aller bekannten Sprachen weit abgeht, die nichts Willkührliches mit derselben gemein hat, und so weit forderte man noch nichts außerordentliches.

Allein soll jemand diese Hindernisse finden, so muß er zugleich die vergebens gesuchte

Wahrheiten; davon die Aufgabe redet, entdeckt haben. Beides ist einerley Arbeit, denn die Hindernisse der Sprache sind keine Hindernisse mehr, so bald man sie nur kennt. Die bloße Anzeigung und Beschreibung derselben, giebt schon den mangelhaften Sprachen den glücklichen Schwung, dadurch Wahrheiten an den Tag kommen, die sonst nicht herauszubringen gewesen. Ja, ich behaupte, der Anzeiger dieser Hindernisse müsse die verhinderten Wahrheiten in seiner fremden Sprache erst wirklich entdecken, ehe er durch die Vergleichung merken kann, wo uns die Hindernisse den Weg verlegen. Er kann ihrer unmöglich gewahr werden, wenn er nicht auf seinem bessern Wege schon das Ziel in den Augen hat, so wenig einer, der selbst nicht siehet, einem Blinden sagen kann, was ihm für ein Sinn fehlet. Verstehe ich also den angeführten Punkt der academischen Frage recht, so ist's eben so viel, als wenn man überhaupt die Entdeckung dieser oder jener Wahrheit verlangt hätte, die bisher nicht herauszubringen gewesen, ohne zu bestim-

bestimmen welche. Konnte die Akademie wohl alles Ernstes auf eine solche Forderung bestehen?

P.

Drey und siebenzigster Brief.

Herr Michaelis hat seine Abhandlung in vier Abschnitte eingetheilt. In dem ersten handelt er von den Einflusse der Meinungen in die Sprachen; In dem zweyten von dem vortheilhaften, und in dem dritten, von dem nachtheiligen Einfluß einiger Sprachen in die Meinungen und Wissenschaften der Völker, und endlich untersucht er in dem vierten Abschnitte die Mittel, wie dem schädlichen Einfluß vorzubeugen, und der vortheilhafte zu befördern sey. Die ersten drey bestehen mehrentheils aus Exempel, die in verschiedene Wissenschaften einschlagen, in welchen sich die Wirkung dieses Wechselseitigen Einflusses deutlich zeigt. Der Herr Verfasser hat zwar aus diesen mannigfaltigen Beispiele nichts allgemeines abstrahiret, als was die Academie zum voraus setzt, daß nemlich

Wahrheiten; davon die Aufgabe redet, entdeckt haben. Beides ist einerley Arbeit, denn die Hindernisse der Sprache sind keine Hindernisse mehr, so bald man sie nur kennt. Die bloße Anzeige und Beschreibung derselben, giebt schon den mangelhaften Sprachen den glücklichen Schwung, dadurch Wahrheiten an den Tag kommen, die sonst nicht herauszubringen gewesen. Ja, ich behaupte, der Anzeiger dieser Hindernisse müsse die verhinderten Wahrheiten in seiner fremden Sprache erst wirklich entdecken, ehe er durch die Vergleichung merken kann, wo uns die Hindernisse den Weg verlegen. Er kann ihrer unmöglich gewahr werden, wenn er nicht auf seinem bessern Wege schon das Ziel in den Augen hat, so wenig einer, der selbst nicht siehet, einem Blinden sagen kann, was ihm für ein Sinn fehlet. Verstehe ich also den angeführten Punkt der academischen Frage recht, so ist's eben so viel, als wenn man überhaupt die Entdeckung dieser oder jener Wahrheit verlangt hätte, die bisher nicht herauszubringen gewesen, ohne zu bestim-

bestimmen welche. Konnte die Akademie wohl alles Ernstes auf eine solche Forderung bestehen?

P.

Drey und siebenzigster Brief.

Herr Michaelis hat seine Abhandlung in vier Abschnitte eingetheilt. In dem ersten handelt er von den Einflüsse der Meinungen in die Sprachen; In dem zweyten von dem vortheilhaften, und in dem dritten, von dem nachtheiligen Einfluß einiger Sprachen in die Meinungen und Wissenschaften der Völker, und endlich untersucht er in dem vierten Abschnitte die Mittel, wie dem schädlichen Einfluß vorzubeugen, und der vortheilhafte zu befördern sey. Die ersten drey bestehen mehrentheils aus Exempel, die in verschiedene Wissenschaften einschlagen, in welchen sich die Wirkung dieses Wechselseitigen Einflusses deutlich zeigt. Der Herr Verfasser hat zwar aus diesen mannigfaltigen Beispiele nichts allgemeines abstrahiret, als was die Academie zum voraus sehet, daß nemlich

die Sprache und Meynungen wechselseitig in einander einen zum Theil schädlichen, zum Theil auch vortheilhaften Einfluß haben. Allein die Beispiele an und für sich sind Betrachtungen von der größten Wichtigkeit, und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. — Der vierte Abschnitt aber scheint mit etwas weniger Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn. Die Mittel, die Herr M. zur Verbesserung der Sprachen in Vorschlag bringt, sind weder neu noch gründlich. — Kein Wunder! Wenn dieser Theil der Abhandlung hätte gerathen sollen; so hätte man aus den Exempeln der drey ersten Abschnitte allgemeine Sätze abstrahiren, und aus diesen die Mittel zur Verbesserung der Sprache heraus bringen müssen. Das wäre aber in einer so neuen Materie für das erstemal zu viel gefordert!

Sie werden vermuthlich keinen Auszug von mir erwarten, denn wie könnten Sie sich begnügen, eine so wichtige Schrift bloß aus einem Auszuge kennen zu lernen? Nein! Sie müssen Sie selbst lesen. — Aber ihr Versprechen? . . . Gut! Ich verstehe Sie. Hier sind die An-
mers

merkungen, die ich im Lesen gemacht habe!

S. 24. sagt H. M. „Bisweilen wirkt auch
 „eine noch versteckte Neben-Idee oder eine
 „andere Bedeutung des Worts, in der wir
 „es diesmal nicht nehmen sollten, und betrügt
 „uns auf eine geheime Art. Wir sind das
 „her glücklich, wenn wir ein so vollkommenes
 „Mittelwort haben, denn auch nicht einmal
 „in einer anderweitigen Bedeutung Lob oder
 „Tadel anhänget. Ich will dies mit einem
 „Beispiele erläutern, welches eine Gelegen-
 „heit giebt, meiner Muttersprache ein Com-
 „pliment, wegen ihrer Vorzüge vor der latei-
 „nischen zu machen.

„Das allererste, oder, wie man es nennen
 „will, das allerletzte Gut, die Ursache, wess-
 „wegen etwas für Gut geachtet wird, setzt
 „Epicur in einer angenehmen Empfindung,
 „voluptate. Dislateinische Wort, welches auch
 „die Wollust bezeichnete, behielt eine anhäng-
 „ende Idee von Weichlichkeit, die der Tap-
 „ferkeit und der Tapferkeit entgegen gesetzt war.
 „Wer wird daran zweifeln, daß die Lehre

„Epicurs manchem Römer, bloß aus Schuld
 „der Sprache unrichtig, ja so gar verhaßt und
 „höchst verächtlich scheinen mußte. Die mit
 „Wortspielen und homiletischen Gründen ges
 „füllten Predigten des Cicero wider den Epicur,
 „sind ein Beweis davon. Dem Lateiner fiel
 „doch bey voluptas stets die Wollust ein: —
 „Unsere Sprache würde sich des Ausdrucks,
 „angenehme Empfindung, viel besser be
 „dienen haben. Wenn ich einem sage; mein
 „Freund! es ist die Frage, woher es kom
 „me, daß wir dis für ein Gut, und jes
 „nes für ein Uebel schätzen? Daß wir
 „dis suchen, und vor jenem einen Schau
 „der empfinden? Was die Ursache sey?
 „Wegen welcher dir es lieb ist, geehrt,
 „gesund, aufgeräumt zu seyn; und war
 „um du Armuth, Verachtung, Schmerz
 „zen, Krankheit, Melancholie, ungern
 „hast, und sie gewiß nicht willig über
 „nehmen wirst, wo du sie nicht als ein
 „Mittel vor einem größern Uebel be
 „wahrt zu werden, oder ein Gut von
 „einer ihnen entgegengesetzten Art zu er
 „halten

„halten, betrachtest. Die erste Ursache,
 „oder das, was uns eigentlich in dem
 „Guten gefällt, nennet man, wie du
 „willst, das erste oder das letzte Gut,
 „finem bonorum. Ich behaupte, dies letzte
 „Gut laufe endlich auf einer Empfin-
 „dung hinaus, von der man sich keines
 „weiteren Grundes bewußt ist; warum sie
 „gefällt, die man nicht wieder als ein
 „Mittel zu andern Endzwecken ansie-
 „het, sondern bloß durch ein inneres Ge-
 „fühl hat, sie sey uns angenehm — —
 „Wenn ich, sage ich, so mit einem rede, so
 „wird er leicht zu überzeugen sehn, und mir
 „alle die Chicanen nicht machen, damit der
 „römische Redner den Epicur mißhandelte,
 „dessen Vertheidigung ich sonst nicht überneh-
 „me, und gern zugebe, daß er oder seine
 „Schüler aus Schuld des zwen deutigen Wor-
 „tes, auch bisweilen Wollust und angenehme
 „Empfindungen verwechselt haben. „

Sollte sich Cicero von einer so plumpen
 Zwen deutigkeit haben blenden lassen, nach-
 dem ihm Torquatus das Lehrgebäude Epi-
 curs

eurs von der vortheilhaftesten Seite geschil-
 dert hat? Sollte der lateinischen Sprache ein
 Wort gefehlt haben, das dem deutschen Wort
 angenehme Empfindung zusagt? — Uns-
 möglich! — Cicero sagt * mit ausdrücklis-
 chen Worten, est enim voluptas jucundus mo-
 tus in sensu, deutsch, eine angenehme Bewe-
 gung in den Sinnen. Was ist dieses anders,
 als die angenehme Empfindung? — Er
 gehet sogar noch weiter. Er sagt an eben der
 Stelle zum Turquatus: „Dieses ist meine
 „Erklärung von dem Worte voluptas; ich weiß
 „aber auch, was ihr unter diesem Worte ver-
 „stehet. Ihr zehlet zweierley Arten von Wols-
 „lust. Erstlich, diejenige, die ich beschrieben,
 „die ihr voluptatem in motu nennet. Außer
 „dieser aber gilt euch die bloße Abwesenheit aller
 „Schmerzen (der beßagliche Gemüthszustand,
 „wenn alle Begierden gestillet sind) für den
 „höchsten Grad der Wollust, den ihr volupta-
 „tem stabilem nennet. — Er läßt den Tor-
 „quatus ofte genug wiederhohlen, daß nach
 „dem Epicur die voluptas stabilis, aber nicht
 „die

„die voluptas in more das höchste Gut sey. Kan man deutlicher zeigen, daß man seinen Gegner verstehe, oder kan man noch einer solchen Erklärung wohl noch mit einem Wortspiele aufgezo gen kommen?

Cicero eifert zwar in heuchelstischen Predigten, wie sie Herr Michaelis nennt, wider den Mißbrauch des Worts voluptas. Als ein Vertheidiger des Sprachgebrauchs konnte er die Neuerung unumgänglich dulden, daß die Epicurer das Wort verdrehen, und die Abwesenheit aller Schmerzen, diesen gleichgültigen Zustand der Seele, den höchsten Grad der Wollust nennen. Ja er konnte es nicht begreifen, daß man die honesta nicht aus einer höhern Quelle sollte herleiten können, als aus einer bloßen sinnlichen Empfindung, und diese Beschwerden, würden mit einiger Veränderung auch wider die deutschen Worte angenehme Empfindung Statt gefunden haben.

Jedoch der römische Weltweise hat noch weit triftigere Gründe, mit welcher er den Epicur widerlegt. Der Grieche behauptete, id solum dici honestum, quod est populari fama gloriosum. Er wollte auch der Seele keine andere

angenehme Empfindungen einräumen, als die sichlechterdings auf den Körper beziehen. Dixit etiam nec gaudere quemquam nisi propter corpus, nec dolero. Wider diese irrigen Grundsätze richtet Cicero seine stärksten Waffen. Ja er führt eine (c. VII.) eine sententiam ratam des Epicurs an, die in der lateinischen Uebersetzung also lautet: Si ea, quae luxuriosis efficientia voluptatum, liberarent eos deorum, et mortis, et doloris meta, docerentque quae essent finis cupiditatum, nihil haereremus, cum undique complerentur voluptatibus, nec haberent ulla ex parte aliquid, aut dolens, aut aegrum, id est autem malum. Diese Stelle giebt dem Römer Gelegenheit zu Folgerungen, die das ganze System des Epicurs umstossen, und wo ich nicht irre, so wäre das System der angenehmen Empfindungen für diese Consequenzen nicht viel besser geborgen gewesen, als das System der Wollust.

Ich weiß wohl, daß berühmte Leute die Vertheidigung der epicurischen Sittenlehre über sich genommen, und die von Cicero und Plutarch gerügten Stellen, zum Theil vertheidiget, zum Theil auch für verstümmelt
ers

erkläret: Allein sie haben dem Cicero zwar Absichten, aber keine solche Unwissenheit zugeschrieben, daß er ein System, das er wies derlegt, so wenig gekennt haben sollte. — Und die Vertheidigung eines Cassendi selbst? — Ich glaube, daß sie Epicurus Unschuld, aber nicht sein System retten könne. Der Beweis hier von überschreitet die Schranken eines Briefes. Jedoch wir wollen einmal den geläutersten Epicurismus betrachten. Wir wollen die angenehme Empfindungen der Seele, mit in den Anschlag bringen, und daraus ein Lehrgebäude aufrichten, daß die Aufrechthaltung der Tugend nicht gefährlich ist. Wird es aber auch mit der Wahrheit bestehen können? Gewiß nicht! Wir werden noch immer Schwierigkeiten finden, die den Grund dieses Lehrgebäudes untergraben. Ein gewisser Priester behauptete gegen Socrates, daßjenige sey gerecht, was den Göttern gefällt. Gefällt es den Göttern, fragte Socrates, weil es gerecht ist, oder ist es gerecht, weil es den Göttern gefällt? — Einen Vertheidiger des Epicurus würde ich auf eine ähnliche Weise fragen: Ist die Tugend deswegen ein Gut, weil

weil sie eine angenehme Empfindung erregt,
oder erregt sie eine angenehme Empfindung,
weil sie ein Gut, eine Vollkommenheit ist?

Ich finde einen wichtigen Einwurf beim
Cicero,* den die scharfsinnigsten Vertheidiger
des Epicurs noch nicht gehoben haben.
Ein Neuerer würde ihn umgekehrt folgender Ge-
stalt vortragen: Gott zieht das Gute dem Bö-
sen vor, das gestehet man ein. Er thut es aber
nicht der angenehmen Empfindung wegen, son-
dern man muß zu einem höhern Grunde zur
Vollkommenheit hinauf steigen, diese göttliche
Wahl verständlich zu erklären. Was bey Gott in
dem allerhöchsten Grade angenommen wird,
kann bey zufälligen vernünftigen Wesen mit
der gehörigen Einschränkung Statt finden.
Die Vollkommenheit ist also das höchste Gut,
nicht aber die angenehme Empfindungen.

P.

* L. c. c. XXXIV. Quaero enim de re; si sunt dii, ut
vos etiam putatis, qui possunt esse beati, cum volu-
ptates corpore percipere non possint? Ut si sine eo
genere voluptatis beati sint, cur similem animi
statum insipientes esse nolitis?

B r i e f e , die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 20. December. 1759.

Vier und siebenzigster Brief.

Das Summum bonum hat schon so manchen geschwägig gemacht. Was Wunder, daß auch ich nicht so bald davon schweigen kann? — Nur noch eine Kleinigkeit! Herr Michaelis zeigt (S. 26.) daß diese Worte zu einer Zweideutigkeit Anlaß gegeben: „Summum bonum, sagt er, kann auch das allergrößte Gut unter allen bedeuten, und den deutschen Ausdruck höchstes Gut wird man nicht leicht anders verstehen.“ Einige Weltweisen haben es, wie er fortfähret, wirklich also verstanden, und sich daher mit der unnützen Frage gequält, worin das höchste (das ist, von nun an das allergrößte Gut bestimme. — Die Sprache ist, wie mich dünkt,

in diesen Falle unschuldig. Summum und Maximum sind nicht allemal gleichbedeutende Wörter, und die Weltweisen haben sich selbst betrogen, die sie hier für gleichbedeutend gehalten haben. Es ist wahr, der Ausdruck finis bonorum könnte dieser Mißdeutung vorbeugen; allein Summum bonum hat einen vielbedeutenden Nebenbegriff, den ich nicht mehr entbehren möchte. Das allerhöchste Gut ist derjenige Gegenstand unsers Verlangens, dem alle andere, die mit ihm nicht zugleich bestehen können, weichen müssen; die allergemeinste Regel der Vollkommenheit des menschlichen Wandels, von welcher, wenn ein Streit der Regeln entsteht, niemals eine Ausnahme geschehen kan. Wenn ich nun mit den neuern Weltweisen annehme, das allerhöchste Gut sey der ununterbrochene Fortgang von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern; so giebt mir der Ausdruck höchstes Gut noch eine andere Wahrheit zu verstehen. Ich lerne daraus, daß ich, wenn ein Streit unter den Pflichten entsteht, derjenigen den Vorzug geben müsse, die den erwünschten Fort:

Fortgang am besten befördert. Wollen wir einen so fruchtbaren Ausdruck fahren lassen, weil er von Unverständigen gemißdeutet wird?

„Ein gegen jenen sehr junger Ausdruck, sage
 „ret Hr. M. fort, *Jus naturae*, Recht der
 „Natur, hat durch seine Zweydeutigkeit die
 „Gelehrten eben so sehr verwirret, und die
 „meisten, die nicht Juristen sind, einer ganzen
 „Disciplin beraubt, denn was sie Recht der
 „Natur nennen, ist *Moral*. Wir brauchen
 „nehmlich außer der *Moral*, welche durch die
 „Betrachtung, es sey ein Gott, der die *Moral* be-
 „fehle, in ein natürliches Gesetz verwandelt
 „wird, noch eine Disciplin, welche bestimmt, was
 „für Rechte einer gegen den andern hat, die
 „jener ihm zugeben müsse, wenn er auch keinen
 „Gott glaubt, oder doch Gott für keinen Gesetz-
 „geber erkennet. „ Lassen Sie mich hier ein we-
 „nig stille stehen! Ich begreife nicht, warum Hr.
 „M. auf der längst widerlegten Meinung behar-
 „ret, es gebe kein Gesetz ohne einen befehlenden
 „Gesetzgeber. Wir nehmen in der Naturlehre,
 „Seelenlehre und Kunst Gesetze an, ohne
 „die Betrachtung, daß ein Gott sey, der dies

selben befehle. Warum denn nicht in der Sittenlehre? Es ist wahr, die Vorschriften und Regeln müssen mit Bewegungsgründen verbunden seyn, wenn sie zu moralischen Gesetzen werden sollen. Diese Bewegungsgründe können von einem freyhandelnden Wesen willkürlich mit den Regeln verbunden werden, und in diesem Falle rühren die Gesetze von einem Gesetzgeber her; allein nothwendig ist dieses nicht. Die sittlichen Regeln, welche ihre Bewegungsgründe mit sich führen, sind auch ohne die Betrachtung, daß ein Gott sey, Naturgesetze.

Kleinigkeit! werden Sie sagen; Hr. M. hat die Freyheit, das Wort Gesetze zu erklären, wie es ihm beliebt, und es beliebt ihm, die Vorschriften eines Gesetzgebers darunter zu verstehen. Also kann er auch die Regeln der Moral nicht anders Gesetze nennen, als in so weit sie von Gott geboten sind. — Gut! allein die kleine Unrichtigkeit in der Erklärung scheint eine weit wesentlichere verursacht zu haben. Derjenige, der keinen Gott glaubt, oder ihn für keinen Gesetzgeber erkennet, sagt

Hr.

Hr. M. ist dennoch genöthiget, einem andern, die Rechte einzuräumen, die demselben zukommen. — Ich begreife nicht, wie dieses möglich ist, wenn man den Gottesleugnern nicht auch sittliche Naturgesetze zuzugeben nöthiget. Die Rechte sind Folgerungen aus den Gesetzen, oder (nach der Erklärung des Hrn. M. der ohne Gesetzgeber, von keinem Gesetzen wissen will) aus den Lebensregeln, die ihre Verbindlichkeit mit sich führen. Das Recht der Natur fließt also unmittelbar aus der Moral, und wer diese leugnet, kann jenes ohne Widerspruch nicht zugeben.

Hr. M. sagt zwar, was für ein Recht habe „ich, den andern zu zwingen, daß er tugendshaft werde, oder ein Volk zu bekriegen, weil es der Sittenlehre nicht folget?“ Was thut dieses aber zur Sache? Ein anderer mag leben wie er will; so bin ich nicht befugt, ihm mit Gewalt etwas vorzuschreiben, so lange er meine Gerechtsame nicht kränkt, so lange er mir das sittliche Vermögen zu handeln läßt, das mir zukommt. Nicht alles, was wider die Sittenlehre läuft, kann mir ein Recht geben, es zu verhindern. Wie aber? wenn ich mein

Waterland vertheidige, wenn ich mich den unges-
 rechten Absichten eines gewalthätigen Nach-
 bars widersetze, kann ich mein Recht, daß ich
 hierzu habe, anders darthun, als indem ich
 zeige, es sey eine Folge aus den Gesetzen
 der Natur, aus den Pflichten der Selbster-
 haltung, u. s. w.? Ich muß also nothwendig
 zur Moral meine Zuflucht nehmen, wenn ich be-
 weisen will, daß jemanden ein Recht zukommt,
 und wer die Moral durchaus verwirft, der
 kan niemals das geringste Recht einräumen.

Ich finde ferner nicht die mindeste Zwey-
 deutigkeit in dem Worte Recht. Hr. W.
 meint, es könne auch so viel als Gesetz
 heißen, z. E. wenn man sagt, das römische
 Recht. Allein was ist hier zweydeutig-
 es? Das römische Recht ist eine Folge aus
 dem römischen Gesetze, so wie überhaupt alles
 Recht sich auf ein Gesetz gründen muß. Ver-
 möge der römischen Gesetze kommen gewissen
 Personen gewisse Rechte zu, sind sie befugt
 etwas zu thun, oder nicht zu thun. Man
 betrachtet entweder die Ursachen oder die Fol-
 gen und sagt bald das römische Gesetz, bald
 das römische Recht.

Eie

Sie werden nunmehr leichtlich einsehen, wie wenig ich dem Hrn. M. in folgender Betrachtung zustimmen kann. Der große Haufe, meint er, habe allezeit das Recht der Natur mit dem Gesetze der Natur verwechselt. „Er verstand das Naturgesetz, d. i. die Moral, wie sie durch Verbindung mit der natürlichen Theologie in ein Gesetz verwandelt ist, und er ereifert sich nicht wenig, wenn andere von manchen Sünden behaupten, sie streiten nicht wider das Recht der Natur. Zum Theil gehören die Streitigkeiten über das Schmaußsche Naturrecht hieher. — Darüber, wenn Schmauß will, Sodomiterey sey nicht gegen das Naturrecht, würde niemand erstaunt seyn, der wußte was Naturrecht ist. Wird wohl jemand behaupten, daß wir Recht haben, einem Volke den Krieg anzukündigen, weil es die Sodomiterey duldet. Wenn Schmauß nur hat sagen wollen, man könne kein Volk, bloß der Sodomiterey wegen, mit Krieg beziehen, so hatte er schlechtweg sagen sollen, die Pflichten gegen sich selbst ließen nicht wider das Völkerrecht, oder was der

Mensch selber thut, gebet keinem andern an. Meinetwegen möchte er lieber das ärgerlichste Paradoxon behauptet, als sich so links ausgedrückt haben. — Sodomiterey ist freylich nicht wider das Recht eines andern Volks, dem es völlig gleich gelten kan, wozu ihre Nachbarn die von der Natur verliehene Kraft anwenden wollen, so lange es dadurch nicht beeinträchtigt wird. Allein diese Schandthat läuft doch immer wider das Naturrecht des Sünders selbst. Er hat kein Recht, keine Befugniß, kein sittliches Vermögen, die ihm zu einem bessern Gebrauch ertheilte Kraft, auf eine so unnütze Weise zu verschwenden. —

Ueberhaupt stehet das Recht der Natur mit der Moral in folgender Verbindung. Die Naturgesetze verpflichten den Menschen zu gewissen Handlungen. Dadurch erlangt er eine sittliche Fähigkeit nicht nur zu diesen Handlungen, sondern auch zu den Mitteln, ohne welche die Handlungen nicht vollzogen werden können. Diese sittliche Fähigkeit heist das Recht, und ich kan mich einem jeden andern mit Gewalt widersetzen, der mir im Gebrauch

brauch dieses Rechts hinderlich seyn will. Dieses ist der Ursprung des Natur- und Völkerechts. — Wer sich aber einbildet, es komme einem jeden ein Recht zu, seinen Nebenmenschen zu verhindern, daß er nicht lasterhaft seyn sollte, der kann die Schuld seiner Unwissenheit gewiß nicht auf die Zweideutigkeit der Sprache schieben. Nicht die Verwechslung des Naturrechts mit dem Naturgesetz hat ihn verführt. Denn da jenes von diesem herkommt; so kann diese kleine Unrichtigkeit keinen sonderlichen Irrthum veranlassen. Er muß vielmehr die Begriffe von dem Ursprunge des Rechts nicht hinlänglich entwickelt haben, und was hilft's ihm alsdenn, wenn man auch, wie Hr. M. in den Vorschlag bringt, statt Recht der Natur, Befugniß der Natur sagen wollte?

P.

Fünf und siebenzigster Brief.

Der Unbekannte, dessen Abhandlung die Academie der zweyten Stelle in ihrer Sammlung gewürdiget, schickt der gedoppelten academischen Frage, eine andere voran, die also

lautet: „Auf was für Art sind die Sprachen
 „entstanden, und wie würden sie noch heut
 „zu Tage entstehen, wenn man neugebohrne
 „Kinder, unter der Aufsicht stummer Pers-
 „sonen, von Thieren aufsäugen ließe, wie
 „Psamerychus gethan, und sie hernach
 „in eine mit Mauern umgebene Wildniß
 „bringen ließe, wo sie eine eigene und von
 „allen übrigen Menschen abgesonderte Ge-
 „sellschaft aufrichten müßten?“, In der Beant-
 wortung dieser Frage hat der Verf. viel
 Scharfsinnigkeit gezeigt. Man kann zwar
 nicht alles billigen, was er vorbringt, allein
 an den Stellen, wo man die Wahrheit ver-
 mißt, wird man den Wiß des Verfass-
 ers nicht ohne Vergnügen am geschäftigsten
 finden.

Es haben schon verschiedene vor ihm, den
 Ursprung der Sprachen in den nachahmen-
 den Lauten gesucht. Sie haben diese Mei-
 nung durch verschiedene Gründe wahrschein-
 lich gemacht, und vornehmlich durch die Be-
 merkung, daß die Grundsprachen reicher an
 nachdrücklichen Wörtern sind, als die Spra-
 chen, die von derselben hergeleitet worden
 sind.

sind. Jene, die dem Ursprunge näher sind, sagten sie, haben die Töne, die sie in der Natur wahrgenommen, weniger verändert, weniger mit willkürlichen Tönen vermengt; daher drücken ihre Worte die Gegenstände, die mit einem Schalle verbunden sind, klarer und natürlicher aus. — Doch hat niemand diesen Satz für so allgemein ausgegeben, als der angeführte Verfasser. Er will alle Wörter, die Namen der körperlichen und unkörperlichen Dinge, die Namen der Farben, Größen, Bewegungen, und aller abstracten Begriffe von den nachahmenden Tönen herleiten, und sucht ihre Verwandtschaft mit denselben, durch häufige Beispiele zu beweisen. Sie können sich leichtlich einbilden, daß bey einer solchen Unternehmung, seine etymologischen Abtheilungen öfters sehr gefünstelt, und einem bloßen witzigen Spiele nicht unähnlich seyn müssen. An vielen Orten aber ist es ihm gelungen, seine Meinung durch ziemlich wahrscheinliche Wortverwandtschaften zu unterstützen.

Einige der vornehmsten Regeln, nach welchen sich die Völker, in Bildung der Sprachen,

den, gerichtet haben können, beschreibt er (S. 103) folgendergestalt: 1) Körper, so wohl lebendige, als leblose, die einen Schall von sich geben, bekommen ihre Namen von diesem Schall. Diesen Grundsatz hat er in dem vorhergehenden wahrscheinlich gemacht. 2) Körperliche Handlungen, als welche ohne Schall selten vollbracht werden können, bekommen ihren Namen von diesem Schall. Beispiele davon, dergleichen sind, Hauen, Stossen, Zischen, Säusen, Brausen u. s. w. geben alle Sprachen in großer Menge. An einem andern Orte zeigt der Verfasser, daß der Schall eben derselben Handlung nicht in allen Umständen gleich sey, daher verschiedene Völker eben dieselbe Handlung durch ganz verschiedene Töne bezeichnen, die aber alle in dem Schalle, der mit der Handlung verbunden ist, ihren Grund haben. 3) Körper, die man von dem Schalle nicht benennen kann, bekommen ihre Namen von einem andern Körper, mit dem sie eine Aehnlichkeit haben. Hier können verschiedene Völker abermahls sehr weit von einander abgehen, nachdem ihnen bald diese, bald jene

jene Aehnlichkeit mehr in die Augen geleuchtet. Einige von den Beispielen zu berühren, die der Verf. zur Bestätigung der dritten Regel anführt, so leitet er den Namen Lichtstral, von der Aehnlichkeit desselben mit einem Pfeile her. Strale bedeutet slavonisch einen Pfeil. Die Abstammung des Lat. radius, ist bekannt. Licht selbst, kömmt ihm von Lücke her, weil es da durchfällt. Blitz von Blick wegen der Aehnlichkeit u. s. w. 4) Körperliche Handlungen, so von dem Schalle nicht benannt werden können, bekommen ihren Namen, von andern Handlungen, mit denen sie eine Aehnlichkeit oder Verwandtschaft haben. — Alhier hat der Verf. durch ein sehr langes Geschlechtsregister die Abstammung des Worts, Blitzen, von Blöcken, schreuen, wie ein Kalb, dargethan. Blitzen, kömmt von Blicken, dieses von belücken, besehen. Lücken, videre, von Lücke, dieses von Loch, locus, daher löcken, legen, locare, Loch aber kömmt von Löß; allddeutsch ein Kalb, davon blöcken. Was hat aber Loch mit einem Kalbe zu thun, fragen Sie? — Eine kleine Gedult! Von löck

lact vitalis, kömt lücken, oder lecken, d. i. saugen, daher Lac, die Milch, daher Locke, papilla; daher Locke, eine Haarlocke, daher loch, ein Loch. — Dieses mag ihnen zur Probe dienen, wie weit der Verfasser seine Ableitungen herhohlte.

5) Abstracte Begriffe borgen den Namen von ihrem Concretis. Hier gehen die etymologischen Ableitungen erst recht an. Besonders hat der Verfasser zu dem Namen einiger Farben sehr sinnreiche Herleitungen ausgedenkt. Z. B. „Blau“, sagt er, nennt „der Lateiner ganz natürlich caeruleus von „caelum. Der Celte aber kann dieses, wegen „seiner Religion nicht thun, er mußte sich „daher nach etwas anders umsehen. Der „Vogel, auf dessen Brust und Hals diese „Farbe ihren Sitz hat, heißt von seinem „Geschrey; der Pau, Pavo, olim Plau und „Plavo. Dieser Vogel pranget aber mit zwey „Hauptfarben, die sind blau und goldgelb. „Die blaue behält der Celte für sich, die „gelbe nennet der Lateiner Flavus.“ In der Folge zeigt der Verfasser wie vieles die Menschen von den zahmen Thieren gelernt, deren

Ges.

Geschrey seine Ohren zum öftersten rühret. Von dem Geschrey der Ente, Taube, des Hanes und anderer Vögel, leitet er einen ziemlichen Theil der Sprachen her. Allein von dem Fliegelwerke, sollen die Menschen lange nicht so viel geborgt haben, als von den vierfüßigen Thieren, sonderlich von dem Hunde, dem Bäre, dem Pferde und dem Ochsen, dem Schafe und der Ziege. Vor allen ist ihm der Bär ein grosser Autor in der deutschen Sprache. Dieses sind des Verf. eigene Worte. Alle Ausdrücke, die zum Kriege und zur Tapferkeit gehören, sagt er, habe man diesem Thiere abgeborgt, doch hat er hiervon keine Exempel angeführt. —

Eine von den wichtigsten Folgen, die der V. aus seiner Untersuchung ziehet, ist, daß man nicht so leicht aus jeder Aehnlichkeit in den Sprachen, auf die Verwandtschaft der Völker schließen könne. Denn läßt sich anders der Ursprung aller Sprachen auf die Töne der Natur zurück führen; so bleibet nicht so viel willkürliches in denselben, als man insgemein zu glauben pflegt. Daher wird den Sprachen schon von Natur einige Uebereinstimmung inkommen, und man-

che

Die Ähnlichkeit, aus welcher man eine Verwandtschaft, der Völker geschlossen, dürfte in der Natur der Sache gegründet seyn.

Der B. sagt zum Beschlusse, er habe in der Folge seiner Abhandlung diese Materie weiter ausgeführt, und endlich die eigentlichen Fragen der Academie beantwortet. Er habe die Religion, Sitten und Gebräuche, Lebensart und Zeitvertreibe der alten Celten, aus ihrer Sprache entworfen; er habe gezeigt, daß eine Sprache geschickter sey, dem Verstande zu richtigen Begriffen zu verhelfen, als die andere; er habe die Mängel der Sprachen untersucht, und Mittel dawider vorgeschlagen: Er bäte sich aber von der Academie ein Jahr Zeit aus, dieses alles in Ordnung zu bringen. — Die Academie, welche die Abhandlung des Herrn Pr. Michaelis vor Augen gehabt, hat nicht vor gut befunden, den Preis länger auszusetzen. Wir wollen aber hoffen, der B. werde sich die Zeit selber nehmen, die ihm die Academie nicht hat geben können. Er mag um ihren Beyfall arbeiten, wenn er um ihren Preis nicht mehr arbeiten kann.

P.

B r i e f e , die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 27. December. 1759.

Sechs und siebenzigster Brief.

Und durchaus also wollen Sie die Briefe kennen, davon Ihnen Herr B * * * (der Boshafte!) so vielerley vorgesagt hat, ohne Ihnen genug zu sagen, um Ihre Neugierde zu befriedigen. Sie müssen, schreiben Sie, doch ein Buch kennen lernen, das wie man Ihnen sagt, Aussehen macht, für welches und wider welches man schreibt, für und wider welches viele von Ihren Bekannten Warthen nehmen, davon einen Theil über die Verfasser und der andere über denselben Gegner lacht, niemand aber böse wird als bloß, wie man sagt, Einige Schriftsteller. „Das ein muß gut Büchel seyn: das möchte ich doch kennen...“ Wollen Sie das? Ei nu!

Viertes Theil

E c

Hier

Hierbey schicke ich Ihnen also die drey ersten Bändchen und den Anfang des vierten. * Aber sollten Sie wirklich dieses Buch noch nicht kennen. Wie wäre es, wenn ich es Ihnen auf den Kopf zusagte, daß es Ihnen schon bekannt wäre, daß sie schon etwas davon gelesen hätten, — daß sie schon alles was darin steht, gelesen hätten. — Wie wenn es ein Theil der Briefe wäre, die Sie seit ohngefähr elf Monaten von Ihren Berlinischen Freunden empfangen haben. — O da haben Sie das ganze Geheimniß!

Warum wir Ihnen die Geheimniß so lange verborgen haben? Ich weiß es selbst nicht. Wir wolten sehen, ob sie es errathen könnten. — Daß wir hin und wieder in den gedruckten Briefen einige Veränderungen gemacht haben, die in den geschriebenen nicht waren, werden Sie bey der Gegeneinandersetzung bemerken, man ist immer ein wenig behutsamer, wenn man dem Publico etwas vorzulegen hat, als wenn man an einen Freund schreibt.

In

* Dieser Brief ist den 16ten October 1759. datirt.

Inzwischen ist's wahr, aufseßen haben diese Briefe gemacht. Die Forscher in der gelehrten Welt, diese gefährliche Leute, die alle Umstände wissen müssen, die einen Schriftsteller oder eine Schrift angehen, haben allen ihren Witz erschöpft, um die Absichten des Verfassers der an Sie geschriebenen Briefe zu errathen. Es sind geheime besondere Absichten sagen sie; Lieber Gott! was für geheimer Absichten brauchts dann, um seine Meinung frei und deutsch wegzusagen. Was brauchts dann für Cabalen, oder geheime Ränke um zu sagen, daß D*** ein schlechter Uebersetzer, D*** ein schlechter Schriftsteller, G*** ein unwissender Prahler und W*** ein affectirter Belespritz ist!

Sie wissen es, wie unsere Briefe entstanden sind; wir haben fast nichts gethan, als daß wir die Reden, die wir bey unsern Zusammenkünften, über die neueste Litteratur zu wechseln pflegen, aufgeschrieben und Ihnen überschickt haben. Sie verlangten es; und Sie würden mit uns sehr schlecht zufrieden gewesen seyn, wenn wir den beurtheilten Schrift-

stern hätten heucheln wollen, was hätte uns auch wohl abhalten sollen, unsere Meinung frey heraus zu sagen. Mehr aber haben wir nicht gethan; denn daß das, was wir gesagt haben, wirklich unsere Meinung sey, werden uns wohl selbst unsere Gegner nicht streitig machen. Was können wir aber dafür, daß wir von gewissen Schriftstellern die Meinung haben, daß sie schlecht sind? warum schreiben die Leute nicht etwas gutes. —

Doch ich besinne mich, wir konnten unsere Meinung wohl uns untereinander in der Stille sagen, wir konnten sie auch wohl Ihnen schreiben, aber so was Drucken zu lassen. — Es ist freylich wahr, man siehet es unsern Briefen an, daß sie nicht zum Druck bestimmt waren! Ein gedrucktes Buch muß eine Schule der heutigen Höflichkeit seyn, wo man es einem schlechten Schriftsteller zum Verdienste anrechnen muß, daß es nicht noch schlechter ist, wo man ein Compliment machen muß, um wieder eines zu bekommen. Hätten wir dieses fein gethan, und hätten wir noch dazu fein fleißig Dissertationen, Program

grammata, Glückwünsche auf Geburtstage, und wer kennt die Säckelchen alle, anzeigen wollen, so hätten wir unsere Freude haben können zu hören, wie sich gewisse Zeitungsverfasser würden heifer geschrien haben, um zu wiederholen mit wie vielem Vergnügen sie der Fortsetzung dieser gelehrten und angenehmen: Arbeit entgegen sähen, und wie viele Gesundheit und ersprießliches Wohl ergehen, sie den gelehrten und verdienten Herren Verfassern dazu anwünschten. Aber so wie es jetzt steht, können wir auf ein so süßes Compliment lange warten. Ein wigiger Kopf hat ohnedem gleich im Anfange gewünscht, daß Sie bald möchten wieder gesund werden, aus Furcht, durch die Correspondenz Ihrer Freunde, einige von seinen Fehlern zu erfahren; was würde nun der gute Mann denken, wenn er wüßte, daß sie schon wieder bey der Armee sind, und doch noch Briefe von uns annehmen? Ich glaube, er würde wünschen, daß Sie in dem ersten Scharmügel erschossen würden!

Freilich müssen wir es uns gefallen lassen, von jedermann beurtheilt zu werden, unsere Leser kaufen Ihr Recht dazu, so wie wir das unsrige; und es ist zuweilen sehr natürlich, daß unsere Beurtheilungen manchem Schriftsteller eben so sehr missfallen, als uns seine Schrift. Dis verdriest uns gar nicht, sondern es freuet uns, wenn jedermann so offenhertzig ist wie wir. Ja wir haben uns öfters sehr belustiget, wenn wir gewisse Urtheile, die ziemlich links ausfielen, unerkannt haben anhören können. Da kommt einer und giebt mit einer geheimnißvollen Mine zu verstehen, daß er den Verfasser eines gewissen Briefes gleich an der Schreibart erkannt habe. Es ist, sagt er, ein so gewisses Etwas, das ich gleich fasse; mir kann kein Autor versteckt bleiben. Der Herr kennet ihn also? Freilich! Da thut ja der Herr recht wohl daran! Ein anderer hat geheime Nachrichten, daß niemand anders als unser Verleger der Verf. sey, der schreibt so was stans pede in uno. Hierauf folgen liebreiche Anmerkungen, die des Erfinders dieser saubern Lüge eines scharfsinnigen Bergmanns würdig sind.

Ein

Ein anderer sagt: Hm! es ist freylich Wis in den Briefen; sie sind eine Nachahmung von des Clement Lettres sur les ouvrages de Littérature. — Ich wüßte doch wirklich nicht, ob die Deutschen die Gabe, ihre Meinung frey von der Leber wegzusagen, nicht sollten früher gehabt haben als die Franzosen; die unschmeichlerische Freiheit, ist auch das einzige was unsere Briefe mit dem Clement gemein haben können; sonst wünschen wir weder so leicht noch so wichtig zu seyn als Er. Wenn jemand dem Herrn Clement unsers D. philosophische Briefe als eine Nachahmung vorlegen sollte, so würde sich der Franzose ziemlich über den Deutschen wundern.

Der allerinnreichste Einfall ist der, daß unsere Briefe eine Fortsetzung der Bibliothek der schönen Wissenschaften vorstellen sollten. Diß haben die tiefsinnigen Leute entdeckt, die die Person, die Absichten und die Schreibart der Schriftsteller so genau kennen, daß sie unter hundertmahlen wenigstens — sich neun und neunzigmale betrogen. Diese haben es nun ausser allen Zweifel

gesetzt, daß die Verfasser der Briefe auch die Verfasser der Bibliothek sind. Man könnte ihnen zwar einwenden: Wenn sie dieses meine Herren auch so sicher beweisen könnten, als sie es sicher nicht beweisen können, was würde denn daraus folgen? Nichts! Bedenken Sie doch selbst meine Herren, was ein Werkgen, das sich über die ganze deutsche Litteratur erstreckt, und bloß aus kleinen literarischen Briefchen besteht, mit einem Werke gemein haben könne, das sich auf die schönen Wissenschaften einschränket, und aus langen, ernsthaften Recensionen und Abhandlungen besteht. — — — Aber die Aehnlichkeit der Denkungsart. — — — Seltsam? worinn bestehet sie denn? Bloß darin, daß hin und wieder beide übereinkommen, der oder jener mittelmäßige Schriftsteller sey mittelmäßig. — — — So meinen Sie dann also meine Herren B. * G. * H. * J. * D. * W. * und wie sie alle heißen, daß niemand als nur ein Mann von Ihnen, einerley Meinung hege, o nein! Der größte Theil von Deutschland ist über Ihren Werth so ziemlich eins: Welch ein Wunder ist es denn, wenn ein paar Schriftsteller hierin übereinkommen.

Wenn es der Mühe werth wäre; so könnte man diesen Herren sehr viele Stellen zeigen, wo die Verfasser der Briefe die neueste Litteratur betreffend, sowohl von den Verfassern der vier ersten Bände der Bibliothek der schönen Wissenschaften, als auch von den Verf. der folgenden Bände dieses Werkes,

tes, so offenbar abgehen, daß man einen sehr seltsamen Kopf haben muß, um sich einzubilden, diese Werke rührten durchaus von eben denselben Verfassern her. Zwar die Köpfe der Herren, von denen ich eben geredet habe, sind seltsam genug!

Ich weiß aber nicht, was ich Ihnen da vor-
schwäre, sie kennen ja die Verfasser der Briefe,
und wenn Sie dieselben nicht kennen, so würden
Sie vermuthlich sehr gleichgültig dabei seyn. Denn
was geht es mich doch wohl an, wer ein Blätgen
geschrieben hat, wann ich nur weiß, ob eine Wahr-
heit oder Falschheit darauf geschrieben steht; und
da haben sich, dünkt mich, diejenigen, denen Feh-
ler vorgeworfen worden, noch bisher sehr schlecht
gerechtfertiget: A propos von Rechtfertigen muß
ich Ihnen doch die Gegner kennen lehren, die wir
uns erwecket haben. Es sind derselben wenige,
aber alle Originale in ihrer Art, schöne Caricatur-
ren, die der Reißfeder eines Ghezzi würdig sind.
Hier haben Sie einen ganzen Wust von Schriften,
Zeitungsblättern, Vorreden, daraus Sie die Her-
ren können kennen lernen, wann Sie wollen.

Der erste ist ein eifriger Crustaner den Wolf
anstinkt: Dieser hatte sich (vielleicht in Hoffnung
eines geneigten Gegenlobes) verführen lassen, die
ersten vier Blätter zu loben: Aber siehe, kaum hat-
ten wir uns merken lassen, daß wir wohl so un-
vernünftig seyn könnten, zu argwohnen, daß Wolf
einige wenige Verdienste um die Weltweisheit könne
gehabt

gehabt haben, als der gute Mann auf einmal sein voriges Lob wiederrief, und mit einem Eifer wider uns loetzog, der uns trefflich belustiget hat, * und vielleicht der einzige und lächerlichste in seiner Art ist.

Nun kommen ein paar zusammen; nemlich der Uebersetzer des Bolingbrocke und der Uebersetzer des Pope. Diese haben viel wider uns geschrieben, ** das ich aber zum Theil nicht recht kenne, noch weniger alles gelesen habe. Einen witzigen Einfall haben Sie beyde auf einmal gehabt, nemlich, daß der unterzeichnete Name J. L. nichts anders, als einen Flegel andeuten könne. Sonst sind die Herren unter sich gar nicht einig, sondern sie sind viel, mehr bey der Gelegenheit, da sie sich an uns haben machen wollen, in einen Streit gerathen, der, wann er anders in die gelehrte Geschichte gehört, gewiß einer der allerlustigsten darin seyn wird.

Der Uebersetzer des Pope, der unter beyden phunstreitig der vernünftigste ist, hatte keine Mühe, uns

* Wer daran zweifelt, ob ein solcher Angriff belustigen könne, der lese das Stück von den Hambürgischen Nachrichten aus der Gelehrsamkeit, von welchem ich rede. Ich kan eben nicht sagen, das wie vielte Stück es ist, aber meine Leser können immer, um es zu finden, mehrere Stücke dieser ziemlich unbekannten gelehrten Zeitung durchlesen. Ich kenne einen Arzt, der die philosophischen Recensionen in denselben, als ein Mittel die Brust zu erbsnen, und die häufigen Anzeigen, von seinen Gelegenheitschriften, wider die Schlaflosigkeit zu verordnen pfleget.

** Schreiben; vermischte Schriften; vermischte Briefe an Freunde und Freundinnen, Vorreden, Notizen, Recensionen und dergleichen.

und zugeben, daß der Uebersetzer des *Bolingbrocke* schlecht übersetzt habe. Der Uebersetzer des *Bolingbrocke* aber, glaubte anfänglich, er müßte seine Parthen dadurch verstärken, daß er sich des Uebersetzers des *Pope* annähme; er hatte aber kaum erfahren, was dieser von ihm hielte, als er ihn *in odium idem*, auch wieder seine Schwäche zu verstellen gab, nun zankten sich die beyde, welche von ihren beyden Uebersetzungen die schlechteste sey. Gegen uns hat ein jeder die seinige noch nicht sonderlich vertheidiget, aber wohl hat einer zu beweisen gesucht, daß *Bodmer* und der andere, daß *Albert* schlecht übersetzt habe. Sie bildeten sich ohnfehlbar ein, sie hätten dieses bewiesen, und ein jeder von ihnen könnte nun sagen: *Hi* wann so große Leute dieses gethan haben!

Ego homuncio hoc non facerem? ego illud vero ita feci ac libens.

Ja freylich haben sie es gethan; und thun es noch bis auf den heutigen Tag.

Endlich haben wir noch einen Gegner bekommen, * der den Herrn *W. Gottsched* vertheidigen will. Ich habe aber bisher noch nicht gesehen, daß der Herr *W. Gottsched* sich in seinem *Neuesten* dieser Vertheidigung gerühmet hätte, und er würde es in der That auch nicht Ursach haben;

denn

* Briefe die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen betreffend, wo zugleich auf den siebzehnten der Briefe, die neue Litteratur betreffend, geantwortet wird. Frankfurt und Leipzig. 1760.

denn sie beruhet meist auf verdrehten Worten, und falschen Zumuthungen. Herr M. hatte einmahl, wie Sie sich erinnern werden, wider die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften behauptet: „Es wäre am besten, wenn sich Herr „Gottsched niemals mit dem Theater vermengt „hätte.“ Hieraus schließt nun der Vertheidiger, also müßte Herr M. den alten Wust des deutschen Theaters wieder haben wollen, und giebt also in einer kalten Satire Vorschläge, wie man den Hanswurst und die Haupt- und Staatsactionen, wieder in ihre alte Rechte einsetzen könne. Jeder vernünftiger Mensch wird ja wohl einsehen, daß wenn es wahr seyn sollte, daß der Herr M. G. die Verbesserung des deutschen Theaters nicht auf der rechten Seite angefangen hätte, man sich doch eine andere mögliche Verbesserung werde denken können, und deswegen den alten Wust nicht zurückerufen dürfe. Von der Englischen Schaubühne, redet unser Verfasser, als ein Mann, der die Gottschedischen Schriften fleißiger als die engländischen Schriftsteller gelesen hat. Kurz, es ist nicht der Mühe werth, sein Geschwätze ernsthaft durchzusehen. Ein Mensch vom Geschmacke wird nur sehen dürfen, daß er Schlegeln und Cronegk mit Schönaich in eine Classe wirft, um es unter die Schriften zu legen, die zum einwickeln am besten zu gebrauchen sind.

Solche Gegner haben wir; urtheilen Sie, ob es nöthig ist, daß wir uns vertheidigen?

Ne.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.

V^{ter} Theil.

Berlin, 1762.
bey Friedrich Nicolai.

denn sie beruhet meist auf verdrehten Worten, und falschen Zumuthungen. Herr Sll. hatte einmahl, wie Sie sich erinnern werden, wider die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften behauptet: „Es wäre am besten, wenn sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte.“ Hieraus schließt nun der Vertheidiger, also müßte Herr Sll. den alten Wust des deutschen Theaters wieder haben wollen, und giebt also in einer kalten Satire Vorschläge, wie man den Hanswurst und die Haupt- und Staatsactionen, wieder in ihre alte Rechte einsetzen könne. Jeder vernünftiger Mensch wird ja wohl einsehen, daß wenn es wahr seyn sollte, daß der Herr P. G. die Verbesserung des deutschen Theaters nicht auf der rechten Seite angefangen hätte, man sich doch eine andere mögliche Verbesserung werde denken können, und deswegen den alten Wust nicht zuruckrufen dürfe. Von der Englischen Schaubühne, redet unser Verfasser, als ein Mann, der die Gottschedischen Schriften fleißiger als die engländischen Schriftsteller gelesen hat. Kurz, es ist nicht der Mühe werth, sein Geschwäze ernsthaft durchzusehen. Ein Mensch vom Geschmacke wird nur sehen dürfen, daß er Schlegeln und Cronegk mit Schönaich in eine Classe wirft, um es unter die Schriften zu legen, die zum einwickeln am besten zu gebrauchen sind.

Solche Gegner haben wir; urtheilen Sie, ob es nöthig ist, daß wir uns vertheidigen?

Re.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.

V^{ter} Theil.

Berlin, 1762.
bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe

des fünften Theils.

Sieben und siebenzigster Brief. Von des Herrn
Dusch Uebersetzung der Georgicorum des Virgils
nach Martins engländischer Ausgabe. 3

Acht und siebenzigster Brief. Herr Prof. Sulzers
Schreiben von dem Unterschiede seines Wörter-
buchs der schönen Wissenschaften und des Gott-
schedischen Handlexikons. 33

Neun und siebenzigster Brief. Ob Brutus kurz vor
seinem Tode die Jugend verwünscht habe. 65

Achtzigster Brief. Beurtheilung der satyrischen Ver-
suche des Hrn. Edmen, wie auch der Götter- und
Heldengespräche eben dieses Schriftstellers. 69

Ein und achtzigster Brief. Von des Herrn Weiße
Beytrag zum deutschen Theater. Anmerkungen
über desselben Trauerspiel Eduard der dritte. 81

Zwey und achtzigster Brief. Weitere Ausführung
einer Anmerkung des Herrn Schlegels, in seiner
neuen Ausgabe der Einschränkung der schönen
Künste u. des Bateau. Untersuchung der Na-
tur des Efels, und ob derselbe gleich andern un-
angenehmen Empfindungen in der Nachahmung
gefallen könne. 97

Drey und achtzigster Brief. Unterschied zwischen
dem Efel und dem höchsten Grade des Entsetzli-
chen. Dieser mißfällt in der äußerlichen Vorkel-
lung oder dem pantomimischen Theile des Trauer-
spiels. 104

Vier und achtzigster Brief. Die Pantomime muß
sich bey dem Trauerspiele in den Schranken einer
Hülfskunst halten. Anmerkung über den Shakes-
peare. 109

fünf

Fünf und achtzigster Brief. Von dem eigentlichen Gegenstande der Schäferpoesie. Beurtheilung der Schlegelschen Erklärung des Schäfergedichts. 113

Sechs und achtzigster Brief. Fernere Beurtheilung derselben. Versuch einer neuen Erklärung des Schäfergedichts: nebst einer vierfachen Eintheilung desselben. Fehler einiger Kunstrichter, bey der Lehre von der Schäferpoesie. Wie man die niedrigen Züge in dem Schäfergedichte veredeln kann. 120

Sieben und achtzigster Brief. Ueber des Herrn Schlegels Abhandlung von dem höchsten Grundsatz der Poesie. Vergleichung der Erklärung des Herrn Schlegels von der Dichtkunst mit der Baumgartenschen Erklärung. Anzeige einiger Unzulänglichkeit in der erstern. 137

Acht und achtzigster Brief. Ueber des Herrn von Moser Schrift der Herr und der Diener. 145

Neun und achtzigster und neunzigster Brief. Anzeige der Ungereimtheiten in des Herrn Schade Einleitung in die höhere Philosophie. Beweis, daß Herr Professor Gottsched der Verfasser des Candide sey. 161

Ein und neunzigster Brief. Modear opprobriis falsus, mutemve colorem? *Horat.* 139

Briefe,
die neueste Litteratur betreffend.

Fünfter Theil.

1911

1911

1911

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 3. Januar. 1760.

Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch gestossen ist.

— — — Et est mihi saepe vocandus.

Ad partes.

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Riele bekommen kann: Schoosbunde und Gedichte; Liebestempel und Betläumdungen: bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften, bald verliebte,

bald freymüthige bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

— — *Monstrum nulla virtute redemptum!*

O der Polygraph! Bey ihm ist alle Critik umsonst. Ja man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu critisiren: denn die kleinste Critik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Criticus seiner Sünden theilhaft? — Zwar von diesen seinen Streichbüchern, sage ich Ihnen diesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Uebersetzung also abermals? Und der Abwechselungen wegen, nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beyden; wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel dapon am Rande. * — „Aber wo steht

* Virgilii Maronis Georgicorum libri IV. Mit critischen und öconomischen Erklärungen Hr. D.

~~_____~~ h
„Nehmt denn da etwas von Herr Dusch?
„Sie werden sich irren.“ — Nicht doch;
ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dicke;
und scheint mit einer so liebenswürdigen Ge-
schwindigkeit translatiret zu seyn! Wer kann
aber dickere Bücher geschwinder translatiren,
als Hr. Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis,
weil er in Deutschland geführt wird, nicht
bündig genug scheint; — Hier ist ein ander-
rer! „Der Jugend besser fortzuhelfen, sagt
Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben
„der Absicht, worin Herr Martin seinem la-
„teinischen Texte eine engländische Ueberset-
„zung beygesetzt hat, habe ich eine eige-
„ne deutsche Uebersetzung unternommen. —
Aus dieser eigenen deutschen Uebersetzung
A 3 nun,

D. Johann Martins, Lehrers der Botanik zu
Cambridge, und anderer der berühmtesten Aus-
leger. Nebst einer deutschen Uebersetzung und
Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen,
um die Jugend zu einer frühen Erlernung der
Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg
und Leipzig, bey Grunds Wittwe und Holle.
1759, in groß Octav, 2. Alph. 6 Bogen.

nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet so: — Sie erinnern sich doch, daß ich einem meiner vorigen Briefe *, eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte? „Iso wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß.“ Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwey Zeilen des Virgils sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,

Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche *Georgicorum*; und ich weiß selbst nicht aus welcher heimlichen Ahndung ich nach der Uebersetzung derselben zu allererst sahe. Und was meinen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemacht, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat.“

O Herr

* S. den ein und vierzigsten Brief im zweyten Theil.

7

O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen
Hr. Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl
wahrscheinlich ist, daß zwey verschiedene Scri-
benten eben denselben lächerlichen Fehler fall-
ten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Ver-
fasser der Schilderungen und unser Ueberset-
zer müssen eins seyn; und müssen eins seyn
in Herr Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden
Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr
Dusch eben denselben Fehler mit Vorsatz
noch einmal wiederholt haben? — Ich ant-
worte: weil er ihn für keinen Fehler hielt;
weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum andern-
male begieng, meine Critik noch nicht gelesen
hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam,
war der Bogen Nr in seiner Uebersetzung lei-
der schon abgedruckt. Einen Carton aber
machen zu lassen, das würde ihn zu sehr ver-
rathen haben; und er wollte mit diesem klei-
nen Triumphe seinen Kunstrichter durchaus
nicht beglücken. Gnug, daß er sich mei-
ne Erinnerung da stillschweigend zu Nuz-
e machte, wo es noch möglich war. In der

Parallelstelle nämlich, die ich damals anführte:

Jam rapidus torrens effluens Sirius Indos

Ardebat coelo & medium sol igneus orbem

Hauferat

hat er das *medium orbem* richtig übersezt; ob es gleich auch hier Ruäus falsch versteht, indem er *medium orbem* hauferat durch siccaverat *medium orbem* giebt, aus welchem siccaverat es unwidersprechlich erhellet, daß er unter orbem den Erdkreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhehlen, daß den Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil Virgil sagt, die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bey der Uebersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denkfettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung seyn. —

Denn

~~_____~~

Denk, was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn die Waage, die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemacht, und den Erdfreis in Licht und Finsterniß getheilet hat, noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.

Man findet sie aber auch so:

Libra dies somnique pares &c.

Und was ist hier dies und dort die? Beides, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für die? Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Waage, die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht?“, Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bey Herr Duschen in Einem Herbst ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes gleich gemacht u. Ist denn das nicht ganz etwas anders? —

Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unv^{er}zei^hlich. Und ich setze dazu: unverzei^hlich, denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen: so hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bey den alten Römern, sagt Martin, endigte sich der Genitiv der fünften Declination in es: also war Dies eben das, was wir igt Diei schreiben. Oft wurde es Die geschrieben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe, auf Glauben des Aulus Gallius, Dies das für gesetzt; er sagt nämlich, diejenigen, die Virgils eigenes Manuscript gesehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. „Q. Ennius in sexto deimo annali Dies scripsit pro diei in hoc versu:

Postrema longinqua dies confecerit aetas.

„Ciceronem quoque affirmat Cæsellius in oratione, quam pro P. Sestio fecit, *dies* scripsisse pro *diei*, quod ego impensa opera conquisitis veteribus libris plusculis ita, ut Cæsellius ait, scriptum inveni. Verba sunt hæc

„hæc Marci Tullii: *Equites vero daturos il-*
lius dies poenas. Quo circa factum hercle
 „est, ut facile iis credam, qui scripserunt
 „idiographum librum Virgilii se inspexisse,
 „in quo ita scriptum est:

Libra dies somnique pares ubi fecerit boras;

„id est: *Libra diei somnique.* — Denken
 Sie doch nur! Diese lange Anmerkung
 schreibt Herr Dusch auf dem Bogen E. von
 Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen R
 hat er sie schon wieder vergessen. Was soll
 man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar,
 daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder
 bey der Anmerkung, noch bey der Ueberset-
 zung muß gedacht haben? — Und nun wie-
 der auf mein voriges zu kommen: So gut
 er hier seinen Martin vergessen hatte; eben
 so gut hätte er ihn ja auch bey dem hauserat
 medium orbem vergessen können, wenn er
 nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von
 einer andern Seite einen kleinen Denkfettel
 bekommen hätte.

Als Herr O. unsere Briefe herauszugeben
 anfieng, sagte er davon: „Ich theile sie dem
 „Publi-

„Publico mit, weil ich glaube, daß sie man-
 „chem, sowohl von dem schreibenden, als le-
 „senden Theile der sogenannten Gelehrten,
 „nützlich seyn können. * — Sie glauben
 nicht, wie sehr des Herrn Duschs anderes
 Ich, oder sein critischer Freund, sich über die-
 se gute Meinung unseres ehrlichen W. formas-
 sirt hat. Und hier ist doch gleich ein Exem-
 pel an seinem eigenen Freunde, daß unsere
 Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten
 von dem schreibenden Theile, nützlich gewe-
 sen sind, und noch nützlicher hätten seyn kön-
 nen, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert
 hätte!

Unterdessen muß bey Fehlern von dieser Art
 noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit
 des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser
 Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche
 Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht
 die geringste Vorstellung, nicht das allerklein-
 ste Bild, weder nach den alten, noch nach den
 neuern Hypothesen, zu machen wissen. Hier
 ist

* S. die Einleitung zu dem ersten Theile dieser
 Briefe.

ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und sagt:

Hic vertex semper nobis sublimis; at illum

Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Dusch nicht deutlich genug, denn er übersetzt: „Ein Pol „ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen der Styx und die Mannes, unter ihren „Füssen.“ — Die Mannes, unter ihren Füssen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füssen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi.

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed
illum

illum Styx nigra, & umbrae infernae vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schließen zu können? „daß sie elend ist!„ — Uebereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erklärt, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfalls den Brief hier weg, wenn Sie sich ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, sagt Herr Dusch, um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als ich ohne diese Absicht würde gethan haben. — Gut! Aber mußte sich diese Sclaverey gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Ueber:

Uebersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos

Tentatura pedes olim, vincturaque linguam*

weiter nichts zu lesen bekommt, als: den leichten Lageos, der einst deine Süße versuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß gehen, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos & miti dilve Baccho **

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvae*.

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein *uvae*, nicht aber *vinum*. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen

fen Trauben, sondern mit Milch und Honiglichen Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt, Virgil sagt:

— — — annua magnæ

Sacra refer Cereri, latis operatus in herbis:

Extraxit sub casum hiemis, jam vere sereno.

Tunc agni pingues, & tunc *mollissima* vina. * * *

Und Herr D. übersetzt: Seyre der großen Ceres ihr jährliches fest, und bringe ihr auf den grünen Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett; denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Dusch, wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl seyn, daß mollis hier und da auch soviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen mußte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hiesse: so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

B r i e f e,

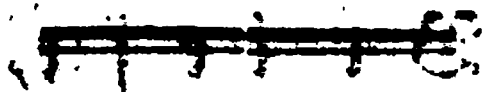
die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 10. Januar. 1760.

Beschluß des sieben und siebenzigsten Briefes.

Bald vergeße ich es, an wen ich schreibe.
Ich wende mich wieder zu Ihnen.
Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art
muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist,
unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen
seyn, und hat, wenn noch so wenig an ihr
zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als
daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die
Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch
seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem
„Herr Dusch, die Mühe zu erleichtern sucht,“
wenn du darum dein Wörterbuch seltener
nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr
Sünfter Theil. B. Dusch



Dusch selbst hat es zu wenig angeschlagen.
 Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er
 sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das
 was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen!
 Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach,
 was heißt Myrtus? du findest ein Myrtens-
 baum. Und Herr Dusch glaubt, es heiße
 ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

— cingens matrona tempora myrto *

durch: Daß er die Schläfe mit dem me-
 terlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein
 Wörterbuch, und schlage nach, was heißt
 caper? Du findest, ein Ziegenbock. Und
 Herr Dusch sagt, es heiße eine Ziege. Denn
 er übersetzt:

Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris
 Ceditur. **

durch: Nur dieses Verbrechens wegen
 wird dem Bacchus auf allen Altären eine
 Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen
 deinen guten Freund hier entschuldigen, so
 sage: Ey, die Ziege ist hier ein Bock! Und
 das ist wahr! — Nimm nochmals dein
 Wör-

* Lib. I. c. 38.

** Lib. II. 380.

Wörterbuch, und schlage nach, was heißt *pernox*? Du findest übernünftig. Und der Herr D. sagt es heiße hartnäckig. Denn, wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

Victus abit, longeque ignotis exulat oris:

Multa gemens ignominiam, plagasque superbi

Victoris, tum quos amisit inulcus amores:

Et stabula aspectans regnis excessit avitis.

Ergo omni cura vires exercet, et inter

Dura jacet pernox instrato saxa cubili:

So übersetzt Herr Dusch: Der Ueberwundene gehet davon, und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und besesszet flügllich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfing, und die Geliebten, die er ungerädet verlor: schauet den Stall an, und scheidet aus dem Reiche seiner Väter: Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue — *Pernox*, hartnäckig! Siehst du, Herr Dusch, wußte nur von einem einzigen *Adjectivo* in x. und das war *pertinax*!

Siehe ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Bogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht Herr Dusch zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern ihrer Uebersetzung, mit der Bleysfeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. III. daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen grossen Dienst erzeige,

— qui ne gravidis procumbat culmus aristis
Luxuriam segetum tenera depascit in herba,
Cum primum sulcos æquant futa.

dieses übersetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreicht, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute steht, abfressen läßt &c. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreicht: ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen

gen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft das niedrigste. Wie kan also die Saat zur Höhe dieses niedrigsten Theiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt; und *aquare* heißt hier eben machen. Der Dichter will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht; sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Ackers versteckt liegt: Daß *aquare* aber eben machen heiße, hätten Sie aus dem 175. Verse eben desselben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti aequanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu ihrer Entschuldigung auch schon das *ventos aquantē sagitta* aus der *Aeneis* anführen wollten. Ein Uebersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige seinem Acker eine ersprießliche Wohlthat:

— — — *Quique paludis*

Collectum humorem bipula deducit arena.

*Præsertim incertis si. mensibus annis abundans
Exit, & obducto late tenet omnia limo,
Unde cavæ tepido sudant humore lacunæ.*

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen, oder nach ausgetretenen Flüssen, auf den Vertiefungen des Acker's Wasser stehen bleibt, und Pfügen macht, so soll der Landmann diese Pfügen *bibula deducere arena*. Das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. *Bibula arena* ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammigten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmann eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts geringes; und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich seyn. Aber die Pfügen mit Sand austrocknen; das kann ihm sehr leicht seyn. Ich weiß wohl, Sie haben

haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch Ruäus erklärt die gegenwärtige Stelle durch: *qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, inftar paludis.* Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die freywillige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sey geschehen:

Ut varias usqs meditandol excusetet artes

Paulatim et sulcis frumenti quæreretur herbam.

So wie in der ersten Zeile *meditando* das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten: so zeigt es auch *sulcis* in der zweyten an. Die Menschen sollten durch ackern, sich Getraide verschaffen lernen. Sie übersetzen daher ganz falsch: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides suchen möchte, Hier ist alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum figere damas,

Scupes torquentem Balearis verbera fundæ:

Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina tridunt.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Gemen mit der Balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Balearischen Schleuder, einen Balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Balearischen Inseln tiefer Schnee liegt, und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den Balearischen Schleuderer Gemen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt 2c.

Lib. I. v. 475.

— — pecudesque locuta,

Infandum!

übersetzen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Abiectivum, und glauben es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier
das

das Adverbium, oder die Interjection; wie sie
es nennen wollen. Eben wie in der Uebersetzung:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram.

Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner
Uebersetzung weiter nichts als die Inter-
punction nach redeten. Ich will Ihnen
glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem er-
sten Buche. Und mehr als das erste Buch
habe ich von ihrer Uebersetzung auch nicht ge-
lesen; und auch dieses nur obenhin gelesen.
Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir
bloß bey dem Aufschlagen in die Augen ge-
fallen.

Ich fand 3. E. Jährlich muß man drey
bis viermal den Boden pflügen, und
mit der umgekehrten Hacke die Klöße be-
ständig zerschlagen, und dem ganzen
Weingarten die Last der Blätter leichter
machen. Was kann man unter diesen letztern
Worten anders verstehen, als daß der Dichter
die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten
wegzuschaffen, oder sie unterzubacken befie-
het?

let? Und doch will Virgil ganz etwas anders sagen; denn

— — — omne levandum

Fronde nemus *

ist von dem sogenannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hylæus, der dem Lapithæa mit einem schweren Becher drohet. Lapithæa? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — — Hylæum Lapithis cratere minantem. **

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf hübschten Salbern, wo Grufß liegt. Grufß? Was heißt Grufß?

* Lib. II. v. 400.

** Lib. II. v. 457.

Griß? Ich muß wirklich den Text wieder
zu Hülfe nehmen:

*et dumosis calcibus arvis **

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es
ist doch vortreflich, daß Sie Virgil manch-
mal besser versteht, als ich. Daß dumosis
noch etwas mehr als büschicht heiße, will
ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ohngefähr die ersten funf-
zig Zeilen des dritten Buchs. Und wie man-
cherley war mir da anstößig. Ich will Ihnen
nicht aufmugen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— — Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora **

übersetzt haben: Auch ich muß es versu-
chen, mich auf einer neue Bahn von der
Erde zu erheben, und als ein Sieger durch
den Mund der Welt zu fliegen. Volitare
per ora virum: durch den Mund der Welt
fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen
ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

*Primum Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas. ****

über:

* Lip. II. v. 180.

** Lib. III. v. 8. 9.

*** Lib. III. v. 12.

let? Und doch will Virgil ganz etwas anders sagen; denn

— — — omne levandum

Fronde nemus *

ist von dem sogenannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbusta nennet. Und ihre zweydeutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithäa mit einem schweren Becher drohet. Lapithäa? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — — Hylæum Lapithis craterè minantem. **

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf hübschten Salbern, wo Gruf liegt. Gruf? Was heißt Gruf?

* Lib. II. v. 400.

** Lib. II. v. 457.

Grüß? Ich muß wirklich den Text wieder
zu Hülfe nehmen:

*et dumosis calculus arvis **

Ah, Sie haben. Gries wollen schreiben! Es
ist doch vortreflich, daß Sie Virgil manch-
mal besser versteht, als ich. Daß dumosis
noch etwas mehr als büschicht heiße, will
ich so hingehen lassen.

Auch las ich von ungefähr die ersten funf-
zig Zeilen des dritten Buchs. Und wie man-
cherley war mir da anstößig. Ich will Ihnen
nicht aufmugen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— — Tectanda via est, qua me quoque possim;
Tollere humo, victorque virum volitare per ora **

übersetzt haben: Auch ich muß es versu-
chen, mich auf einer neue Bahn von der
Erde zu erheben, und als ein Sieger durch
den Mund der Welt zu fliegen. Volitare
per ora virum: durch den Mund der Welt
fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen
ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

*Primum Idunæas referam tibi, Mantua, palmas. ****

über:

* Lib. II. v. 180.

** Lib. III. v. 8. 9.

*** Lib. III. v. 12.

übersetzen: Ich will der erste seyn, der dir, Mantua, die idumäische Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesezte Artikel die fragen? Es ist kein blosses poetisches Beywort mehr, sobald dieser vorgesezt wird. — Es möchte alles gut seyn, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

*Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchii
Curfibus et crudo decernet Gracina cestu. **

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorhergehende illi, nehmlich dem Cäser,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeigt deutlich, daß mihi hier bloss als ein Füllwort steht, so wie in unzähligen Stellen; als

*Depresso incipiat jam tum mihi taurus aratro
Ingemere etc.*

oder

— — — *ah nimium ne sit mihi fertilis Ha.*

Wenn ein Uebersetzer bey dergleichen Gelegenheiten

* Lib. III. v. 19. 20.

heßen das mihi also: ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das bloße deutsche Füllwort mir geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im Wettlaufe streiten.“ Aber hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Aulus selbst erklärt diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: meo iussu certabit cursu &c. — Doch ist erst werde ich gewahr, daß ihr Mars ein selbst, dem Dr. Trapp zu Folge, dieses mihi, durch in meum honorem giebt. Er irret sich ganz gewiß; und Sie, der Sie an mehreren Stellen von ihm abgehen; hätten ihm hier am wenigsten folgen sollen. Ebenso wenig hätten Sie sich, bey dem 58ten Verse, durch seine angeführte Stelle aus dem Colu mella, sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zucht muß gestaltet seyn müsse; und setzt endlich hinzu:

quæque ardua tota. *

Sie

* Lib. III. c. 58.

Sie übersehen dieses: imgleichen, wenn sie hoch ist. *Ardus* heißt nicht was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sie hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

Hinc bellator equus campo sese arduus infert.

Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

Parro ferox, ardensque oculis & sibilis colla

Ardus attollens &c.

Und noch von einem andern Pferde:

— *Froneemque ostentans arduus albam.*

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals noch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Buchstutze, wo er sich weniger zweifelhaft ausdrückt:

— *— Illi ardua cervix &c.*

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trog bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trog bieten sind Sie sehr geschwind.

Auch

Auch sollte ich von ihren Anmerkungen noch etwas sagen. Wo Sie gute Leute ange-
geschrieben haben, da sind sie so ziemlich
gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eige-
nen Kräften versuchen wollten, da glauben
Sie gar nicht wie klein Sie erscheinen! Ich
nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum
Beweise: wo die Worte: *nec gratia terræ
nulla est quam inarata terræ*, ein sauberes
Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Rich-
tigkeit ihres Textes? Er ist höchst fehler-
haft, und ohne eine bessere Ausgabe nicht
wohl zu brauchen. So stehet *injūsta* für
injussa; *sperantia* für *spirantia* &c. — Doch
das sind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns
wieder ein dickes Buch geliefert; und dafür
müssen wir Ihnen freylich verbunden
seyn. —

Genug mit dem Herrn Dusch gesprochen!
Was unsere galanten Brieffsteller die *courtoisie*
nennen, das ist nunmehr wieder an Sie
gerichtet. Ich bin &c.

H.

Bey

Beim dem Verleger ist zu haben:

Pastor J. C. Sammlung einiger Predigten über
verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte
gr. 8vo. Berlin, 1760. 12 St.

Reinhardt A. J. Abhandlung von der besten Weisheit,
aus dem Französischen übersetzt, von J. A. F. v. G.
4to: Greifswald, 1757.

Klefeckeri, Jo. Curz geographica, 8vo. Ham-
burgi, 1758.

B r i e f e ,

die neueste Literatur betreffend.

III. Den 17. Januar. 1760.

Acht und siebenzigster Brief.

Ihre Vermuthung, mehrererhundert Freund,
ist richtig eingetroffen. Als ich Ihnen
von der Ausbändigung des Goetischen
Wörterbuchs der schönen Wissenschaften Nach-
richt gab, vermahnnten Sie mich, meine Arbeit
keinen Augenblick liegen zu lassen, weil Sie
vermutheten, daß dieses Werk das meinige
in seinen Früchten würde einnehmlich machen.
Jetzt habe ich dieses Handlexikon gesehen,
und
Da wir diesen aus von unserm Freunde, dem
Herrn von H. abschriftlich mitgetheilten Brief
nicht drucken lassen, so scheint es wegen gewisser
Umstände nicht zu seyn, zu erklären, daß der ob-
erhöhrte Verfasser desselben an dem übrigen Brief
keinen geringen Antheil habe.
Sünster Theil.

und bey dessen Durchblätterung die Wichtigkeit ihres Urtheils erfahren. Er hat weder in der Anlage noch in der Ausführung die geringste Lebhaftigkeit mit dem meinigen, und ich werde meine Arbeit fortsetzen, als wenn das Gottschedische Werk gar nicht in der Welt wäre.

Ich vermuthete anfänglich, der Hr. Pr. C. habe die Ankündigung meines Werks gesehen, und nach seinem bekannten Eifer für die Ehre der Deutschen, sich dadurch bewegen lassen, mir vorzukommen, um zu verhindern, daß ein so wichtiges Werk nicht durch einen halbschweizerischen Schweizer, ausgeführt werde. Denn er steht in Gedanken, daß die Schweizer die wahren Verdenker des guten Geschmacks seyen: daher auch der Ausdruck Schweizerisch, oder nach seiner höflichen Art zu reden, Alpinisch bey ihm so viel bedeutet, als abgeschmackt oder ungereimt. Unter seinen mannigfaltigen Verdiensten hält er dieses für das vornehmste, daß er sich mit aller Macht, und selbst zu seinem größten Schaden, der Ausbreitung desjenigen Geschmacks als

als: der blüthe Damm entgegensteht, den einige Kunsttrichter in der Schweiz, als den wahren und guten Geschmack der Natur anpreisen. Ich stand also in Gedanken, daß die Absicht des Herrn Professors gewesen, mir die Feder aus der Hand zu winden. Allein ich sehe aus seiner Vorrede, daß ich mich hierin betrogen habe, und daß sein Verleger der eigentliche Urheber dieser Unternehmung ist. Der Verfasser hat von meinem Vorhaben eher nichts erfahren, als bis sein Werk schon beynahe fertig gewesen.

Wenn es Ihnen fremd vorkommen sollte, daß ein Mann, dessen ernsthafteste Bemühungen auf die Ausbreitung der schönen Wissenschaften in Deutschland gerichtet sind, sich die einigermassen als der Vormund der hierin noch unminoritären Deutschen muß angesehen werden, die Unfähigkeit eines so wichtigen Werks, welche vor seinen Ohren geschehen ist, nicht selbst erfahren haben, so wird es Sie noch mehr befremden, daß ihm noch weit wichtigere Nachrichten aus dem Reiche des Geschmacks unbekannt geblieben sind. Die

Ich gedenke, das Werk, als ich
 bey der meinigen habe. Dieses zeigt sich in
 der Ausführung ganz deutlich, da in dem
 ganzen Werk keine Spur anzutreffen ist, daß
 er nach den Grundsätzen gearbeitet habe, die
 mir zum Vorhaben dienen. Der Hr. Hr. hat
 zwar nicht für gut befunden, in der Vorrede
 und von seiner Absicht zu unterrichten. Er
 läßt sich nur so weit herab, daß er
 er habe die ganze Arbeit aus Gefälligkeit für
 den Buchführer übernommen; dieser aber
 muß nicht für nöthig erachtet haben, und
 seine Absichten durch eine Vorrede zu ent-
 decken. Wenn er auch diese gehabt hätte,
 ein Buch von wissenschaftlicher Größe, unter dem
 Titel und in der Form eines Handelsbuchs,
 mit dem Namen eines berühmten Mannes
 gezieret, binnen Jahresfrist, ehe ein ande-
 res Werk über diese Materie erscheinen konn-
 te, in seinem Laden zu haben, so ist die
 ganze Absicht dieses Werks vollkommen Er-
 reicht, und kein Mensch ist befugt dem Hrn.
 Prof. G. über die Ausführung desselben zur
 Rede zu stellen. Aus diesem Gesichtspunkte
 muß man ohne Zweifel die sonstigen kleinen

und für die Verdienste eines solchen Mannes zu demüthig scheinende Anmerkung beurtheilen, womit er die Vorrede beschließt. Er hofte desto zuversichtlicher, sagt er, daß dieses Handbuch wohl aufgenommen werden, da er selbst den wenigsten Antheil daran hat. Seine Hoffnung ist also, daß man dem Verleger zu gefallen, das Werk für gut finden werde.

Sie sehen hieraus, mein werther Freund, daß dieses Handbuck mich nicht zurück halten wird, mein Werk mit dem Eifer fortzusetzen, mit welchem ich bis dahin daran gearbeitet habe. Sie können mithin auch allen den Freunden, die gegen Sie einige Zucht geäußert haben, daß ich jetzt zurück stehen werde, die Versicherung geben, daß ich fortfahre, eben so zu arbeiten, als wenn das Gottschedische Werk gar nicht in der Welt wäre. Ich habe diese Arbeit nicht dieserwegen unternommen, weil ich der erste seyn wollte, der ein deutsches Werk unter diesem Titel herausgäbe: folglich kann es mich auch nicht abschrecken, daß ich nicht mehr der erste bin.

Auch

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

92
~~Verfasser des Buchs~~
Esfern recht Fenndas mache. In dem Ende
mußte ich in allen Werken des Geschmacks,
von der Baukunst an, bis auf die Dichtkunst,
alles auszeichnen, was Kenner für schön
oder für ästhetisch gut halten. Aus der Ver-
gleichung dieses Schönen, wie es sich in den
Werken von so verschiedener Art zeigt,
mußte ich sein Wesen und seine wahre Ver-
schaffenheit erkennen lernen, und also das,
was der Geschmack undeutlich fühlt, dem
Verstande deutlich machen. Dieses gab mir
zu andern wichtigen Untersuchungen Gelegen-
heit. Wenn man die Natur des Schönen
erkennt hat: so kann man anfangen zu
untersuchen, warum es gefällt. Es muß in
der Natur der menschlichen Seele, ja sogar
aus der allgemeinen Natur eines denkenden
Wesens etwas seyn, woraus die Wirkung
des Schönen oder des ästhetisch Guten auf
die Einbildungskraft und die Sinne kann
erklärt werden. Es ist eine meiner ge-
liebtesten Sorgen bey meiner Arbeit, diese Un-
tersuchungen so weit zu treiben, als nur mög-
lich ist.

Da:

Dadurch werde ich nicht nur den Weltweisen ein weites Feld zu neuen psychologischen Untersuchungen eröffnen, sondern auch den Kunststrichtern den Weg bahnen, die Theorie des Geschmacks zu einer Gewißheit zu bringen, die der mathematischen nahe kommen kann. Was Leibniz von seinen Grundrissen der Metaphysik gehoffet hat, daß durch ihre Hülfe die Sittenlehre zu einer mathematischen Gewißheit kommen würde, dieses hoffe ich von den Untersuchungen, wozu mein Werk die Gelegenheit geben wird.

Vergleichen Untersuchungen wären fern von der Absicht des Herrn Hr. G. Sie werden in seinem ganzen Wörterbuche keine Spure davon finden. Er hat nicht einmal so weit gehen wollen, daß er die verschiedene allgemeine und besondere Eigenschaften die eigentlich den Werth eines Werks der Kunst ausmachen, bloß den Namen nach angezeigt hätte, geschweige, daß er ihre Beschaffenheit hätte näher untersuchen, oder gar ihre Verhältniß gegen die Natur der Seele erforschen wollen. Schlagen Sie auf, wo Sie wollen,

so werden Sie finden, daß er hieran nicht gedacht hat. Die Artikel Gebäude, Gemälde, Gedicht, Rede, Gesang u. s. m. lassen Sie in der gänzlichen Unwissenheit über die Dinge, wodurch diese Werke der Kunst schön oder vollkommen werden: die Artikel Richtigkeit, Pracht, Reichthum, Zierlichkeit, Regelmäßigkeit, und hundert andere, welche die allgemeine Eigenschaften der Werke der Kunst enthalten, sind in diesem Handlexikon gar nicht angezeigt, in dem meinsten, sind dieses lauter Hauptartikel.

Nach diesem lasse ich mir angelegen seyn, daß Schöne nicht bloß nach allgemeinen Begriffen, auch nicht nur nach einer einzigen Form desselben, sondern nach den verschiedenen Gestalten, die es annimmt, kennbar zu machen. Ich lasse es z. B. nicht dabey bewenden, daß ich erkläre was die Schönheit überhaupt ist, sondern ich bemühe mich deutlich zu beschreiben, was die Schönheit ist in einzeln Figuren, was sie in Zusammensetzung vieler Figuren sey, worinn die Schönheit eines Gedankens, und einer ganzen Rede bestche,

ſehen, aus ein ſchönes Gebilde, eine ſchöne
 Muſik, einen ſchönen Tanz u. ſ. f. ausmachen.
 Und eben dieſe Methode beobachte ich bey
 jeder beſondern Eigenschaft, eines äſthetiſchen
 Werks, dadurch wird jeder Künſtler in Stand
 geſetzt, nicht nur das Schöne, welches ſein
 Werk an ſich haben muß, deutlicher zu ſehen,
 ſondern es wird oft aus den Werken
 anderer Künſte, Vortheile für die ſeinige lernen.
 Jede Kunſt hat eine eigenthümliche
 Bequemlichkeit, gewiſſe Schönheiten vorzüg-
 lich darzuſtellen. Die Richtigkeit, Regelmäßigkeit,
 Uebereinſtimmung aller Theile auf
 ein Ganzes, müſſen alle Künſtler von dem
 Baumeiſter lernen. Der Oſtorienmaler muß
 allen zum Beyspiele einer guten Anordnung,
 der Contraſte, und des Lichts und Schattens
 dienen. So wie hingegen wegen anderer
 Vortheile bald der Dichter, bald der Ton-
 ſetzer, und bald der Redner, an der Spitze
 der Künſtler ſtehen, die Ausübung gewiſſer
 Regeln, durch ſein Beyspiel andern deutlich
 zu machen.

Hierzu kommt auch, daß ich bey jedem
 Handgriff einer beſondern Kunſt auf das fleißigſte

ftehe nach, ob die andern Künfte in
 ihrer Art etwas ähnliches haben. Wenn
 ich z. B. sehe, was für große Annehmlich-
 keiten der Zuhörer durch die mannichfalti-
 ge Einteilung und deren geschickte Auflösung, in
 seine Werke hineinbringt, so untersuche ich,
 ob der Dichter, der Maler u. s. f. ähnliche
 Handgriffe in seinen Werken anbringen können,
 und wenn ich gefunden habe, wo dieses an-
 gehen kann, so stelle ich ihnen den Zuhörer
 zum Muster der Ausübung derselben vor.
 Diese beständige Vergleichung aller Künste
 hilft einander daher auch dazu, daß gewisse
 feine Schönheiten, die sich kaum beschreiben,
 aber sehr wohl fühlen lassen, dadurch desto
 deutlicher können empfunden werden, wenn
 man sie, je nachdem der Fall es mitbringt,
 entweder in einem Gesange, in einem Ge-
 mälde, oder in einem andern Werke der Kunst,
 wo sie am deutlichsten sind, gleichsam mit
 dem Finger zeigt.

Es müssen einem Kunsttrichter, und selbst
 dem Künstler manche Vortheile verborgen
 bleiben, wann er nicht die Theorie und Aus-
 übung

Alten aller Künste zugleich vor Augen hat:
Es werden Sie z. B. in meinem Werke
finden, daß die Baukunst mir Gele-
genheit gegeben hat, dem Leser und dem
Dichter gewisse Regeln vorschreiben, oder
sie ihm deutlich zu machen. Dieses alles war
gänzlich außer dem Plane und der Absicht des
Verfassers des Handbuchs, welcher der
gleichen Untersuchung ferne von sich hat seyn
lassen. Nun muß ich Ihnen aber auch sagen,
worin sein Plan weitläufiger und ausführ-
licher ist, als der meinige. Er hat sich viel
Mühe gegeben, sein Werk mit historischen
Nachrichten auszufüllen, und darin hat er
nicht unendlich weit übertrieben. Sie werden
also so unfehlliche Hülfe von deutschen Dis-
sertationen aus dem 16ten Jahrhundert finden, daß
Sie sich darüber verwundern werden. Dies
ist die glänzende Seite seines Werks. Ich
habe in der Ankündigung des meinigen, auch
historische Nachrichten versprochen, und
werde dies Versprechen auch halten. Da es
aber eine unendliche Arbeit seyn würde, die
Lebensumstände und Werke aller Künstler
aus allen Nationen und Welttheilen zu erzäh-
len,

sen, so habe ich mich hiorinn sehr enge: sehr
 geschränkt. Ich führe keinen Künstler in ei-
 nem besondern Artikel auf, als die von denen
 ich urtheile, daß sie als Beispiele zum Guten
 oder Bösen müssen angeführt werden. Die
 jenige, durch deren Fleiß die Kunst näher an
 ihre Vollkommenheit gebracht worden, die
 welche zuerst richtige Schönheiten, oder Vor-
 theile hingelebracht, die, deren Werke, als
 Meisterstücke in ihrer Art, andern Künstlern
 zu stätigem Nachdenken müssen angepriesen
 werden; und denn einige Hauptwerderber be-
 gnten Geschmacks, die Marino und Læ-
 bensteine von jeder Art, werden zur Auf-
 mung andrer, ihre besondere Artikel haben.
 Was aber den großen Haufen der ganzen
 Künstler betrifft, so gedente ich sie allmäh-
 lichweise, bey Beschreibung der Werke, worin
 sie sich hervor gethan haben, anzuführen
 aber in wenig Worten, die, so viel möglich
 ist, ihre Verdienste sollen zu erkennen geben.
 So werden in dem Artikel Trauerspiel
 alle die Dichter angeführt werden, die mit
 Ruhm in dieser Art gearbeitet haben, so weit
 nämlich meine Kenntniß derselben gehet. Ich
 kann

kann mich nicht entschließen, jeden Meister
 oder jeden schlechten Kupferstecher nur dem
 Namen nach anzuführen, geschweige denn
 ihm einen besondern Artikel zu geben. Desto
 genauer und weitläuftiger aber werde ich
 über die Artikel von dem Anwachs und der
 Ausbreitung der Künste seyn, und ich hoffe,
 daß mir hierüber wenig wichtiges entgehen
 würde. So weitläufig der Herr Dr. G.
 in seinen historischen Nachrichten von deut-
 schen und italienischen Dichtern gewesen, so
 wenig hat er über den Anwachß und die
 Ausbreitung der Künste geliefert. Man kann
 leicht merken, warum er sich nicht hat kün-
 nen in dieses Feld einlassen. Drey oder vier
 Artikel von dieser Art, erfordern mehr Zeit
 und Mühe, als er auf dieses ganze Werk
 nach der Absicht seines Verlegers hat wenden
 können. Dieser ließ ihm nur so viel Zeit, als
 nöthig war, das was historisch ist, aus den
 bequemsten Urkunden zusammen zu schreiben.
 Eine kritische Uebersetzung konnte da nicht
 statt haben. Die Zeit war zu kurz. Ich
 habe also hierinn den Vortheil, daß kein
 Verleger mir die Zeit vormißt, mithin neh-
 me

me ich mir selbst so viel, als ich nur nöthig habe, um die viele und weitläufige historische Nachrichten, welche ich gesammelt habe, in die Kürze zu ziehen, in welcher sie einem kritischen Leser gefallen werden.

Die Fortsetzung künftighin.

Bei dem Verleger ist zu haben:

Kleines Atlas Geographique, 8vo. Hamb. 1759.

3. Wahl. L'Heureuse victime ou le triomphe du plaisir, 8vo. à la Haye. 1760. 6 Gr.

Pensées Philosophique, 8vo. Londr. 5 Gr.

La Mort du Maréchal Comte de Saxe, 8vo. Paris. 1759. 4 Gr.

Löwenst. J. G. satirische Versuche, 8vo. Leipzig. 1760. 4 Gr.

Wagse, J. G. Sammlung einiger Predigten über verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte, 8vo. Berlin, 1760. 12 Gr.

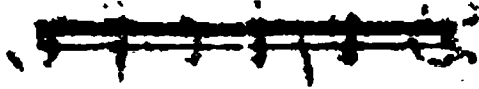
B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 24. Januar. 1760.

Beschluß des acht und siebenzigsten Briefes.

Nur noch eins. Da ich, gleich von Anfang meiner Arbeit, alle Künste aus einerley Gesichtspunkt betrachtet habe, so sind sie mir auch alle gleich werth geworden. Ich habe die Schönheiten eines Gebäudes mit eben dem Fleiß erforschet und betrachtet, die ich auf die Beurtheilung einer Epopee gewendet habe. Sie werden also in meinem Werke eine gleiche Sorgfalt für alle bemerken können. Ich habe mir auch Mitarbeiter gewählt, welche für Meister in den Künsten, darauf sie sich gelegt haben, gehalten werden. Auch dieses ist ein Vortheil, den der Hr. Pr. G. nicht gehabt hat. Man sieht wohl, daß die Dichtkunst ihren andern Schwestern sehr weit vorgezogen
Sünfter Theil. D wor:



worden, welches eben den Ursachen zuschreiben, die ich kurz vorher erwähnt habe. Und daher ist es auch gekommen, daß in dem Gottschedischen Handbuche keine allgemeine Untersuchungen über das Wesen der Künste, keine allgemeine Grundsätze, die auf alle insgesamt können angewendet werden, Statt gehabt. Dasjenige also, was mir die meiste Mühe gemacht, was die strengste und sorgfältigste Ueberlegungen erfordert, was die meiste Zeit wegnimmt, kam in dem Plane des Hrn. Fr. G. gar nicht in Betrachtung. Daher haben Sie noch weniger Ursache sich zu verwundern, wie sein Werk sobald zu Stande gekommen. Wenn Sie es werden gesehen haben, so werden Sie vielmehr denken, daß ihrer so viele, die daran gearbeitet, es längstens in drey Monaten hätten zu Stande bringen können.

Vielleicht erwarten Sie von mir, mein Werthester, daß ich bey dieser Gelegenheit einmal ohne weitere Zurückhaltung Ihnen sage, wie bald denn mein Werk wird zu Stande kommen. Ich weiß es, daß einige
unser

unserer Freunde dieses Zögern mir zur Last
legen. Aber diese bedenken nicht, was das
für eine Arbeit ist, die ich unternommen habe.
Sie wissen nicht, daß ich oft viel lesen und
einige Wochen nachdenken muß, um einen
Artikel aufzusetzen, der keinen halben Bogen
ausfüllen wird. Sie müssen nicht bedenken,
daß in einer genauen und philosophischen Un-
tersuchung über die Schönheit in den Künsten,
ihren Ursprung und ihre Wirkung, Fragen
vorkommen, zu deren richtiger Beantwortung
Jahre lang dauernde Ueberlegungen erfordert
werden. Sie müssen nicht bedenken, wie
wenig Hilfe man von seinen Vorgängern
zu einer solchen Arbeit hat. Die Kritik hat
bis jetzt hauptsächlich nur die Dichtkunst zu
ihrem Augenmerk gehabt, und es erfordert
große Mühe und lange Zeit, die Grundsätze,
welche bey Gelegenheit der Dichtkunst von
den Kunstrichtern festgesetzt worden, allge-
mein zu machen, das Mangelnde zu ergänzen,
die Anwendung der Regeln in den Werken
der andern Künste aufzusuchen, und ihre ei-
gentliche Einschränkung aus der Vergleichung
aller Künste zu bestimmen.

Lassen Sie mir also hierin, ich bitte Sie,
 meinen Willen. Mich dünkt, daß ich es
 Ihnen schon einmal gesagt habe: das Werk,
 woran ich arbeite, ist das einzige, mit wel-
 chem ich vor die Augen der Nachwelt zu kom-
 men gedenke. Warum sollte ich mich damit
 übereilen? Wenn es nun gut wird, so kann
 es niemals zu späte kommen. Ich will he-
 ber, daß man mir sage, warum so spät,
 als warum so früh? Auf die erste Frage
 werde ich allemal eine vernünftige Antwort
 zu geben wissen, auf die andere nicht.
 Denn was sollte ich zu meiner Entschuldi-
 gung hervorbringen? Daß der Verleger nicht
 länger warten wollen? Nun, würden ver-
 nünftige Leute sagen, was ist dieses für ein
 Grund. — Daß ich gerne habe wollen der
 erste seyn, der dem wertheften deutschen Ba-
 terland mit einem Wörterbuch über die Künste
 gedient? Dies mag Hr. G. sagen. Ich aber
 möchte sagen können, daß ich das beste Werk
 von dieser Art gemacht habe. Halten Sie
 mir also meine Langsamkeit zu gute. Durch
 Uebereilung konnte ich allen Nutzen meiner
 bisherigen Arbeit verlieren. Das geringste,
 was

was ich mir vorsehe, ist, ein Werk zu verfertigen, das künftig zur Grundlage eines vollkommenen Werks dienen könne; eine Arbeit zu verrichten, die einem künftigen Liebhaber solcher Untersuchungen Lust erwecke, auf meinen Grund weiter zu bauen, ihm seine Arbeit merklich zu erleichtern; und also den ersten festen Grund zu einer vollkommenen Aesthetik gelegt zu haben. Wenn ich dieses Zwecks verfehlen sollte, so hätte ich seit sechs Jahren des Sisyphus Stein gemälzt. Daß es aber schwer sey, auch nur diese Absicht zu erreichen; können Sie aus dem Gottschedischen Werke urtheilen. Denn ungeachtet ein Mann, der in der Critik grau geworden ist, den Plan dazu gemacht, und viele berühmte Männer zu Mitarbeitern gehabt hat, so hat er doch bey weitem nicht so weit gebracht, daß ein vernünftiger Mensch, der dieses Werk gelesen hat, sich wird einbilden können; es sey nunmehr leichter als vorher, ein vollständiges und gründliches Werk über die Theorie aller Künste zu schreiben.

Ich bin also noch nicht im Stande, Ihnen zu sagen, wie bald ich mit meiner Arbeit aus Ende zu kommen hoffe. Sie wissen, daß ich überdem Amtsgeschäfte und Zerstreuungen habe, die mir nicht erlauben, Meister meiner Zeit zu seyn. Ich muß, da ich nun schon so lange mit dieser Arbeit umgehe, selbst am besten wissen, wie weitläufig sie ist. Mein Wörterbuch wird der vielen Arbeit, die ich darauf wende, ungeachtet, noch unvollkommen genug bleiben, und man wird mir einmal Dank dafür wissen, daß ich hierin weniger Hitze gezeigt habe, als der Herr Hr. G.

Darf ich Ihnen noch, und zwar nach meiner Art, gerade heraus sagen, daß Sie sich auch darin irren, da Sie meinen, ich hätte besser gethan, wenn ich, anstatt eines Wörterbuchs, eine systematische Encyclopädie der Künste geschrieben hätte? Sie sind wirklich etwas zu schnell gewesen, dem Urtheil der Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften beizutreten. Ueberlegen Sie folgendes, und alsdenn fällen Sie das Urtheil.

Es

Es ist eine meiner Hauptabsichten bey diesem Werke, den Künsten mehr Kenner, mehr wahre Liebhaber zu verschaffen. Denn je häufiger diese sind, je mehr blühen die Künste. Nun ist gewiß, daß ich durch ein systematisches Werk diesen Endzweck niemals würde erreicht haben. Sehr wenig Liebhaber haben die Geduld oder die Fähigkeit, die Theorie der Künste nach einer systematischen Ordnung zu lernen. Je genauer ein System in allen seinen Theilen verbunden, je schärfer alles darin erwiesen ist, destomehr wird der größte Theil der Leser davon abgeschreckt. Die meisten Menschen wollen gleich bey dem ersten Anfang nach der geringsten Bemühung, einiges Licht haben, daß sie wenigstens obenhin befriediget. Sie wollen lieber bey der ersten Lust, die Sache, die sie zu erkennen verlangen, nur von weiten geschwinde sehen, als durch mühsame Umwege, sich nahe dazu führen lassen. Wenn ich ein System geschrieben hätte, so hätte ich nothwendig bey den abstraktesten Untersuchungen über die sinnlichen Vorstellungen anfangen müssen; ich hätte hernach zeigen müssen, wie die verschiedene Arten der sinn-

D 4

lichen

Neben Vorstellungen, die verschiedene Arten der angenehmen Empfindungen hervorbringen. Wie überhaupt durch ein Werk der Kunst diese verschiedene Vorstellungen hervorzubringen sind u. f. w. Wie viel Liebhaber theilen Sie, würde ich gefunden haben, die mir durch alle diese dunkle Untersuchungen würden gefolget seyn?

Bedenken Sie dieses wohl. Wer sich nicht vorgenommen hat, sein ganzes Leben einer Wissenschaft zu widmen, der fängt seine Erkenntniß derselben nicht so methodisch an. Erst hört er verschiedentlich bald von einem, bald von dem andern Punkt sprechen, und denkt hernach den Sachen weiter nach, oder sucht irgend in einem Buche Erläuterung darüber. Denn fängt er an, selbst einige Fragen aufzuwerfen, Zweifel vorzutragen u. f. f. bis er die meisten Materien sich etwas bekannt gemacht hat. Alsdenn läßt er sich in nähere Untersuchungen ein, er will mehr Gewißheit, bestimmtere Begriffe haben, und steigt endlich bis auf die ersten Grundsätze der Wissenschaft hinauf, und hört da auf, wo das System

seiner anfängt. Auf diese Weise wird er niemals müde; er wird nicht durch eine Menge von Schwierigkeiten und dunkeln Untersuchungen abgeschreckt.

Durch eine solche analytische Methode wird ein Liebhaber die Theorie der Künste aus meinem Werk, wenn ich nur im Stande bin, es gut auszuführen, leicht und mit Lust lernen können. Sobald er angefangen, irgend einigen Geschmack an einer Kunst zu haben, und auf ihre Gegenstände Achtung zu geben, so wird er Lust bekommen, über verschiedene Regeln, oder über verschiedene Schönheiten dieser Kunst ein näheres Licht zu haben. Da darf er nur das Wörterbuch aufschlagen, er findet ohne Mühe, was er sucht; er wird schon näher unterrichtet, er fängt an, etwas heller zu sehen. Hat er genug Lust und Scharfsinnigkeit, so wird er in den aufgeschlagenen Artikeln finden, daß sie sich zu völliger Erläuterung der Sache auf andere beziehen. Diese schlägt er auch nach, er bekommt noch mehr Licht, seine Lust wird größer, und endlich verfolgt er die Regel, oder die Erklärung.

oder das Urtheil, bis auf die ersten Grundsätze, woraus sie hergeleitet worden, und wird zuletzt eben so gründlich denken, als der andere, der nach einer synthetischen Methode seinen Weg von dem andern Ende hergenommen hat.

Hienächst merke ich noch dieses an. Ein alphabetisches Werk bekommt an sich mehr Liebhaber, als ein System; denn man erwartet schon darin einen leichtern Unterricht. Mancher, der sich bis dahin wenig um die Künste bekümmert hat, setzt doch ein Wörterbuch über dieselben, auf allen Fall unter seine Bücher, vielleicht ohne Vorsatz, viel darin nachzusehen. Er kommt in eine Gesellschaft, worin von Gedichten, oder von Gemälden, von Gebäuden u. s. f. gesprochen wird. Er hört manchen Ausdruck, den er nicht versteht, manches Urtheil, dessen Grund er nicht einseht. Kommt er nach Hause, so wird er offt Lust bekommen, einige Erläuterung darüber zu haben. In einem System sie zu suchen, das ist ihm zu mühsam; aber sein Wörterbuch kann ihm Dienste thun. Er schlägt nach, er wird mehr oder weniger unterrichtet und befriediget.

deret. Meinen Sie nicht, mein Vortrager, daß mancher sich wieder auf diese Weise verirren lassen, von einem Artikel zum andern zu gehen, bis er endlich einen bestimmten Geschmack an Sachen findet, für die er im Anfange fast gänzlich gleichgültig gewesen?

Dieses sind Vortheile, die nur ein Wörterbuch geben kann, und sie haben mich hervorgerufen, die Theorie und Ausübung der Künste, die ich im System überdacht habe, in abgesonderte Artikel zu zerschneiden und in alphabetische Ordnung zu bringen. Dieser Entschluß beruhet auf eben dem Grunde, aus welchem ich, wie Sie wissen, oft gewünscht habe, daß man in Deutschland einmal anfangen möchte, in dem Vortrage der Weltweisheit von der synthetischen Methode abzugehen. Sie wissen besser, als ich es Ihnen sagen kann, wie wenig die wahre philosophische Erkenntniß, durch unsere systematische Lehrgebäude unter die Menschen gebracht worden. Nur wenige vorzüglich gründliche Köpfe sind dadurch zu Philosophen geworden. Alle die Schätze der Erkenntniß und der deutlichen Begriffe, die

Leib-

Leibnitz, Wolf, Baumgarten, mir fa-
 saurer Mühe aus der Dunkelheit ans Licht ge-
 zogen haben, liegen noch jetzt für die meisten
 Menschen in einer für sie undurchdringlichen
 Finsterniß begraben. Dies ist die Schuld der
 rer, die noch immer fortfahren, sowohl durch
 ihren mündlichen Vortrag auf hohen Schulen,
 als in ihren Schriften die synthetische Me-
 thode zu gebrauchen. Sie wissen, wie oft
 ich dem — — gerathen habe, einmal einen
 andern Weg einzuschlagen, und analytische
 Lectionen zu halten. Nach meiner Meinung
 sollte er in seinen Lehrstunden wichtige Ma-
 terien z. B. die Unsterblichkeit der Seele, die
 Vollkommenheit der menschlichen Natur, die
 Moralität der menschlichen Handlungen, das
 Daseyn Gottes u. s. f. analytisch untersu-
 chen, und von da an seine Zuhörer nach und
 nach in die Grundsätze der Dialektik herein-
 führen, um jeden an der Stelle vorzutragen,
 zu erläutern und zu bestätigen, wo er zur
 gänzlichen Entscheidung seiner Hauptfrage
 nöthig ist.

Bei dieser Gelegenheit entsteht bey mir der
 Wunsch, daß sich ein rechtschaffener und in-
 den

den Systemen der Philosophie recht bewandert
 ter Mann finden möchte, der für diese Königin
 aller Wissenschaften sich, die Mühe geben wol-
 te, die ich mir zum Besten der Künste gebe.
 Ein philosophisches Wörterbuch nach einem
 ähnlichen Plane, wäre eines der allerwichtig-
 sten Werke, die jemals unternommen wor-
 den. Hier ist ein rühmlicherer Kranz zu er-
 werben, als der ist, der am Ende meiner
 Laufbahn aufgesteckt ist. Glücklich, wer ihn
 bekommt! Aber dies ist ein Wunsch, mein
 werther Freund, den man nicht laut thun muß.
 Wie mancher Schmierer, dem dieses noch nicht
 eingefallen ist, könnte sich dadurch verleiten
 lassen, ein Werk zu unternehmen, das so sehr
 über seine Kräfte geht? Lassen Sie uns die-
 sen Wunsch unter uns behalten, aus Furcht,
 daß etwa ein andrer Verleger es einem an-
 dern flüchtigen Scribenten, wie Gottscheds
 Verleger gethan, unter den Fuß geben möchte,
 zu eilen, um der erste zu seyn, der ein solches
 Werk unternommen hätte.

Im übrigen — —

J. G. Sulzer.

Bey

Bei dem Verleger ist zu haben:

Les Caractères de Théophraste avec les caractères ou les Mœurs de ce Siècle par Mr. de la Bruyère II Tomes 12mo *Amsterdam* 1752. 2 Rthlr.

Candide ou l'Optimisme par Mr. Voltaire. 8vo. *Lonar.* 1759. 9 Gr.

Modelles de Lettres sur toutes sortes de Sujets par l' du Cld 8vo. *Goettinge* 1760. 8 Gr.

Sermons & Pânegyriques par Abbadie III Tomes 8vo. *Amsterdam* 1760. 2 Rthlr. 20 Gr.

Le Cabriolet avec le Passé-Temps des Mousquetaires 8vo. à la Haye 1760. 9 Gr.

Les Amours du bon vieux temps. 8vo. *Paris* 1760. 5 Gr.

Quelques Lettres de Mr. le Maréchal Duc de Belleisle à Mr. le Maréchal de Contades 8vo. 1758. 8 Gr.

L'Esprit de Job ou Odes imités du Livre de Job par Rouger 8vo. *Amsterdam* 1759. 10 Gr.

von Hainault chronologischer Auszug der Geschichte von Frankreich 4to. *Frankf.* 1760. 2 Rthlr.

Pastens, Joh. Sam. Sammlung einiger Predigten über verschiedene der gewöhnlichen sonntäglichen Texte, gr. 8vo. *Berlin* 1760. 12.

Neu-

**Readmur, des Herrn von, physikalisch-ökonomische
Geschichte der Bienen, mit Kupf. 4to. Nürnberg.
1759. 1 Kehl. 8 Gr.**

**Pfeiffers, Christ. Ludw. Briefe für das Frauen-
zimmer, nebst einer Anleitung zu deutschen
Briefen für junge Mannspersonen, 8vo. Bam-
berg 1759. 12 Gr.**

**Das in Portugal wegen dem allervermessent ge-
wagten Königsmord bestiegene Chavot, mit
Kupfern 4to. Frankfurt 1759. 6 Gr.**

**Leben und Ehrengedächtniß Hrn. Chmald Christian
von Kleist 4to. Berlin 1760. 5 Gr.**

13

GENERAL INSTRUCTIONS

1. The first object of the present work is to give a general idea of the principles of the art of writing, and to show the manner in which the letters are formed, and the manner in which they are connected together.

2. The second object is to give a general idea of the principles of the art of writing, and to show the manner in which the letters are formed, and the manner in which they are connected together.

3. The third object is to give a general idea of the principles of the art of writing, and to show the manner in which the letters are formed, and the manner in which they are connected together.

APPENDIX

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 31. Januar 1760.

Neun und siebenzigster Brief.

Brutus soll kurz vor seinem Ende, als er sich ohne Hoffnung überwunden sah, die Augen gegen den gestirnten Himmel gerichtet, und eine griechische Stelle ausgerufen haben, die in der Uebersetzung also lautet: „O! elende Tugend! du bist ein bloßer Schall. Ich habe dich als ein Wesen verehret, und siehe! du bist dem Glücke unterthan.“ — Florus, und Dion, haben diese Stelle angeführt, die Volumnius, ein Freund und Gefährte des Brutus, wie er selber erzählt, vergessen hatte, wie andere aber wußten, aus Ehrfurcht gegen die Tugend verschwiegen haben soll. Was dünkt Ihnen von dieser Stelle, die uns alle Verächter der philosophischen Tugend so sehr aufmuntert? Wir
Fünfter Theil. schel

scheinet sie dem Charakter des Brutus, den er nach diesem vorgeblichen Vorfalle noch so mannhaft behauptet hat, so sehr zu widersprechen, daß ich sie für eben so ungereimt halte, als das Märchen von dem Gespenste, das diesem Römer erschienen seyn soll. Man denke nur, wer Brutus gewesen! Nicht etwa ein Schulmeister, der über die Tugend speculirt, und bey der ersten Gelegenheit zur Ausübung, aus Mangel der Erfahrung flüchtet; nicht etwa ein verwagener Held, dessen Standhaftigkeit mit der Hofnung eines bessern Glückes verschwindet; Er war ein Römer, der Standhafteste unter den Römern, ein verschwiegener Geldherr, ein wahrer Menschenfreund, ein Weltweiser: und was hätte er müssen gewesen seyn, wenn er diese alberne Verwünschung der Tugend hätte abstoßen können? Gewiß! der unerfahrenste Jüngling, oder der abgeseimteste Betrüger. Du bist dem Glücke unterthan! Was für eine Entdeckung für Brutus! „So hast du denn bisher das Glück für eine Begleiterin, oder wohl gar für eine Nachtreterin der Tugend gehalten? hätte ihm der klügere Caelius sagen sollen:

63

„Ist: O Brutus! wenn du das geglaubt
„hast; so hast du die Tugend niemals, wie
„du sagst, als ein Wesen verehrt, sondern
„ihr deine Aufwartung gemacht, um die
„Gunst des Glückes, als ihrer vermeinten
„Nachtreterin, zu gewinnen.“

Die letzten Worte des Brutus, die sein
Freund nicht vergessen hatte, bestätigen mich
in der Meinung, daß jene Erzählung ein Mär-
chen sey. Der weltweise und tugendhafte
Mann erscheint hier in seinem völligen Glanze.
Ich habe ein großes Vergnügen, sprach er
in seiner Todesstunde, daß mir keiner von
meinen Freunden untreu worden, und ich
nichts zu bedauern habe, als das Unglück
meines Vaterlandes. Ich schätze mich
sowohl wegen des Vergangenen, als des
Gegenwärtigen für weit glückseliger als
die Ueberwinder, da ich einen Ruhm der
Tugend hinter mir lasse, den die Sieger
mit allen ihren Waffen und Reichthü-
mern nicht hinterlassen werden, indem
man beständig sagen wird, daß sie als
Ungerechte und Boshafte, uns gerechte

und redliche Männer umgebracht haben, und sich die Herrschaft widerrechtlich anmaßen. * Ich erkenne hier eben den großen Geist, der einige Zeit vorher mit dem Cäsar, als sie die Lösung zur Schlacht geben ließen, von der Unsterblichkeit der Seele und vom Selbstmorde philosophirte. Wie reimt sich dieses mit der häßlichen Rolle, die man diesen großen Mann zwischen diesen beiden Begebenheiten spielen läßt? O! lassen sie uns lieber, aus Ehrfurcht gegen die Tugendhaften dasjenige glauben, was Plutarch aus Ehrfurcht gegen die Tugend, wie man vorgeben will, verschwiegen haben soll.

Ich weiß wohl, daß die Römer unter Vici-
ständen, was wir
verstehen. Wir
meinen Begriff von
Begehrungsvermö-
gen und der Römer
Fertigkeit und die Klug-
heit. Man konnte ein
in Verstande seyn,
und

und dennoch diese Tugend für einen leeren
Schall hatten. Wenn also Brutus gleich die
angeführte Stelle ausgerufen hätte; so wäre
de dies dennoch seinen Charakter, wenigstens
in unsern Augen nicht sonderlich beslecken.
Allein was eine gemeine Seele nicht beschimpft,
das beschimpft noch immer die Seele des Brutus.
Es ist nicht genug, daß ein Brutus als
braver Mann stirbt; er muß als Held sterben.

D.

Achtzigster Brief.

Sollen wir, wie er, es ja von einem Men-
schen glauben, daß er Zeit seines Lebens die
Tugend geliebt, und in seiner letzten Stunde
verwünscht hat, so muß er der Lycander des
Herrn Löwen * seyn. Diesen hat sein
Schöpfer, Herr Löwen, mehr einfältig als
jugendhaft seyn lassen. Da er also in seinem
Leben so viel Sottisen begangen, ist es fast kein
Wunder, daß er noch in der Todesstunde eine
begehret. Die erhabene jugendhafte That, da

E 3

durch

* Satyrische Versuche von Johann Friedrich
Löwen, Geschichte eines Jugendhaften.

durch er sich ins Unglück gestürzt haben soll,
 ist, daß er sich verfahren lassen aus der ihm
 anvertrauten Chatouille seines Fürsten eine
 ansehnliche Summe zu verborgen, um einem
 falschen Freund aus der Noth zu helfen.
 Sein Schuldner betrügt ihn darum, und er
 hat nicht Vermögen genug, die fehlende Sum-
 me zu ersetzen. Er wird, wie billig, seines
 Amtes entsetzt, geräth in die äußerste Dürftig-
 keit, und stirbt. „Ein einziger Strohpfehl,
 erzählt Herr L. war sein Sterbebette. Neben
 ihm lag ~~in~~ Winter Schande, eine Schrift, die
 er oft gelesen, und die es beweisen wollte,
 daß die Tugend schon in diesem Leben ihre Be-
 lohnung mit sich fühle. Am Ende dieses
 Buchs hatte Lycander folgende Worte ge-
 schrieben: „Ich gestehe aufrichtig, ist, da es
 „keine Zeit mehr ist zu heucheln, daß ich durch
 „das Gift, welches in diesem Buche herrscht,
 „angesteckt, und in den elendesten Zustand ge-
 „rathen bin. Ich Ohnmächtiger, nahm mir
 „vor, noch einmal vor meinem Ende die Grün-
 „de des Verfassers zu prüfen, habe aber gefun-
 „den, daß sie mit allen Tugenden, die man in
 „der Welt antrifft, niemals Stich halten. Ich
 „habe

„habe die Tugend auf eine gewisse Reineschaf-
 „fenheit, und auf ein innerliches Gefühl von
 „Recht und Unrecht gebauet. Allein ich hätte
 „sie auf den Vortheil bauen sollen, und die
 „Belohnung würde nicht ausgeblieben seyn.
 „Zwar, die innerliche Ruhe, die ich fühle,
 „prophezeit — — Weiter hatte vielleicht
 „Lycander aus Mäthigkeit nicht schreiben
 „können. „

Wenn diese Geschichte, wie das Titelblatt
 aussagt, eine Satyre seyn soll, so weiß ich in
 der That nicht, ob Herr L. den Lycander,
 desselben Feinde, oder die Schrift von der Tug-
 end hat satyrisiren wollen. Welches inner-
 liche Gefühl, von Recht und Unrecht, welches
 giftige Buch von der Tugend hat den Lys-
 cander verführen können, das Geld seines
 Fürsten zu verborgen? Und wie elend hängen
 die Gedanken des Herrn L. zusammen! Die
 Schrift, die zur Schande Lycanders neben
 ihm lag, wollte beweisen, daß die Tugend
 schon in diesem Leben ihre Belohnung mit
 sich führe. Hat ihn dieser Satz verführt?
 O nein! der sterbende Lycander sagt noch:

daß die Belohnung nicht ausgeblieben seyn würde, wenn er die Tugend auf den Vortheil gegründet hätte. Er ist also durch einen ganz andern Stig, oder vielmehr durch seine eigene Einfältigkeit unglücklich geworden.

Und was meinen Sie, daß diese Geschichte dem Herrn L. beweisen soll? — Nichts geringeres als den Satz des Helvetius, daß die Tugenden der Menschen bloß auf das Interesse gegründet sind. Ich weiß zwar abermals nicht, ob die Ironie oder Ernst seyn soll, so schielend drückt sich der Verfasser in dem ganzen Aufsatze aus. Aber das möchte ich dem Herrn L. in beyden Fällen unmaßgeblich raten, paradoxe Lehren für und wider welche so viele vortrefliche Gelehrten beschäftigt gewesen, nicht so eahl abzufertigen, daß der Leser nicht weiß, ob ihn der Schriftsteller überzeugen, oder zum Beten haben will.

Was mag z. B. eben derselbe Schriftsteller gedacht haben, als er in seinem siebenten
Götter:

Götter- und Heldengespräche den berühmtesten paradoxen Satz, daß die Künste den Sitten schaden, zum Gegenstand wählte? Was war seine Absicht? Seine Leser von der Wahrheit dieses seltsamen Satzes zu überzeugen? Das wird der Himmel nicht wollen? Hat doch Rousseau durch seine vortrefliche Abhandlung, und durch alle Vertheidigungen derselben, den Herrn L. selbst, wie wir sehen, noch nicht bereden können, seine Sitten von den schönen Wissenschaften unbesiegt zu lassen. — Er hat also seinen Lesern entweder zeigen wollen, wie man aus einer vortreflichen Abhandlung ein elendes Götter- und Heldengesprächelchen von neun Duodezseiten machen könne, oder er hat sie abermals zum Besten gehabt.

Doch Herr L. hat nicht dem Genfer Bürger bloß nachgebetet; er hat auch bewiesen, daß sich dessen Satz umkehren lasse. Das achte Götter- und Heldengespräch führt die Ueberschrift: daß die Sitten den Künsten schaden — Welche Sitten? Fragen Sie, die Guten? die Bösen? oder beyderley? —

Das weiß ich selbst nicht. Ich dünke, wenn die Künste den Sitten schaden, so schaden sie vermuthlich den Guten, denn an den Bösen läßt sich nicht viel verderben: daher sollten billig, aus Wiedervergeltung, die guten Sitten auch den Künsten schaden. — Doch lassen Sie uns nicht raten, sondern lesen. Mars, Venus und Apoll. Die Göttin der Liebe behauptet, sie belebe die Mäusen durch ihren himmlischen Einfluß, durch die Empfindung, und verlangt eine Vorsteherin und Schutzgöttin der Mäusen genennet zu werden. Apoll., du? Venus., ja ich — u. s. w. „Du warest gezwungen bey dem Könige Admetes als Schäfer in Diensten zu gehen, aber „du würdest ein erbärmlicher Schäfer gewesen seyn, wenn ich dir nicht beygestanden. „Apoll. Du mir beygestanden? Venus. „Freulich — — „Apoll. Warum sie denn die Daphne habe vor ihm stehen lassen. Venus. Das wäre seine eigene Schuld. Er habe dem schüchternen Mädchen mit allzuviel Heftigkeit zugesetzt, u. u. — Das geht noch alles weder die Sitten noch die Künste recht an. — Aber nun! Apoll., Mit einem „Worte,

„Worte, Venus! Du schadest sowohl der
 „Tugend als allen Künsten. Venus.. Ich?
 „die ich vielmehr den Künsten Preis setze, ja
 „selbst der Preis der Künste bin. Apoll.
 „Ja, du magst den Künsten wohl eben solche
 „Preise setzen, als Mars; ihren völligen Un-
 „tergang. Mars. Der Denker nicht ein-
 „mal — u. s. w. — — Apoll. Sobald
 „du mir einräumest, Mars daß die Empfin-
 „dung, und das, was man Gefühl nennet,
 „keine Haupttugend im Kriege sey, und sie ist
 „es wahrhaftig nicht, sobald ist es auch wahr;
 „daß die ganze Aufführung, die du an den
 „Helden so sehr billigst, und die doch nichts,
 „als ein Abriß der rauesten Sitten ist, den
 „Künsten allerdings schade., — Und also
 „hat der Gott der Weisheit einmal bewiesen,
 „daß die rauhen Sitten den Künsten scha-
 „den. Er wendet sich bald darauf zur Ve-
 „nus, und will eben dasselbe von den zarten
 „Sitten behaupten. Venus. Den Beweis
 „möchte ich hören. Apoll. Sogleich. Ma-
 „dame! die zärtliche Empfindung, die mit
 „Hefigkeit in unserer Seele wohnet, be-
 „herrscht gemeinlich unsern ganzen Ge-
 „schmack,

„schmach, und lenket unser ganzes Gemüthe. Es
 „ist wahr; sie verfeinert beyda, aber sie ver-
 „feinert sie auch dergestalt, daß sie dieselben
 „endlich verzärtelt. Diese Verzärtelung be-
 „kümmt eine Gewalt über unsere Sitten und
 „Handlungen. Ein jedes Vergnügen, das
 „alsdenn nicht von der wollüstigen Vernunft
 „ausgekünstelt ist, wird sogleich unschmack-
 „haft. So weichlich, wie unsere Vergnü-
 „gungen sind, so weichlich werden auch unser
 „re Künste; und diese so oft gepriesene zähe
 „liche Empfindung ist ein heimliches Gift,
 „das sich in die Schriften der Dichter und
 „Redner, und selbst in die Werkstuben der
 „edelsten Künstler einschleicht. Würden die
 „größten Genies in Rom wohl die liederliche-
 „sten Verse gemacht haben, wenn nicht die
 „verdorbenen Sitten ihrer Zeit ihnen diesen
 „Geschmack eingefloßt hätten? Venus: du
 „verstehst dich unvergleichlich darauf, einer
 „Sache einen Anstrich zu geben, bloß wie es
 „dir gefällt — „ Das dünkte ich nun eben
 nicht, daß es der Apoll so gut verstünde,
 denn er hat es sehr schlecht gezeigt. Was?
 mein guter Apoll! Von der verzärtelten
 Weich-

~~Welchlichkeit~~, die sich von den ~~Eitten~~ auf die Künste ausbreitet, weißt du kein besseres Exempel, als die lüderlichen Verse, die zu Rom von den größten Genies verfertigt worden sind? — Kommen diese von einer allzu zärtlichen Empfindung her? Oder hat sie die wollüstige Vernunft ausgekünstelt? — Jedoch Mars ist ein Krieger, und Venus ein Frauenzimmer, und die nehmen es denn so genau nicht. Der Gott der Musen behält also so recht:

Und also hat der Schriftsteller durch den Mund des Apoll selbst beweisen lassen, daß die Sitten den Künsten schaden? Sie fragen abermals: Welche Sitten? die Guten? die Schlechten? oder beyderley? — Das weiß ich jetzt eben so wenig als vorher — Und was erinnern Sie auch den Herrn L. an seine Ueberschriften? Es ist eben, als wenn Sie einen Schriftsteller an die Versprechungen erinnern wollten, die er auf dem Titelsblatte, oder in der Vorrede gethan hat. Genug! daß es Fontenelle und St. Mars in ihren Gesprächen eben nicht besser gemacht, und

und wenn Herr L. nicht so richtig ist als diese Franzosen, so ist er doch wenigstens eben so falsch — Allein Herr L. war doch sonst kein so elender Schriftsteller? Seine Prophezeihungen für d. J. 1756. — — Nun ja doch! Eden der Beyfall, den diese Prophezeihungen nicht unverdient erhalten, scheint ihn allzutreuherzig gemacht zu haben. Nunmehr hört er nicht auf Schrift über Schrift heraus zu geben, und er ist schon so weit, daß er sich selber ausschreibt. Das zweyte Göttergespräch über den Geiz und die Dichtkunst, das noch so leidlich ist, hat ihm schon in seinen Satyrischen Versuchen den Stoff zu einem ganzen Aufsatze hergeben müssen. Es ist hohe Zeit ihn aus Stillschweigen zu erinnern, — sonst möchte die Reihe auch an die übrigen Gespräche kommen.

D.

Sey

Bev dem Verleger ist zu haben:

Hübners, Joh. vollständige Geographie, 3 Theile, 8vo. Hamburg 1756. 2 Rthlr. 8 Gr.

Wöchentlicher musicalischer Zeitvertreib, Herbst-Quartal, 1 bis 12. Stück, 8vo. Leipzig 1760. 1 Rthlr. 2 Gr.

Goezens, J. M. erbauliche Betrachtungen über die in dem herrlichen Sterbe Liede: O du dreyeiniger Gott, den ich mir auserlesen, 2c. enthaltene göttliche Wahrheiten, als eine Fortsetzung der wichtigsten Abschnitte der Lehre vom Tode, 8vo. Gotha 1759. 20 Gr.

Gespräch im Reiche der Todten zwischen August Wilhelm, Prinzen von Preußen, und der Fürstin Anna, Erb-Statthalterin der Niederlande. 25tes Stück. 4to. Frankfurt 1759. 3 Gr.

Eloge de l'enfer. ouvrage critique historique & moral. 2 Tom. avec fig. gr. 12. Hays 1759. 2 Rthl.

L'Esprit de Monsieur de Voltaire, 8. Londres 1759. 16 Gr.

For-

Formel Philosophie par ou. pensées de Plin avec
un comment. littéraire & moral, 3 Tomes.
gr. 12. *Leide* 1759. 2 Rthlr. 12 Gr.

Memoires & Lettres de Mad. de Maitenon, avec re-
marques critiques par M. de Voltaire, 15 Par-
ties, 12. *Geneve* 1759. 9 Rthlr.

Histoire de Madame la Marquise de Pompadour. 8.
Londres 1759. 12 Gr.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

VI. Den 7. Februar 1760.

Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen *. Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch aufsfahren — „Was? Ein Wigling, der den „Geist der anacreontischen Gedichte besitzt, „sollte auch den Geist der Tragödie besitzen? „Der eine erschüttert das Herz: Schrecken „und

* Vortrag zum deutschen Theater. Leipzig bey Dyt 1759.

Sünfter Theil.

„und Thränen stehen ihm zu Gebote; der
 „andere erregt ein kurzes Vergnügen über
 „einen unerwarteten Einfall; und wenn er
 „uns ermuntert hat, und wenn wir lachen,
 „so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. —
 Man sollte glauben, fährt dieser tiefsinnige
 Kunstrichter fort, „daß diese beyden sehr
 „verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl
 „mit einander vertragen könnten. Ich we-
 „nigstens * —

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund
 des Herrn Dusch! — Er wird es solcher-
 gestalt gleich a priori wissen, daß die Trauers-
 spiele unsers scherzhaften Liederdichters nicht
 tugen. — Wollen Sie es bey dieser philo-
 sophischen Nativitätsstellung bewenden lassen?
 Oder wünschen Sie lieber, mit ihren eige-
 nen Augen zu sehen, und nach ihren eigenen
 Empfindungen zu schliessen? — Ich weiß
 schon, was Sie thun werden: und dieser
 Brief mag Sie darauf vorbereiten.

Ich dem Vorberichte klaget Herr Weise —
 denn warum sollte ich Bedenken tragen,
 Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen
 gefallen

* S. Duschs vermischte Schriften. S. 46.

gefallen hat, und den Sie nun bald hoch schätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schicksal, sagt er, hat bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet.“ „Einige dieser Flecklinge der Müssen sind in der Morgenröthe ihres Witzes verblühet, und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeigt, was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren haben. — Dieses muß Sie an die Herren von Crosnegt und von Brave erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das größere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darinn mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. — „Andre, fähret Herr W: fort, „lassen wir wissen nicht, „aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies vorbey fliehen: sie schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen

§ 2

„sie

„sie unersättet, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäufen, oder sie sich in andere Sorgen vertheilen.“ — Ich kann nicht sagen, wer diese andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreißigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnuß, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer! die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen, und es so selten sind.

„Noch

„Noch andern, heißt es weiter, fehlt es an Auf-
 „munterung; sie haben niemals eine gute
 „Schauspielergesellschaft gesehen, und kennen
 „die dramatische Dichtkunst bloß aus den
 „Aristoteles und Gedelin. —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt!
 Wir haben kein Theater. Wir haben keine
 Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. —
 Hören Sie, was ein neuer französischer
 Schriftsteller von diesem Punkte der Auf-
 munterung sagt: „Eigentlich zu reden, sagt
 „er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen
 „Schauspiele mehr. Was sind unsere Ver-
 „sammlungen in dem Schauspiel, auch an
 „den allzählreichsten Tagen, gegen die Ver-
 „sammlungen des Volks zu Athen und zu
 „Rom? Die alten Bühnen konnten an die
 „achtzig tausend Bürger einnehmen. Die
 „Bühne des Scaurus war mit drey hundert
 „und sechzig Säulen, und mit drey tausend
 „Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber
 „eine große Menge von Zuschauern habe,
 „das kann man überhaupt aus dem Eindrücke,

§ 3

den

* Diderot in den Unterredungen über seinen
 natürlichen Sohn.

„den die Menschen auf einander machen,
 „und aus der Mittheilung der Leidenschaften
 „abnehmen, die man bey Rebellionen wahr-
 „nimmt. In der, dessen Empfindungen, durch
 „die große Anzahl derjenigen, welche daran
 „Theil nehmen, nicht höher steigen, muß
 „irgend ein heimliches Laster haben: es fin-
 „det sich in seinem Charakter etwas Eufidie-
 „risches, das mir nicht gefällt. Kann nun
 „ein großer Zulauf von Menschen die Auf-
 „merksamkeit der Zuschauer so sehr vermehren, wel-
 „chen Einfluß muß er nicht auf die Ver-
 „fasser, und auf die Schauspieler haben?
 „Welcher Unterschied, zwischen heut oder
 „morgen einmal, ein paar Stunden, einige
 „hundert Personen; an einem finstern Orte
 „zu unterhalten; und die Aufmerksamkeit ei-
 „nes ganzen Volkes, an seinen feyerlichsten
 „Tagen zu beschäftigen, im Besiz seiner präch-
 „tigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude
 „mit einer unzählbaren Menge umringt und
 „erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder
 „Kangeweile von unsern Talenten abhängen
 „soll? — So redet ein Franzose! Und wel-
 „cher Sprung von dem Franzosen auf den
 Deutschen!

Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne: da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen grossen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen, die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein paar Duzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Grossen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Grossen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können Ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente:

ein Meißter Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäscher mädchen war etc. Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne, in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch sobald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heißt: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblings Mortimer freye Hand zu haben hofen, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Rapin nie ohne die größte Rührung lesen können.

„Als ihn die Ritter Maltraves und Gourz
„may,

„nay, die ihm als Wächter oder vielmehr
 „als Peiniger zugegeben waren, in sein letz-
 „tes Gefängniß, in das Schloß zu Bar-
 „fley brachten, nahmen sie tausend unanstän-
 „dige Dinge mit ihm vor, sogar daß sie ihm
 „auf freyem Felde mit kaltem Wasser, wel-
 „ches aus einem schlammigten Graben ge-
 „nommen worden, den Bart pugen ließen.
 „So viel Beständigkeit er auch bis dahin be-
 „zeuget hatte, so konnte er sich doch bey dieser
 „Gelegenheit nicht enthalten, sein Unglück zu
 „beweinen, und zu erkennen zu geben, wie
 „sehr er davon gerührt sey. Unter den Kla-
 „gen und Vorwürfen, die er denjenigen
 „machte, welche ihn mit so vieler Grausamkeit
 „begegneten, sagte er, daß sie, sie möchten
 „auch machen, was sie wollten, ihm doch
 „nicht den Gebrauch des heißen Wassers neh-
 „men sollten, um sich den Bart pugen zu lassen.
 „Und indem ließ er zwey Ströme von heißen
 „Thränen aus seinen Augen die Wangen
 „herabfließen.

Der arme Mann! — Und es war ein Kö-
 nig! — Aber was fällt Ihnen sonst bey dieser
 Antwort ein? Wenn sie ein Dichter erfunden

hätte, würde nicht der gemeine Haufe der Kunstlichter sagen: sie ist unnatürlich: der Schmerz ist so, wieig nicht? Und doch war der Schmerz hier so wieig; wenn derjenige anders wieig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine wieige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß alle der Wie, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nämlichen Satz durch das Exempel einer geringen Person: „Eine Bäuerin, erzählt er, schickte „ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem „benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward „dieser Unglückliche von einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf gieng ich „in das Haus, wo sich der Fall zugetragen „hatte. Ich erblickte ein Bild, und hörte eine „Rede, die ich noch nicht vergessen habe. Der „Todte lag auf einem Bette. Die nackten „Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine „Frau lag, mit zerstreuten Haaren, auf der „Erde.

„Erde. Sie hielt die Füße ihres Mannes, und
 „sagte unter Vergießung von Thränen, und
 „mit einer Action, die allen Anwesenden Thrä-
 „nen auspreßte: „Ach, als ich dich hieher
 „schickte, hätte ich wohl geglaube, daß
 „diese Stöße dich zum Tode trügen?“
 Auch das war Wis, und noch dazu Wis einer
 Bäuerin; aber die Umstände machten ihn un-
 vermeidlich. Und folglich auch muß man die
 Entschuldigung der wigigen Ausdrücke des
 Schmerzes und der Betrübniß nicht darinn
 suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine
 vornehme, wohl erzogene, verständige und
 auch sonst wigige Person sey; denn die Lei-
 denschaften machen alle Menschen wieder
 gleich: sondern darinn, daß wahrscheinlicher
 Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied;
 in den nämlichen Umständen das nämliche
 sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin
 hätte eine Königin haben können, und haben
 müssen: so wie das, was dort der König sagt,
 auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne
 Zweifel würde gesagt haben.

.. Aber ich komme von unserm Edward ab.
 Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte
 für

für Verächtniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glühendes Eisen stießen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner bürgerlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnte ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie ließen ihm nämlich durch Personen, die er

er für seine Gerunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner andern Ursache ausgesprochen habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau beobachtet werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betrogen hatten. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnet ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey, aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, nicht

man

manden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freiheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht; Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List, als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stücker ohngefähr in die Gedanken schießen. Die Defononte ist die gewöhnliche Defononte der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das

Das erste Dugend Verse verspricht, in Aufsehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dies ist der Dank, den man am Hofe giebt;
Wo man den Edlen haßt, und den Verräther liebt?
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwert
gefriegt,

Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;
Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,
So sehr sein Elend sprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd' ihn kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und wär ich ohne dich, so wär ich schon verjagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässiget, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gerhan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemäldes; die Sprache ist die Coloritte; und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählige Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann,
einige

einige Kleinigkeiten aufgenommen, härter seyn,
als folgende Stelle? Edmund hat der Königin
bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes
hören lassen; und sie versetzt: Er habe eine an-
dere Sprache geführt,

— — — — so lang er noch geglaubt,
Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.
Edmund.

— — — — Nein; sprich, so lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte:
So lang er noch geglaubt, es stritte seine Hand
für Freyheit, und Geseß, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verfechte:
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und
Glück

Dein großer Endzweck war, und daß man das Geschick
Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,
Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein so bald er sah, daß Geiz nach eigener Macht,
Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,
Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarn gleiche Wuth ihn in den Kerker riß.
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglücksseelgen quälet,
Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits ent-
seelet —

Habella (die ihrem Sohne den Degen von der
Seite reißen will.)

Verwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Edward.

Nähl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ic.

Br e f f e,

die neueste Litteratur betreffend.

VII. Den 14. Februar 1760.

Zwey und achtzigster Brief.

Beym Durchlesen der Schlegelschen Uebersetzung von Batteux Einschränkung der schönen Künste &c. davon im vorigen Jahre eine vermehrte und verbesserte Auflage herausgekommen, gerieth ich auf folgende Anmerkung des Herrn Schlegels, die mir eine weitere Ausführung zu verdienen scheint. Batteux redet von den Vorstellungen, die in der Natur unangenehm sind, und dennoch in der Nachahmung den höchsten Grad von Wohlgefallen erregen. Die Ursache, die er davon anführet, erinnere ich mich auch schon bey dem Aristoteles gelesen zu haben. „Die Natur, spricht der französische Schriftsteller, * mag noch so sorgfältig nachgeahmt seyn; so verräth sich doch allezeit die Kunst, und be-

nach:

* II. Theil, S. C.

Sünfter Theil.

§

„nachtrachtet dadurch das Herz, daß dasjenige, was man ihm vorstellt, nichts als ein Blendwerk, nichts als ein Anschein ist, und ihm also nichts wirkliches gewähren kann. Dies giebt in den Künsten, denen Gegenständen Anmuth, die in der Natur unangenehm sind.“ Bey dieser Gelegenheit bemerkt Herr Sch. in einer Note, daß der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdinges auszuschließen sey. „Hier, spricht er, würde die Kunst alle ihre Arbeit umsonst verschwenden. Die wohlgetroffenste Abschilderung eines unreinlichen alten Weibes, die mir das selbe mehr von seiner widrigen, als von seiner lächerlichen Seite zeigt, wird mir, ob in der Malerey? das erkühne ich mich nicht zu beurtheilen; doch gewiß in der Poesie wird sie mir einen Schauer erwecken, dem das Vergnügen über die Entdeckung der Aehnlichkeit nicht die Waage halten, und den das Gefühl, daß es eine gemachte Empfindung ist, nicht tilgen kann.“

„Woher kommt das? fährt Hr. Sch. fort. Sollte es nicht daher rühren, daß die Eindrücke

„drücke des Ekels zu gewaltsam sind? Eine
 „Gewaltsamkeit, die sich aus den langwierig-
 „gen Unordnungen schliessen läßt, welche oft
 „der Ekel, den die Natur erweckt, in dem
 „menschlichen Körper anrichtet! Sollte nicht
 „das die Ursache seyn, daß es noch stärker
 „auf die Einbildungskraft wirkt, als auf das
 „Herz? daß seine Eindrücke dauerhafter sind,
 „und ihre ganze Lebhaftigkeit länger behal-
 „ten, als alle andere unangenehme Empfin-
 „dungen? Oder streitet diese Empfindung
 „mit unserer Natur so sehr, daß wir auch
 „nicht einmal untersuchen mögen, warum
 „uns das Ekelhafte allezeit mißfällt, es sey
 „wahr oder erdichtet?“

Ich will nicht hoffen, daß Sie so delicat
 seyn werden, eine Untersuchung von dieser
 Art zu scheuen. Ich wage es also immer, die
 Natur des Ekels näher zu betrachten. Wenig-
 stens habe ich bey dieser Gelegenheit die Frey-
 heit Ihnen Ueberdruß zu erwecken, denn ich
 kann die Schuld auf meine Materie schieben.

Wir wollen zusehen, wie diese widrige
 Empfindung natürlicher Weise zu entstehen
 pfleget. Welche Sinne sind derselben am
 G 2 meisten

meisten ausgesetzt? Mich dünkt der Geschmack, der Geruch, und das Gefühl. Jene beyde durch eine übermäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzu große Weichheit der Körper, die den berührenden Fiebern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, bloß durch die Association der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche, oder dem Gefühle verursachen. Eigentlich zu reden aber, giebt es keine Gegenstände des Efels für das Gesicht. Endlich kann die bloße Vorstellung ekelhafter Gegenstände, wenn sie lebhaft genug ist, an und für sich selbst schon Widerwillen erregen, und zwar, welches wohl zu merken ist, ohne daß sich die Seele die Gegenstände als wirklich vorzustellen nöthig hat.

Hier zeigen sich schon handgreifliche Ursachen, warum der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdinges ausgeschlossen sey. Vorz erste, ist der Ekel eine Empfindung, die ihrer ursprünglichen Beschaffen-

schaffenheit nach, bloß den allerdunkelsten Sinnen, als dem Geschmack, dem Geruche und dem Gefühle zukommen, und diese Sinne haben überhaupt nicht den geringsten Antheil an den Werken der schönen Künste. Die Nachahmung in den Künsten arbeitet bloß für die deutlichere Sinne, für das Gesicht und das Gehör. Das Gesicht aber, hat keine eigene ekelhafte Gegenstände; und das Gehör? Vielleicht ist der einzige Ekel, der für diesen Sinn statt findet, eine unmittelbare Folge von vollkommenen Consonanzen, die mit der übermäßigen Süßigkeit in Ansehung des Geschmacks einige Aehnlichkeit zu haben scheint. Die Tonkünstler vermeiden dieselbe zwar sehr sorgfältig; allein die Critik der Tonkunst ist noch allzuwenig erleuchtet, als daß wir von allen ihren Regeln sollten verständlichen Grund angeben können. —

Jedoch ich finde noch einen weit wichtigern Unterschied zwischen dem Ekel und denjenigen unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen. Die Vorstellungen der Furcht, der Traurigkeit, des Schreckens, des Mitleides u. s. w. können nur Unlust erregen,

in so weit wir das Nebel für wirklich halten. Diese können also durch die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sey, in angenehme Empfindungen aufgelöst werden. Die widrige Empfindung des Ekels aber erfolgt, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für wirklich gehalten werden, oder nicht. Was hilft's dem beleidigten Gemüthe also, wenn sich die Kunst der Nachahmung noch so sehr verräth? Ihre Unlust entsprang nicht aus der Voraussetzung, daß das Nebel wirklich sey, sondern aus der bloßen Vorstellung desselben, und diese ist wirklich da. Die Empfindungen des Ekels sind also allezeit Natur, niemals Nachahmung.

Die unangenehme Leidenschaften der Seele haben aber noch einen dritten Vorzug vor dem Ekel und andern widrigen Empfindungen des Körpers, dadurch sie ausser der Nachahmung in der Natur selbst, dem Gemüthe öfters schmeicheln. Dieser ist, daß sie niemals reine Unlust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken

den belebt alle unsere Kräfte, der Gefalt auszuweichen; der Born ist mit der Begierpe sich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verknüpft, und das Mittelsteden ist von dem zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freyheit sich bald bey dem vergnüglichen, bald bey dem widrigen Theile einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermischung von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist, als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig Aufmerksamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu haben, und woher käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein Zorn, und dem Traurigen seine Unmuth lieber ist, als alle freudige Vorstellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenkt?

Ganz anders verhält es sich mit dem Ekel und den ihm verwandten Empfindungen. Die Seele erkennet in denselben keine meßliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen gewinnt die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder in der Natur, noch in der Nachahmung zu erdenken, in welchem das

Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurück weichen sollte.

D.

Drey und achtzigster Brief.

Herr Schlegel behauptet in eben derselben Note, der höchste Grad des Entsetzlichen habe eben dieselbe widrige Wirkung, als der Ekel. „Man lasse einen Sterbenden, sagt er, auf dem Schanplage so vorstellen, wie er sich öfters in der Natur findet. Er röchle, er verbrehe die Augen; er schäume; er werfe die Glieder gewaltsam herum; er sterbe unter ängstlichen Verzuckungen. Und der Anblick wird allen Zuschauern zu schmerzhaft werden; sie werden fliehen.“

Zur Vorstellung des Todes, führt er eine Stelle aus der Abhandlung seines älttern Bruders, von der Unähnlichkeit in der Einhabung an; „Zur Vorstellung des Todes, darf man nur ganz gelinde Bewegungen brauchen; ein Hauptneigen, welches mehr einen schläfrigen Menschen anzeigen scheint, als einen, der mit dem Tode kämpft;

kämpft; eine Stimme, welche zwar unterbrochen wird, aber nicht röhrt. Kurz man wird selber eine Art des Todes schaffen müssen, die sich jedermann wünschen möchte, und niemand erhält.“

Diese Anmerkung ist eben so bekannt, als richtig: allein man bemerke folgenden Unterschied zwischen dem Ekel und dem höchsten Grad des Entsetzlichen. Jener rührt nicht nur auf der Schaubühne, sondern auch in Beschreibungen und poetischen Schilderungen, und kann niemals eine Quelle des Erhabenen abgeben. Das Entsetzliche aber kann der Dichter in seinen Schilderungen so weit treiben als er immer will, und er wird unser Lob verdienen, denn er wird desto erhabener, je heftiger er uns erschüttert. Nur die körperliche Vorstellung auf der Schaubühne, die Pantomime des Trauerspiels, muß das Entsetzen mäßigen, wenn sie die Zuschauer nicht mehr beleidigen als vergnügen will. Die Göttin der Traurigkeit bey dem Hesiodus,

Θῆς ἐκ μὲν πένθ' ἰδὺν μύζαν ἔειπεν.

wird vom Pongin * auch in der Beschreibung

41

3 5

ge

* Vom Erhabenen. Neunte Abtheilung.

getabelt, denn sie ist nicht fürchterlich, sondern ekelhaft. Aber die abscheulichen Furien mit ihren blutigen Augen und Schlangenhaaren, die auf keiner Bühne in einem Trauerspiele erscheinen könnten, ohne dem Zuschauer lächerlich, oder unerträglich zu werden, die werden dennoch durch die *facundiam praesentem*, wie sie Horaz nennet, eine fruchtbare Quelle des Erhabenen. Was für ein angenehmes Entsetzen erschüttert den Zuschauer, wenn Orestes in seiner Raserey sie selbst zu sehen glaubt, wie sie von seiner Mutter angereizt, ihn umfassen;

Αὐταὶ γὰρ, αὐτὰι πλυσίον δρεσκέουσι με —

Οἱ μοι, κλαυεῖ με ποῖ φύγη;

„Der Dichter, sagt abermals Longin, siehet die Plagegeister selbst, und nöthiget den Zuschauer dessen Einbildungen gleichfalls mit Augen zu sehen. * „

Der höchste Grad des Entsetzlichen misfällt also bloß in der äussern Vorstellung, in dem pantomimischen Theile des Trauerspiels. — Wenn wir dem Horaz glauben, so

* Vom Erhabenen, 1ste Abtheilung.

so ist die Ursache hiervon, die Unmöglichkeit, die theatralische Illusion so weit zu treiben, daß man dergleichen Handlungen sollte wirklich vor Augen zu sehen glauben. Quodcumque ostendis mihi sic, spricht er, *incredulus odi*. Allein diese Erklärung hat ihre Schwierigkeit. Die Pantomime der Alten hat ihre Zauberkraft wirklich so weit getrieben, daß sie dem Zuschauer das Außerwunderbare hat glaublich machen können. Der Tanz der Eumeniden hat unter den ernsthaftesten Atheniensern keinen solchen *incredulum* gefunden. „Der Areopagus war für „Entsetzen außer sich. Männer, die in den „Waffen alt geworden waren, zitterten. Die „Menge floh davon. Schwangere Frauen „fielen nieder. Man glaubte diese grausamen Gottheiten, denen die Rache des Himmels angetragen war, zu sehen, wie sie die „Laster der Erde verfolgten, und bestraften; „man sah sie wirklich!“. Der höchste Grad des Entsetzlichen, war hier zugleich der höchste Grad des Erhabenen, und gleichwohl würde die Erscheinung der Eumeniden in einem Trauer-
 * *Cathusae*, von der Tanzkunst.

Trauerspieler, das nicht bloß Pantomime ist, das Erhabene vielmehr heruntersetzen. —

Es muß also der Horazischen Erklärung noch ein wesentlicher Umstand fehlen. *Neo pueros coram populo Medea trucidet*, besetzt der römische Kunsttrichter. Warum sollte diese Handlung auf der Schaubühne nicht glaubwürdig, nicht täuschend genug vorgestellt werden können? Die Pantomime würde es schon möglich machen!

D.

Vier und achtzigster Brief.

Ihr Gedanke ist gegründet, und giebt der horazischen Erklärung einen Zusatz, den sie nicht entbehren kann. Es ist vollkommen richtig: die Pantomime muß sich auf der tragischen Schaubühne, sowohl als die Musik in den Schranken einer Hülfskunst halten, und sich hüten zum Nachtheil der Hauptkunst, der dramatischen Poesie, ihre Zauberkräfte zu verschwenden. Die äußerliche Handlung auf der Schaubühne ist bestimmt, der poetischen Illusion hülfliche Hand zu leisten, und dem Vorgesetzten

Den des Dichters einen Grad der Wirklichkeit mehr zu geben. Sobald sie aber der Poesie, die Aufmerksamkeit des Zuschauers entziehet, und sich derselben zu ihrem eigenen Besten bemächtigt; so handelt sie ihrer Bestimmung zuwider, und stöhret den angenehmen Betrug mehr, als sie ihn befördern hilft. Die äußerliche Handlung eines Sterben z. B. muß nur der Vorstellung, die wir vom Sterben haben, nicht widersprechen. Durch ein gelindes Hauptneigen, durch eine matte unterbrochene Stimme, kann sie der Einbildungskraft zu Hülfe kommen, die ist in der größten Bereitwilligkeit ist, sich betrügen zu lassen. Das Hauptwerk aber, den größten Antheil an dem Betrüge, muß sie der Poesie überlassen, die in dem Trauerspiele die herrschende Kunst ist. Sobald der Sterbende röchelt, schäumt, die Augen verdrehet, und die Glieder verzuckt; so verdunkeln diese gewaltsame sinnliche Handlungen durch ihre Gegenwart alle Täuschungen der Dichtkunst. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers wird einzig und allein auf die Pantomime geheftet, und je erschrecklicher sie ist, destomehr Zerstreuung wird sie verursachen.

Es ist nunmehr sehr leicht zu bestimmen, welches die *intus digna geri* sind, davon Horaz spricht, denen man den Weg zur Seele lieber durch die Ohren, als durch die Augen anweisen muß: da es doch in andern Fällen heißt.

*Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus, & quæ
Ipse sibi tradit spectator.*

Solche äußerliche Handlungen nämlich, die durch das Schreckliche, das Wunderbare, das Ungeheuere, oder das Niedrige, das ihnen, nicht als Zeichen der Gedanken, sondern bloß als Pantomime anhängt, die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der poetischen Illusion ablocken können, die müssen von der Bühne entfernt, und durch eine *facundiam præsentem*, oder wie Hr. Kammler diese Worte übersetzt, durch einen lebhaft gerührten Augenzeugen, erzählt werden. Die Beyspiele des Horaz passen vollkommen;

*Nec pueros coram populo Medea trucidet;
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;
Aut in avem Progne vertatur, Cadmus in anguem.
Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi.*

Das

Das zweite Beispiel, das Rechen der menschlichen Gliedmassen, muß auch in der Erzählung nicht allzu umständlich vorgebracht werden, sonst verfällt es ins Ekelhafte, und dieses ist sowohl in der Beschreibung als in der Handlung unerträglich.

Das war die Ausdehnung, die mir Ihr Gedanke anzunehmen schien. Erlauben Sie mir nun auch, folgende Einschränkung hinzuzuthun. Je größer die Gewalt ist, mit welcher der Dichter durch die Poesie in unsere Einbildungskraft wirkt, desto mehr äußerliche Action kann er sich erlauben, ohne der Poesie Abbruch zu thun, desto mehr muß er anwenden, wenn er die Täuschungen seiner Poesie mächtig genug unterstützen will. Sie kennen den Shakespear. Sie wissen, wie eigenmächtig er die Phantasie der Zuschauer gleichsam tyrannisiert, und wie leicht er sie, fast spielend aus einer Leidenschaft, aus einer Illusion in die andere wirft. Aber wie viel Ungereimtheiten, wie viel mit den Regeln streitendes übersehen man ihm auch in der äußerlichen Action, und wie wenig merkt's der Zuschauer, dessen ganze Aufmerksamkeit auf eine andere Seite beschäftigt ist! — Wen hat es noch je beleidiget, daß die ersten Auftritte im Tempest auf der vollen See in einem Schiffe vorgehen? Wer ist in England noch der incredulus gewesen, der an der Erscheinung des Geists im Hamlet gezweifelt hätte? Wem ist noch anstößig gewesen, daß die Hauptperson in Othello ein Moor ist, und daß in demselben Stücke,
ein

ein Schnappschuß zu den schrecklichsten Unvorsichtig-
 keiten Gelegenheit gegeben? Die entsetzlichen Vorstel-
 lungen sind unzählich, die in seinen äußerlichen
 Handlungen vorkommen; und es ist fast keine ein-
 zige Regel des Anstandes in Horazens Dichtkunst,
 die er nicht in jedem Stücke übertritt. Ein wäh-
 terner Kunstrichter, der diese Ueberrückungsünden
 mit kaltem Blute aufsucht, kann von Shakespear
 die lächerlichste Abbildung machen. Allein man ist
 betrogen, wenn man ihm glaubt. Wer das Ge-
 müth so zu erhitzen, und in einen solchen Taumel
 von Leidenschaften zu stürzen weiß, als Shakes-
 pear, der hat die Aufmerksamkeit seines Zuschauers
 gleichsam gefesselt, und kann es wagen, vor dessen
 geblendeten Augen die abentheuerlichsten Handlun-
 gen vorgehen zu lassen, ohne zu befahren, daß sol-
 ches den Betrug führen werde. Ein nicht so groß-
 ter Geist aber, der uns auf der Bühne noch Sinne
 und Bewußtseyn läßt, ist alle Augenblick in Gefahr,
 Ungläubige anzutreffen, und abends ergehts ihm,
 sagt Bartheus, wie dem Davus beym Terenz, dem
 Simo vorwirft, daß er es sehr schlecht ansehe,
 ihn zu betrügen: O Dave, itane contemnor abs te?

D.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

VIII. Den 21. Februar 1760.

Fünf und achtzigster Brief.

Ich übergehe den Battenx, und komme zu den eigenen Abhandlungen des Herrn Schlegel, die er in dieser Auflage, sowohl der Anzahl, als der Länge nach, ansehnlich vermehrt hat. So eben habe ich seine Gedanken von dem eigentlichen Gegenstände der Schäferpoesie gelesen. Battenx sagt, der wesentliche Gegenstand der Schäferpoesie, sey das Landleben, welches mit allen feinen möglichen Reizungen vorgestellt wird. Diese unzulängliche Erklärung bewog mich, in der Abhandlung des Deutschen Kunstrichters etwas bestimmteres zu suchen.

Ich fand vorß erste die wohlgegründete Anmerkung, daß das Landgedicht wesentlich
Sünfter Theil. S lich

lich, von der Idylle unterschieden seyn. Sie kommen beyde weder in dem Gegenstande noch in der Ausführung überein. „Die Ekloge, sagt Herr Schlegel, wird allezeit mehr zur Historienmalerey der Poesie, als unter ihre Landschaftsstücke gerechnet werden müssen; denn die Büsche und Bäche, die Heerden und Auen sind in ihr nur das Zufällige, nur die dazu schickliche Verzierung. Wer wird hingegen wohl das Landgedicht unter die historische Gemälde stellen? Jeder erkennet in demselben ein Landschaftsstück, und unter allen, welche die Poesie zeichnen kann, ist es das reizendste,“ das Landgedicht schildert, die Ekloge stellet eine Handlung vor, jenes ist den Gegenständen der Natur, und diese sagt der Verf. ist so wohl als die Ode, den Empfindungen gewidmet. Er unterscheidet sie aber dennoch von der Ode darinn, daß alle stürmische Affecten und schmerzhaften Empfindungen ganz von der Ekloge ausgeschlossen seyn, und sie, eben so wie die Oper, eine Handlung zum Grunde haben müsse.

Ich könnte mich hier bey dem sehr schwankenden Begriffe aufhalten, den Herr Schlegel von der Ode zu haben scheint. Es wäre leicht zu beweisen, daß die Empfindungen der Ode von einer ganz andern Beschaffenheit sind, als daß sie mit den Empfindungen der Ekloge sollten verglichen werden können: allein ich suche eine Erklärung von der Schäferpöeste. — Hier ist sie! „Ihr wesentlicher Inhalt, sagt Herr Schlegel, sind sanfte Empfindungen eines glückseligen Lebens, die vermittelt einer einfachen, weder heroischen noch lächerlichen, sondern natürlichen Handlung entwickelt werden; und in der für sie gehörigen Scene, in der reizenden Scene der Natur, aufgestellt sind.“

Wie sehr weiß ich es dieser Erklärung Dank, daß sie mir nicht sogleich in die Augen fiel! Ich hätte mich vielleicht nicht überwinden können mehr zu lesen, und wäre des Vergnügens beraubt gewesen, das mir die Abhandlung in der That verursacht hat. Herr Schlegel ist ein feiner und einflußvoller

Ausrichter; allein das Erklären scheint seine Sache nicht zu seyn.

Der Inhalt der Schäferpoesie sind sanfte Empfindungen eines glückseligen Lebens? Unmöglich! Wenn die *Alcinadure* des Theokrits oder die unglückliche Liebe anders eine Idylle ist; so muß der Inhalt der Schäferpoesie auch in unsanften Empfindungen eines unglückseligen Todes bestehen können. Ist das Grabmal des Adonis eine Idylle? — Herr Schlegel wird es nicht läugnen. — Und gleichwohl ist die Trauer um den Tod Adonis nichts weniger als eine sanfte Empfindung eines glückseligen Lebens, alle Liebesgötter beweisen ihn. Von den Bergen her erschallt die klagende Stimme der Orcaiden. „Und Venus untröstlich, mit aufgelösten Haaren, mit nackten Füßen schweift durch die Wälder; Dornen trinken ihr Blut, das Blut einer Göttin. Heulend irret sie in den Thälern und ruft ihren Assyrischen Gemahl, und ruft ihren Geliebten — Venus hat so viel Thränen vergossen als Adonis Blut
„ver

„vergoß.“* Die Liebe der Schäferpoesie ist nicht immer eine Liebe, die auf Rosen schläft; sondern öfters eine verderbliche und wütende Leidenschaft. Ihr Amor ist nicht selten ein grausamer Gott, wie Ach Theocrit ausdrückt, der die Milch einer Löwin gesogen, und in Wälbem aufgezogen worden. — Der Cyclope beym Theocrit und Corydon beym Virgil besingen die trostlose Unruhen ihrer Liebe.

Ah, Corydon, Corydon, quæ te dementia cepit?

Gefner hat es so gar gewagt einst einen neidischen Schäfer zu schildern, und wie glücklich! Lamon der mißgünstige Betrüger, giebt ihm die Gelegenheit zu einer Situation, die ich für eine von den angenehmsten in seinem Daphnis halte. — Warum sollte nicht auch sein Kain ein schöner bukolischer Charakter seyn? Ein Wettgesang zwischen Kain und Abel von Gefnerischer Ausführung, würde, meines Erachtens, durch

5 3

den

* G. Wanders Anleitung in die schönen Wissenschaften. 1ter Band. S. 358.

den schönen Contrast der Sinnesarten die vortreflichste Wirkung thun. Wie kommt es also, daß Herr Schlegel von nichts als sanften Empfindungen, und noch dazu eines glückseligen Lebens wissen will.

Ich will ihm indessen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Worte „sanfte Empfindungen einer glücklichen Lebensart,“ worinn die ganze Kraft seiner Erklärung liegt; mögen vielleicht mehr dem Ausdrucke, als dem Sinne nach, fehlerhaft seyn. Vielleicht soll sanft hier nicht so wohl ein Beywort der Empfindungen, als des Colorits seyn, das der bukolische Dichter seinem Gemälde geben muß, und in so weit ist es wohl nicht zu läugnen, daß die schmerzhaftesten Leidenschaften in der Schäferpoesie sich mit keiner Härte, mit keiner Rauigkeit des Colorits vertragen. — Auch die Worte eines glückseligen Lebens ließen sich noch entschuldigen. Sie sollen vermuthlich, die Lebensart der Schäfer überhaupt andeuten; und nicht die Umstände, in welchen sie der Dichter nimmt. — Herr Schlegel hat also vtel-

leicht

leicht sagen wollen, die Schäferpoësie sey, der sanfte Ausdruck der Empfindungen solcher Leute, die eine ungekünstelte glückselige Lebensart führen. — — Allein warum schließt er an einem andern Orte ausdrücklich die schmerzhaften Empfindungen von der Schäferpoësie aus? Warum weist er außer der Liebe, keiner andern Empfindung, als der Redlichkeit, Offenherzigkeit, Gutthätigkeit, Weichmüthigkeit, Dienstfertigkeit und Edelmüthigkeit eine Stelle darinnen an? Heißt dieses nicht dem Dichter vorschreiben, er soll die Schäfer niemals anders als im Glücke und in ihren ruhigen Tagen schildern, da die sanfte Liebe, oder die Güte des Herzens ihre einzige Bewegung ist?

Wie viel richtiger und philosophischer drückt sich Gessner in der Vorrede zu seinen vor trefflichen Idyllen, über diesen Punkt aus! „Die Ekloge, sagt er, giebt uns Jüge aus dem Leben glücklicher Leute, wie sie sich bey der natürlichsten Einfalt der Sitten, der Lebensart und ihrer Neigungen, bey

„allen Begegnissen, in Glück und Unglück
„betragen.“ Unvergleichlich! Diese Be-
schreibung der Schäferpoesie vergnügt so sehr,
als eine von den schönsten Idyllen dieses be-
liebten Dichters. So selten Gefner den
Dichter, seine Schäfer im Unglück geschildert;
so hat doch Gefner, der Kunstrichter,
sehr wohl eingesehen, daß es angehet, und
daß dieser Umstand, als eine wesentliche Be-
stimmung mit zur Definition gehöret.

D.

Sechs und achtzigster Brief.

Sie gestehen mir, daß der erste Theil der
Schlegelschen Erklärung, wenigstens falsch
ausgedruckt sey, und ich setze hinzu, daß
die übrigen Stücke derselben noch weit tadel-
hafter sind. Er fordert zur Schäferpoesie
eine einfache, weder heroische, noch lächer-
liche, sondern natürliche Handlung; —
die Handlung ist nicht nothwendig, und
wenn sie da ist, so kann sie auch zusammen-
gesetzt seyn, denn wenn das wahr ist, was
Bataille sagt, so können „die Schäfer epik-
sche

„solche Gedichte haben, wie der Arabis das
 „Sagrais, Comödien, Tragödien, Opern,
 „Elegien, Eklogen, Epigrammen, Inscriptio:
 „nen, Allegorien, Leichengesänge, u. d. g.
 „und haben sie auch wirklich.“ Verschie:
 dene Idyllen vom Geßner sind eigentliche
 Schäferoden; und die erste Ekloge des Vir:
 gils ist ein Schäfergespräch, das noch
 weniger Handlung hat, als ein Gespräch
 des Plato.

Die Handlung soll weder heroisch noch
 lächerlich, sondern natürlich seyn. Wie
 unbestimmt! Das Natürliche kann noch
 allenfalls dem Heroischen entgegenstehen,
 aber mit dem Lächerlichen macht es einen sehr
 übelgewählten Gegensatz. Und die Scene,
 die Herr Schlegel dem Schäfergedichte an:
 weist, ist die reizende Scene der Natur.
 Vermuthlich die Büsche, die Bäche, und
 die Auen, die er an einem andern Orte den
 zufälligen aber schicklichen Zierrath der Schä:
 ferpoesie nennet. Was wollen wir aber aus
 der Fischeridylle des Theocrits machen.
 Die Scene, auf welcher sie vorgehet, ist

nichts weniger, als die reizende Scene der Natur. „Sie schliefen in ihrer Schlafhütte, auf einer Ebene von trockenem Meergrase, gelagert an eine bemooste Wand.“ Hier sehe ich Natur, aber gewiß keine reizende. —

Sie würden mich indessen unrecht verstehen, wenn Sie die ganze Abhandlung des Herrn Schlegels aus dem Gesichtspunkte beurtheilen wollten, den ich Ihnen vorhalte. Seine einzelne Anmerkungen sind überaus klugwürdig; nur in dem philosophischen Theile scheint er noch ein wenig zu franzosiren. Wir Deutschen suchen auch in der Critik bestimmtere Begriffe; die Weltweisheit hat uns verwöhnt. — — Wie? wenn ich es versuchte, auf den Ruinen der Schlegelschen Erklärung eine neue aufzurichten? Sie werden mich desto strenger beurtheilen, je weniger ich meinem Vorgänger nachgesehen habe? — Gut! Ich verlange so wenig Nachsicht, als ich glaube, das Herr Schlegel verlangt.

Das

Das Landgedicht ist von der eigentlichen Schäferpöesie unterschieden, so wohl in dem Gegenstände, als in der Ausführung unterschieden, wie Herr Schlegel bemerkt. Dem ohngeachtet aber möchte ich sie zu einer Classe, allenfalls zu einer obern Classe rechnen. Und sollte es bloß der gefälligen Empfindung wegen geschehen, die sie beyde in uns erregen, ihre gemeinschaftlichen naiven Bemühungen, und der Bereitwilligkeit wegen, die sie bey uns antreffen, uns in alle ihre Umstände mit Vergnügen zu versetzen. — Doch wozu diese erbettelte Gründe? Sie haben wirkliche Aehnlichkeiten. Die Personen, deren sie sich in ihrer Malerey bedienen, kommen darinn überein, daß sie in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Das Landvolk, Schäfer, Jäger, Fischer, u. d. g. sind Leute, die als Familien und Freunde unter einander leben, keine höhere gesellschaftliche Verhältnisse kennen, und wenn sie auch durch geheime Bande mit einem großen Staate verknüpft sind, so sind diese Bande doch so versteckt, daß sie der Dichter unsern Augen völlig unsichtbar machen kann. Der

 allge:

allgemeinste Gegenstand der Landgedichte, so wohl als der Idylle sind also, die kleinern menschlichen Gesellschaften, ungefähr so, wie sie der Weltweise in der Oekonomie moralisch betrachtet!

Man kann entweder die Beschäftigungen und die Lebensart dieser kleinern Gesellschaften betrachten, oder ihre Empfindungen und Leidenschaften. So wohl die Lebensart als die Empfindungen, können entweder der Natur gemäß, gleichsam porträtiert, oder nach dem Ideal verschönnert werden. Hier haben Sie in wenig Worten die Beschreibung vielerley Arten von Gedichten, die alle zu einer Hauptclasse gehören! 1) Die Beschäftigungen der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 2) Eben dieselbe nach dem Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenschaften der kleinern Gesellschaften nach der Natur. 4) Eben dieselbe nach dem Ideal. Die erste ist das eigentliche Landgedicht, davon Herr Schlegel redet; die zweyte kommt mit der Beschreibung des goldenen Weltalters überein;

ein; die dritte, ist eine Art von Landeshohe, die nicht ganz zu verwerfen ist, und von welcher ich verschiedene anmuthige Stücke als Exempel anführen könnte. Die vierte Art endlich, ist die wahre Idylle Theocrits, Virgils und Geßners.

Was ist nunmehr die Idylle? Nichts anders, dünkt mich, als der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben: Diese Erklärung setzt dem Genie keine willkürliche Schranken, denn sie ist nicht bloß aus den vorhandenen Werken in dieser Art abstrahirt, sondern in der Natur unserer Empfindungen gegründet, und dieser muß sich das feurigste Genie unterwerfen. Sie fordert vom Schäferdichter Empfindungen und Leidenschaften; sie überläßt es aber seiner Willkühr, ob er sanfte oder stürmische wählen will. In diesem Stücke ist sein
Genie

Genie der beste, und der einzige Rathgeber. Nur muß die Quelle dieser Leidenschaften keine Begierde seyn, die nur in großen Gesellschaften entstehen kann. Herrschsucht, Geiz, unmäßige Ehrbegierde, Heuchelei, fanatischer Eifer, Liebe zur Meuterey, u. d. g. sind Affecten, die das Innerste der Städter durchwühlen, den Gliedern der kleinern Gesellschaften hingegen unbekannt sind. Aber Liebe, Eifersucht, gebrochene Treue, beleidigte Freundschaft, der schreckliche Verlust der Freunde und Geliebten, die uns auf Erden das Schätzbarste sind; warum sollten diese nicht mitten unter den einfachsten menschlichen Gesellschaften die allertragischsten Handlungen veranlassen können?

Es steht ferner bey dem Dichter, ob er gar keine, eine gewöhnliche, oder auch eine heroische Handlung zum Grunde legen will. Die Heroische verwirft

Herr Schlegel, aber ohne Grund. Die
 Schäferwelt hat ihren eigenen Heroismus,
 der aus andern Quellen fließt, aber
 nicht weniger erhaben ist, als der
 Heroismus der Landbezwinger. In einer
 Idylle beyh St. Marc erlegt Tyrtis
 einen Wolf mit bloßen Händen, der
 ihm ein Lamm rauben wollte, und die-
 ses Lamm war das Pfand der Treue sei-
 ner Schäferin. „Er schleppte, so erzählt
 „der Schäfer, Götter, was für ein
 „Schmerz! Er schleppte das Pfand deiner
 „Treue, das so geliebte Lamm, mit sich
 „fort. O! welche unglückliche Vorbe-
 „deutung von meiner Liebe, rief ich aus.
 „Grausamer! ich verachte deine Wuth.
 „Bald, ob ich gleich ohne Hund und Stab
 „hier bin, bald sollst du es empfinden,
 „daß ein Liebhaber nichts fürchtet.
 „Endlich hat dieses Raubthier, bis in sei-
 „ne Höle verfolgt, durch meine Streiche
 „seinen Raub und sein Leben verloren.“
 Bestehen Sie! Gefällt Ihnen dieser
 herkulische Heldenmuth nicht weit besser,
 als

~~_____~~
als wenn der Schäfer furchtsam gestoben
wäre, und das geraubte Lamm in Stän-
gen beweinet hätte?

Der Beschluß künftig.

~~_____~~

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

IX. Den 28. Februar 1760.

Beschluß des sechs und achtzigsten Briefes.

Die Schäfer haben ihre Helden, ihre berühmten Leute. Ihr Daphnis hat so viel Unglück erfahren, daß ihnen τὰ Δάφνιδος ἄγρια zum Sprichwort geworden ist. Phyllis, Alcon und Codrus sind ihnen berühmte Namen.

— — — Si quos aut *Phyllidis* ignes,

Aut *Alconis* habes laudes, aut iurgia *Codri*.

Sie können auch Helden einer höhern Art;
denjenigen

— — qui potuit rerum cognoscere causas.

Atque metus omnes, & inexorabile fatum

Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari.

Fünfter Theil.

I

Warum

Warum sollten sie also keine hergische Handlungen haben?

Kann aber der Dichter auch eine lächerliche Handlung wählen? — Warum nicht? Nur das niedrige Lächerliche, das Burleske muß er vermeiden. Dieses gehört zur beschriebenen dritten Art, zur Landesköge. Die Erklärung der vierten Art, der wahren Idylle, fordert eine Veredelung der Empfindungen, die mit dem Burlesken streitet. Das feine und naive Lächerliche aber ist ein edler Zierrath des Schäfergedichts. Wenn Virgil seinen berauschten Silen anbinden, wenn er Nergle, die Schönste der Najaden, ihn mit blutrothen Maulbeersaft Stirn und Schläfe bemalen läßt: so ist dieses allerdings eine lächerliche, beynabe possirliche Handlung. Allein wie vortreflich hat sie der Dichter veredelt! Bresset hat befürchtet, dieses Bild würde seinen Landesleuten eine gar zu niedrige Idee erwecken, und hat die spaßhafte Handlung in eine Ländelei verwandelt. Statt der vortreflichen Zeilen,

Timidis supervenit Aegle,
 Aegle, Najadum pulcherrima, jamque videnti
 Sanguineis frontem moris & tempora pingit:
 segt der delicate Franzose:

La jeune Egle survint & se joint aux Pasteurs
 Pour former au vieillard une Chaine de fleurs.

Weg ist der muthwillige Scherz der Najade,
 und die schalkhafte Laune des Alten, mit wel-
 cher er ihr den Spass wiedergiebt, Carmina
 vobis, huic aliud mercedis erit! — —

Welche Scene wollen wir aber der Idylle
 anweisen? Mich dünkt jeden Ort, an wel-
 chem sich die beschriebenen einfachen Gesell-
 schaften aufhalten können, das freye Feld für
 die Schäfer, die Gebürge für Jäger, die Ufer
 der Flüsse für Fischer, die Hütten, die Einsie-
 delungen; die arabische Wüsten, wie ein neu-
 rer Engländer gethan, für die Kameeltreiber;
 und was das Genie sonst für Oerter ausfün-
 dig machen kann, wo sich Menschen aufhal-
 ten, die von dem Joche der willkührlichen Un-
 gleichheit befreyet sind. Der erfindsame Geist
 spottet nur der schwachen Fessel, die ihm der
 Kunststrichter anlegt, und wenn er sich in all-

zu engen Schranken fühlet; so nimmt er sich desto mehr Freiheiten, je weniger man ihm hat erlauben wollen. Es ist wahr, das Genie hat öfters eine gütige Laune, in welchem es der Kunststrichter, fast wie Delfa den Held, ausholen kann, worinn seine grosse Kraft sey; allein seine erste Antwort wird mehrentheils trügen.

Sie sollten Wunder sehen, wie sehr sich die Kunststrichter die von der Schäferpoesie handeln, so zu sagen, in ihrem eigenen Gewebe verwirren! Man siehet wohl, daß ihnen Aristoteles und Horaz in dieser Dichtungsart nicht vorgearbeitet haben. Ein gewisser französischer Schriftsteller hat die Regeln der Hirtengedichte so pünktlich auseinander gesetzt: die Sitten, die Schreibart, die Handlung, bis auf die Anzahl der Personen so genau bestimmt, daß er beynahe alle Idyllen, Theokrits und Virgils aus der Anzahl der Hirtengedichte herausgekünstelt hat. „Von une
„gefähr dreißig Stücken, spricht er, die wir
„vom Theokrit, unter dem Namen Idyllen
„haben, und von zehn, die wir vom Virgil,
„unter

„unter dem Titel *Eslogen* hinführen, sind kaum
 „acht oder zehn *Eslogen*, die man, nach der
 „französischen Bedeutung dieses Wortes, so
 „kennen könnte.“ * Schön! So danke ich
 denn für die französische Bedeutung dieses
 Wortes!

Anderer haben die Personen des Schäferge-
 dichts auffuchen wollen. Sie haben sie in
 Arkadien, in dem Stande der Natur, in dem
 goldenen Weltalter, sie haben sie so gar in
 der Bibel gesucht, und nicht gefunden. Son-
 tenelle hat den Wig eines französischen Hof-
 mannes und die Muße der Hirten zusammen
 geknetet, um sich einen Schäfer nach seinem
 Geschmacke zu schaffen. Alle haben die Fra-
 ge beantworten wollen, wo denken die
 Schäfer so, wie man sie in der *Esloge*
 denken läßt? Und doch hat noch niemand
 gefragt, wo reden die Thiere so, wie in den
 Fabeln Aesops? — Es ist derselbe Fall!
 Man hat kleine Anlagen zu vernünftigen Fä-
 higkei-

* Der Königl. Akademie der Aufschriften u. aus-
 führliche Schriften. 2ter Theil, S. 214,
 der deutschen Uebersetzung.

sigelten, die man bey den Thieren wahrnimmt, bis auf die höchste Stufe veredelt; eben so hat man es mit den Empfindungen des Landmannes gemacht. Man hat sie verschönert, dem Ideal näher gebracht, doch so, daß sie ihrer Natur nicht ablegen, das heißt, daß sie in ihrer vollkommensten Veredelung noch mit den übrigen Eigenschaften eines Landmannes bestehen können.

Dieses bringt mich noch auf eine andere Anmerkung: und dann genug von der Schäferpoesie! Die Franzosen können die niedrigen Züge, wie sie sie nennen, nicht ausstehen, die Theokrit und zum Theil auch Virgil in ihren Hirtengedichten mit unterlaufen lassen. St. Mard höret die Schäfer nicht gerne von Käse, Milch, Castanien und Nüssen reden. Er denkt vielleicht, wie jener bey dem Petronius.

Sordent velleribus hirsuta Cydonia canis,

Sordent hirsutæ munera castaneæ;

Nolo nuces Amarylli tuas, nec cerea pruna;

Rusticus hæc Coridon munera magna putet.

Sontenelle kann sich nicht genug verwundern, wie die Alten ihre Schäfer, gleich auf
den

den zärtlichsten und anmuthigsten Stellen von Liebesangelegenheiten, können von solchen häuerischen Dingen, von ihren mühsamen Beschäftigungen, und von ihrer armseligen Lebensart reden lassen.

Ich kann dieses Räthsel sehr leicht erklären. In der Idylle sollen die Leidenschaften und Empfindungen der Menschen, die in kleinern Gesellschaften leben, bis auf den höchsten Grad veredelt werden, und eben desswegen thut der Dichter wohl, wenn er ihre Lebensart nicht zugleich mit idealisirt. So wie der Fabeldichter seine Thiere in Nebenhandlungen, die nicht zu seiner Absicht gehören, noch völlig Thiere seyn läßt, um sie nicht ganz aus ihrer Sphäre zu heben, und eine andere Art von Geschöpfen aus ihnen zu machen: eben so verfährt der Hirtendichter. Er veredelt die Empfindungen seiner Personen, und läßt ihrer Lebensart nach die Vestigia ruris, dadurch sie, philosophisch zu reden, in ihrer Art bestimmt sind, weil die Lebensart nicht zu seiner Absicht gehört. Durch diesen Kunstgriff wird der Leser aus der Irre der idealischen

sehen Welt auf die Natur zurückgeführt, die Charaktere erlangen ein bestimmtes Daseyn, und was gewinnt der Dichter nicht von Seiten der Mannigfaltigkeit! — Ich sehe mich nach Beispielen um, diesen Gedanken zu erläutern. Doch wozu? Gessner ist Beispiels genug. Mich dünkt, das größte Verdienst dieses Dichters sey, daß er diese Schranken der Veredelung so genau zu treffen gewußt. Die Empfindungen seiner Schäfer grenzen beynahe an das Erhabene, aber ihre Lebensart ist so ländlich, so gemein, und fast so armselig als in der Natur. Man wünscht sich mit seinem Palemon ausrufen zu können. „O du Armuth sey mir gelobt, wenn es Armuth ist; die Arbeit hat meine Glieder genährt, und die Mittagssonne brennet mich nicht.“

D.

Sieben

Sieben und achtzigster Brief.

Ich gehe rückwärts: Nach der achten Abhandlung des Herrn Sch. von der Schäferpoeſie, leſe ich die fünfte von dem höchſten Grundsatz der Poeſie, und merke, ob ich nicht bald auf die Vorrede komme. In der That gehört die Vorrede des Herrn Sch. oder deſſen Schreiben an den Herrn Hr. Gellert, mit zur letzten Abhandlung, denn es werden darinnen einige Gründe wider den Batteuſchen Grundsatz der Nachahmung erſetert. Herr Sch. iſt, wie Sie wiſſen, der erſte, der dieſen mangelhaften Grundsatz des Batteur beſtätigen, und glücklich beſtritten hat. Er hat hinlänglich dargethan, daß die Nachahmung der Natur, mit allen Winzeln, deren ſich Batteur bedient, unmöglich der höchſte Grundsatz der Poeſie ſeyn könne, und ich weiß nicht, was ich zu folgender Stelle ſagen ſoll, in welcher Herr Sch. ohne es zu merken, ſeinem Gegner wieder alles einzuräumen ſcheinet. „Habe ich Unrecht, ſagt er den Herrn Hr. Gellert, „habe ich Unrecht, wenn ich der Meinung bin, daß

„der Poesie ist im Wesentlichen von dem, was
 „oben festgestellt, durch nichts unterschieden,
 „als daß der Meinige weiter ausstreckt
 „setzt, was jener kurz sagt; welches nach mei-
 „nem Erachten, wofür ich anders in meiner
 „eigenen Sache ein Urtheil fällen kann, in der
 „Kritik zur leichtern Entwicklung der Regeln
 „nicht ohne Nutzen seyn wird.“

Wir wollen diese beide Erklärungen mit
 einander vergleichen. Die Poesie, sagt Herr
 Sch, ist der sinnlichste und angenehmste
 Ausdruck. Das Beywort, angenehmste, ist
 ein Zusatz des Herrn Sch. und er will dadurch,
 wie er sich selbst erklärt, sowohl den Uebel
 als den höchsten Grad des Entsetzens von
 der Poesie ausschließen; indem sich diese nie-
 drige Empfindungen ihrer Natur nach in keine
 angenehme verwandeln lassen. Ist dieser Zu-
 satz hier gut angebracht? — Es scheint nicht.
 Der höchste Grad des Entsetzens mag nicht
 von der Poesie, sondern wie ich in einem mei-
 ner vorigen Schreiben gezeigt, bloß von der
 theatralischen Vorstellung ausgeschlossen wer-
 den. In der Dichtkunst ist der höchste Grad
 des

des Entsezens mit dem Erhabenen verbandt;
 und öfters die Quelle desselben. Die Ein-
 schränkung der Poesie auf das Angenehme, in
 so weit man das Entseßliche ausschließen will,
 ist also angegründet. — Und in so weit sie
 den Ekel aus der Poesie verbannen soll, ist sie
 überflüssig. Denn ist anders der Gegenstand
 der Poesie, wie Herr Sch. will, das Schö-
 ne, oder das Gute, oder das Schöne und
 Gute zugleich? So ist der Ekel schon satissam
 ausgeschlossen, denn er ist weder schön noch
 gut, noch beides zugleich. Weg also mit dem
 trüglichen Worte angenehmen, das uns
 das Erhabene rauben könnte! Die Poesie ist
 nunmehr, der sinnlichste Ausdruck, u. s. w.
 durch die Sprache. — Ein Ausdruck durch
 die Sprache? — verständlicher; eine Rede.
 Die Dichtung ist die sinnlichste Rede.
 Vollkommen Baumgartisch.

Doch Herr Sch. bestimmt auch den Gegen-
 stand der Poesie. — Dies thut der Frank-
 furtsche Weltweise nicht. Diesem ist alles ein
 Gegenstand der Poesie, was sich sinnlich und
 vollkommen in einer Rede vortragen läßt;
 und.

nach wo, ich nicht irre, so ist jede nähere Bestimmung des Gegenstandes, ein Eingriff in die Freiheiten des Dichters. Alles was ihn der Weltweise in dem höchsten Grundsatz seiner Kunst vorschreiben kann, ist, wählet einen Vorwurf, der sich vollkommen und stänlich in einer Rede vortragen läßt.

Was für einen Vorwurf wählet aber Herr Sch. der Poesie an? Das Schöne und das Gute. Mit dem Guten verbindet derselbe einen sehr entfernten Begriff. Er will das Unangenehme in der Natur, das uns in den schönen Künsten gefällt, darunter mit verstanden wissen. Hören Sie, was er hier von sagt: „In der Natur erkennen wir nichts für gut, als was mit unserm Willen wirklich übereinstimmt. In den Künsten hingegen ist es keine Uebereinkunft in einem so eingeschränkten Verstande; welche erfordert wird; — — ja eine genaue Uebereinstimmung mit unsern Eigenschaften und Vergnügen ist dazu so wenig vonnöthen, daß so gar die Mißhelligkeit mit denselben noch grössere Wirkung thut.“ — — Das Schlimmste in der Natur, das „was

was uns empört, und von sich zu drat scheucht,
 Furcht, Schrecken, Angst, Traurigkeit, Abs-
 scheu, zieht uns in den schönen Künsten an-
 sich, und hat in ihnen eine vorzügliche Güte.,,
 Gut, heißt also in diesem Verstande, alles
 was in den schönen Künsten, und insbesonder-
 re, wenn von der Poesie die Rede ist, was in
 der Poesie gefallen kann, wenn es auch in der
 Natur das Schlimmste ist. — — Ferner; das
 Schöne, davon Herr Sch. in der Erklärung
 redet, gehört nicht zur Poesie, in so weit es in
 der Natur, sondern in so weit es in der poeti-
 schen Nachahmung gefällt, das heißt, in so weit
 es nach Herrn Sch. Erklärung gut ist. Er
 hätte also das Schöne aus seinem Grundsatz
 weglassen, und ihn folgendergestalt ausdrük-
 ken können; die Poesie ist die sinnlichste
 Rede von dem Guten. Dieses mag, in der
 Natur schön oder häßlich, angenehm oder un-
 angenehm seyn: was schadet dieses der poeti-
 schen Güte?

Das Ueberflüssige und Unbestimmte wegge-
 schafft, setzet also Herr Sch. den Gegenstand
 der Poesie in das Gute. Nicht in das metas-
 physik:

physische oder moralische, auch nicht in das physische, sondern in das poetisch Gute. Und was nennet er so? Alles, was in der Poesie gefallen kann. Allein, heißt dieses nicht den Leser wieder fachte da absetzen, wo man ihn genommen hat? Man verspricht den Gegenstand der Poesie zu bestimmen; das heißt, man will zeigen, was in der Poesie gefallen kann, und sagt, es sey das Gute. Man sagt hinzu, das Gute sey allhier von einer besondern Art, und der Leser müßte das Wort ganz anders verstehen, als er gewohnt ist. Wir dringen auf eine nähere Erklärung; es macht man eine geschickte Schwenkung, und sagt, gut sey allhier, was durch die Kunst gefallen kann, das heißt, was geschieht ist, ein Gegenstand der schönen Künste, und in unserm Falle, ein Gegenstand der Poesie zu seyn. — Sehen Sie, wie mißlich das Unternehmen ist, eine kurze wohlgefügte Erklärung auszudehnen? Man will das Gemälde aufheutern, und giebt ihm ein falsches Licht.

D.

B r i e f e ,

Die neueste Litteratur betreffend.

X. Den 6. März 1760.

Acht und achtzigster Brief.

— Nicht als ob ein vernünftiger Mann nicht auch zuweilen den Statisten spielen könnte? — Zwar nicht einen Statisten von derjenigen Art, der an seinem Tische oder auf seinem Spaziergange, die Cabinetter grosser Herren durchzuschauen glaubet, der ihnen in der heimlichen Gesellschaft seiner Mitstatisten, wichtige Rathschläge giebt, und boshaft lächelt, wann die Grossen der Erde seinem Systeme nicht folgen, weil er es im Geiste vorher siehet, daß sie sich ruiniren werden. Nicht den, der in seinem Kopfe Bündnisse macht, Völker anwirbt, Schlachten liefert, Länder erobert, Welthandel entscheidet. Nicht den, der mit ängstlicher Sünfter Theil. R Sorg-

Sorgfalt darnach schnappet, eine Neuigkeit zuerst zu haben, und Wind und Wetter zu Troge, zwölf Stunden lang auf den Courier wartet, der — — nicht kommen wird. — Doch darf der Weltweise eben sowohl die Welt betrachten, wie sie wirklich ist, als sie sich mit einem Plato, Rousseau, Iselin vorstellen, wie sie seyn sollte. Er kann ein Reich, als eine einzige Familie betrachten, er kann die Pflichten der Obern gegen die Untern erörtern, er kann zu derselben Erläuterung, Beispiele aus der Geschichte hernehmen, und was sollte ihn hindern, dieselben, sowohl aus der istsigen, als aus der alten Geschichte zu wählen.

Sie kennen des Lume paradore politische Discurse, und haben sie mit großem Vergnügen gelesen, ohnerachtet Sie das Staatsinteresse von England nicht sehr interessiert. Hier haben sie einen Schriftsteller, der Sie dem ersten Anscheine nach, noch weniger interessieren sollte, weil er sein Absehen hauptsächlich auf die kleinen deutschen Höfe gerichtet zu haben scheint, um welche
 Sie

Sie sich wohl noch weniger bekümmern, als am England. Aber es ist das Loos jedes Schriftstellers, der nützliche und vortrefliche Sachen, gleichsam aus dem Grunde seines Herzens hervorstießen läßt, daß der Leser ganz unvermerkt eine Zuneigung zu ihm gewinnt, also bin ich gewiß, daß Sie das Werk, so ich Ihnen hiebey übersende *, mit dem größten Vergnügen durchlesen, und zum zweytenmale durchlesen werden.

Der Verfasser desselben ist der jüngere Herr von Moser. Er ist ein Freund der Tugend und der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, er hat sich daher vorgenommen, die kleinen Tyrannen unter Fürsten und Ministern zu bestrafen, und zugleich einen Grundriß von der Einrichtung einer vernünftigen Landesregierung zu geben.

Sein Buch bestehet aus zerstreuten Gedanken, die aber eine gewisse versteckte Verbindung

R 2

bindung

* Der Herr und der Diener geschildert, mit patriotischer Freyheit, bey Raspe, in 8vo.

Bindung haben, und daher unter sechs Haupttitel eingetheilet sind. Ihnen diese herzusetzen und die besondere Absichten des Verfassers weitläufig zu erörtern, würde unnöthig seyn. Lieber will ich Ihnen einige Stellen, die mir vorzüglich in die Augen gefallen sind, hersehen, und Ihnen das übrige in dem Buche selbst zu lesen überlassen, welches Sie, da Sie die Carte der Höfe, und sonderlich der kleinern deutschen Höfe kennen, gewiß nicht gereuen wird.

Wann die großen Herren wüßten, heißt es S. 21. wie leicht es Ihnen wird, die Herzen der Menschen zu gewinnen, sie würden noch ungemein viel mehr Gutes thun, sie, deren schmachtbares Vorrecht es ist, alle die Mittel in sich beyzusammen zu haben, um unter die übrige unzählbare Menge Menschen, gegen welche sie nur eine kleine Familie anzmachen, Freude, Bönne, Vergnügen und Ueberfluß auszubreiten.

Ja gewiß, wir geben ihnen den Vortheil in die Hand, der ihnen zu einem starken Antriebe

triebe tugendhafter und löblicher Handlungen dienen könnte. Wir Unterthanen sind nur allzugeneigt, das Beste von ihnen zu glauben, wir bedecken und entschuldigen gern ihre Fehler, wir achten und schätzen ihre gute Eigenschaften gern aufs höchste, wie leicht ist es ihnen, vor tugendhaft, gerecht großmüthig und menschenliebend gepriesen zu werden; ein Herr darf nur nicht offenbar ruchlos, lästerhaft, grausam, geizig, und mürrisch seyn; so hat er sein Lob weg; er muß es sehr arg treiben, bis sein Name stinkend wird vor seinem Volke. Uebernehmen ihn menschliche Schwachheiten, geht es bis zur Ausschweifung, wozu ihm die Schranken so leicht geöffnet sind, kaum darf er Spuren der Reue blicken lassen; so ist schon alles wieder gut, vergeben und vergessen; um ein gutes herzliches Wörtgen, giebt der Unterthan den Sparpfennig her, welchen er seiner Wittve und Kindern zu hinterlegen sich vorgenommen hatte, ein freundlicher Blick, ein gnädiges Achseklöpfen, belebet den alten Vater, der sich in dem Joch der Geschäfte grau gedienet hat.

S. 73. Alle Regenten prangen in dem Prädicate selbstregierender Herren; sie sind es aber so wenig, alle, als wenig alle, so im Harnische gemaleet werden, Helden sind.

Es ist wohl eine der nothwendigsten Pflichten gegen sich selbst, und eine grosse Wohlthat von Gott, zu erfahren, und überzeugt zu werden: welches die eigentliche Bestimmung sey, wozu man in die Welt gesetzt, und mit den nöthigen Gaben und Fähigkeiten, dazu von Gott ausersehen worden. Wie viele lächerliche Ausschweifungen und Thorheiten würden auf diese Weise unterbleiben? Die Großen scheinen von dieser Pflicht freygesprachen zu seyn, denn der zum König und Fürsten geborenen ist, bringt die Bestimmung seiner ganzen künftigen Lebenszeit schon mit sich, es sey nun, daß er sich in die Welt schicke, oder die Welt in ihn, wie jedes das andere findt. Im Grunde aber ist diese Art der Selbsterkenntniß, wirklich eine auch die Majestäten und Durchlauchtigkeiten umfassende allgemeine Pflicht. Sollt ein Regent, welcher durch tägliche Proben von sich über:

überzeugt ist, daß er die zu würdiger Führung seines Regiments erforderliche Einsichten und Weite des Verstandes nicht besitze, nicht verbunden seyn, diesen Mangel durch eine desto willigere Befolgung des Rathes seiner treu erachteten Diener zu ersetzen, als daß er einen Alexander, einen Ludwig XIV. einen Friedrich den Grossen, lächerlicher Weise copiren will.

Gewiß würde sich derjenige schlecht anempfehlen, der seinem gnädigsten Herrn das wohlverdiente Epitaphium setzen wollte, womit ein alter deutscher Dichter den Seligen besungen hat;

Derselbig führt zwar keine Pracht,
 Blieb bey der gewöhnlichen Tracht,
 Aber seine unterthane Leut
 Waren seiner wenig erfreut:
 Er hörte nicht ihr Noth und Klagen,
 Wartet sein Weydwerk und Jagen,
 Sieng Caninchen, Hasen und Reh,
 Und sonst viel andre Wildpreit meh:
 Als wär er um ein grosses Geld
 Für einen Jägermeister bestellt,

**Oder mit Nebucadnezar
Verdammet zu der Bestien Schaar
Und nicht gesetzt zum Landesherrn,
Sein Leut zu regieren mit Ehrn,
Zu besördern Gericht und Recht
Zu schützen den Herrn und Knecht.**

Mache deine Rechnung, oder sie macht sich selbst; heißt es bey einem Privathaushalter, und so mag es auch mit Recht von einem Fürsten heißen, der des ganzen Landes vornehmster Hausvater ist. *

Mancher Herr muß sich seine ganze Regierungzeit hindurch, elend behelfen, er wird seines Lebens nie recht froh, er muß zu tausend Niederträchtigkeiten seinen Namen und Unterschrift hergeben, er kann auf keine Ordnung und Verbesserung denken, weil er weiß, daß seine treueste Diener Betrüger sind, die er darum angenommen und befördert hat, weil sie alles das blindlings thun, dessen bloße Zumutung ein ehrlicher Mensch sich schämen würde. Er tröstet sich seines kümmerlichen Lebens damit: Wann es nur hält,

* H. Gr. Tesin Be. II. Tb. p. 305.

hätt, so lang ich lebe; und mit diesen schlechten Gedanken behilft er sich noch zehn und mehr Jahre, bis an das Ende seines elenden, und ruhmlosen Lebens, er, der glücklich und reich hätte leben können, wenn er beym Antritt seiner Regierung sich nur einige wenige Jahre hätte einschränken wollen.

Der nach diesem kommt, findet die Zerrüttung so groß, daß ihm graut, an eine Verbesserung nur zu gedenken. So geht es vollends fort, und auf einen Generalbankquerout los. K. Ludwig XIV. machte ihn durch seinen Tod, unsere Deutsche Herrn machen ihn beym Reichshofrath, und denen die letzte Lebensäfte vollends aussaugenden Kayserl. Debitcommissionen.

S. 269. Der große Colbert ließ einstmals die vornehmste Handelsleute von Paris, und einigen benachbarten Orten zu sich kommen, um sich mit ihnen über die Verbesserungsmittel der Handlungen zu berathschlagen. Keiner getraute sich zu reden, jeder wartete, bis der andere anfangen würde.

würde. Der Minister fiel endlich vor Unmuth aus: Seyd ihr denn alle stumm! O nein! erwiderte ein kluger Kaufmann von Orleans, wir fürchten aber alle, Ew. Gnaden zu beleidigen, wann uns ein Ihnen mißfälliges Wort entführe. Colbert versetzte darauf: Sprecht nur ganz frey, ich werde den für den treuesten Diener des Königs, und für meinen besten Freund halten, der am freymüthigsten sprechen wird. Hazon, der Kaufmann von Orleans, fieng darauf an: Weil Ew. Gnaden es uns befehlen, und uns versprechen, das gut zu halten, was wir Ihnen vorzustellen die Ehre haben werden; so muß ich frey heraus bekennen, daß, als sie Minister geworden, der Karren auf der einen Seite gelegen, und Sie haben ihn nur aufgehoben, um ihn auf die andere Seite umzuwenden. Colbert voll Jener fuhr ihn an: Wie? was schwagt ihr, mein Freund? Hazon antwortete ihm ganz gelassen: Ich bitte Ew. Gnaden unterthänigst um Vergebung, daß ich so thöricht gewesen, mich auf Ihr Versprechen zu verlassen, ich werde kein Wort weiter reden.

Der

Der Minister befohl den andern zu sprechen, aber vergebens; und die Conferenz hatte damit ein Ende *.

G. 83. Welch geliebte und erwartete Personen seynd die Erbprinzen! * Die natürliche Liebe zu Veränderungen; die Hoffnung besserer Zeiten, trägt einen jeden (die Väter der jetzigen werden wissen, ob es ihnen nicht eben so ergangen) mit seidenen Händen auf den erledigten Regentenstuhl. Wohl dem, der sich nicht darneben setzt, und groß ist der, welcher ihn ganz ausfüllt.

Alles wartet nun auf das so lang verhoffte Besserwerden, und versprochene Bessermachen. In die neue Uhr kommen auch neue Räder; nun wird sie richtiger gehen.

Was ist aber das Ende dieser magnifiquen Hoffnungen. Gemeiniglich dieses:
Man

* *Memor. d'Amelot* T. II. p. 101.

* *Un Dauphin de France, n'a jamais tort aux yeux du peuple. Mem. de MAINTENON, T. IV. p. 157.*

Man setzt die Reformation nur in einer
 Rache gegen ein oder andere Personen, läßt
 aber die Fehler der Verfassung ungeändert.
 Es bleiben eben dieselbe Gebrechen, es wer-
 den nur andere Scenen von andern Perso-
 nen aufgeführt; oder man unterläßt eine an
 sich gute Sache um des Mißbrauchs willen,
 der dabey untergelaufen; oder man schüttet
 das Kind mit dem Bad aus, macht den
 Schaden gröffer als er ist, um nur sein
 Verdienst dabey zu vergrößern, nach Art
 der Aerzte, die eine Wunde lang offen hal-
 ten, um die Ehre einer beschwerlichen Cur
 davon zu tragen.

Der Erbprinz eines sichern Hofes bemerkte
 aus seinen Zimmern die öftere nächtliche
 Abschleppung aus dem Hofkeller, er eiferte
 dagegen aber vergebens. Sein Favorit
 machte ihm glaublich, der ganze Fehler
 käme daher, weil kein Oberschenk am Hofe
 sey; der junge Herr kommt zur Regierung,
 unter den ersten Veränderungen erscheint
 auch der Oberschenk, wozu wohlbedächtiglich
 ein

ein Mann gewählt wurde, der von Natur den Wein nicht vertragen konnte. Es wurde ihm eine Besoldung von 1600 Gulden, freye Tafel, und Gourage auf zwei Pferde ausgemessen; ein Junker schlägt nicht leicht dem andern was ab, wann es nur über des Herrn Beutel geht, man holte nun den Wein nicht mehr des Nachts, sondern der Herr Oberschenk gab dazu Billets am Tage. Diese Verbesserung kostete den Herrn des Jahrs über 5000 Gulden, anstatt sonst etwa vor 500 Unterschleiss geschehen seyn mochte.

S. 227. Ein alter Graf von Ostfriesland wurde von seinen Landständen zur Rede gestellt, daß er so viele Ausländer in Dienst brächte, mit Bitte: Ihre Gnaden möchten doch inskünftige mit ihren eigenen Ochsen pflügen. Der Graf antwortete aber darauf: Ihre Hochgräfliche Gnaden brauchten keine Ochsen zu Dienern. So ist es auch in der That, und dies giebt den gerechtesten Ausschlag: Wo in einem Lande eine

zu

zu Besetzung der Dienste hinreichende Anzahl von gleichbrauchbaren, verdienten und wackern Männern vorhanden ist: so ist es eine Schuldigkeit und Billigkeit, selbige Ausländern vorzuziehen; wann aber ein Herr zu wenig rathsfähige Menschen in seinem eigenen Lande hat; so thut er ohnmaßgeblich wohl, keine Dörsenregierung anzulegen, sondern die beste Männer, so er aus der Fremde nur immer bekommen kann, wann sie auch theuer im Ankauf stehen, zu Hülfe zu nehmen.

S. 144. Es ist zwar ein dem menschlichen Herzen sehr gewöhnlicher Wunsch, das jedes gerne grösser seyn möchte, als es wirklich ist, man kann auch dieser angebohrnen Schwachheit vieles nachsehen, so lang es nicht auf Thorheiten hinausläuft. Dann wann z. E. der Kaiserin Königin, und des Königs in Preussen Majestäten, sich im Angesicht der Welt sagen, daß sie einander an Macht und Stärke gleich seyen; so reden sie raus
der

der bekantesten und anständigen Sprache der Mächtigen auf Erden: Wann aber Ihro Erlaucht zu * * eben diesen Ausdruck von sich in Vergleichung gegen ihren Bettern gebrauchen; so möchte dem gelassensten Menschen die Geduld ausgehen, wann er den Monarchen von 6 oder 8 Dörfern von Macht sprechen hört, der stolz als ein Held ist, wann er einen armen Bauern um einen Gulden Strafe belisten kann.

Wann Ludewig XIV. ein Versailles, und sein Nachfolger ein Belvedere baut, wann der Garten und die Wasserkünste zu Herrenhausen Tonnem Goldes kosten, wann aus dem alten Hause zu Potsdam ein königliches Schloß hervorsteigt; so verwundert sich niemand darüber, der Herr (heißt es) hats ja. Ja wohl hat ers. Wann aber so viele ungebraute Häuser kleinerer Herren in Deutschland gefunden werden; so sagt der einfältigste Mann im Lande: Mein Herr hats so groß angefangen.

Ich

~~_____~~

Ich höre, daß diese Schrift dem Herrn
von Moser sogar Verfolgungen zugezo-
gen hat, ein, fast unlängbarer Beweis,
daß Wahrheiten darinn seyn müssen.

Re.

~~_____~~

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XI. Den 13. März 1760.

Neun und achtzigster Brief.

Das große Geheimniß unsers Ph. ist endlich an den Tag gekommen. Der gute Mann! Wir fiengen bereits an, einiges Mißtrauen in ihn zu setzen. Die geheimnißvolle Sorgfalt, mit welcher er die Briefe von und nach Altona, so wie einige andere Schriften, vor uns verbarg, ließ uns besorgen, er möchte sich, wer weiß wozu, haben verführen lassen. Nunmehr können wir ruhig seyn. Ph. ist (wer hat sich so was können träumen lassen?) ein geheimes Mitglied einer unsichtbaren metaphysischen Gesellschaft, die im Hollsteinischen ihren Sitz hat. Das war sein geheimer Briefwechsel, und die Schriften, die er nicht wollte sehen lassen, sind gedruckte Sachen eben derselben fünfter Theil. 2. Ges.

Gesellschaft, davon nunmehr einige bekannter geworden sind. Hier ist ihr erster Versuch, mit welchem sie vor der Welt erscheint. Der Titel * scheint neben dem Tiefsinnigen, auch viel Lustiges zu versprechen. Schade, Dreyer, und Gottsched sind die Personen dieses Lustspiels, und in der Welt hätte sich kein schönerer Contrast zusammen finden können.

Was
* Einleitung in die höhere Weltweisheit, der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften erster Versuch, oder erstes Stück, mit einer sehr merkwürdigen Zueignungsschrift an Ihro Königl. Majestät zu Dänemark, Norwegen, ic. ic. nebst einem Anhang von den böshaftern Bemühungen des Secretär Dreyers zu Hamburg; den Fortgang dieser Gesellschaft, und das ihr zum Nutzen verliehene Privilegium auf die Altonaische Staats- und gelehrte Neuigkeiten, zu unterdrücken; wie auch eine schuldige Ehrenrettung des Prof. Gottscheds, wider das böshafte Angeben, als wenn er Urheber von dem Optimisme oder des Candide wäre; aufs neue herausgegeben und verbessert, durch Georg Schade, Königl. Ober- und Landgerichts Advocaten. Altona, gedruckt und zu bekommen in der Königl. privilegirten Schwadischen Buchdruckerey, 1762.

„Was ist aber der Zweck dieser Gesellschaft?
 dürften Sie hier mit den Freunden des Reis-
 senden beym Lichtwehr fragen: „Besorgen
 „sie die Wohlfarth der Gemeinde? — —
 „Suchen sie der Weissen Stein? — Oder
 „wollen sie vielleicht des Zirkels Vierung fin-
 „den?“ Das ist es alles nicht, sie spielen;
 antwortete der Reisende in der Fabel. Ich
 aber kann Ihnen nicht also antworten, denn
 mir scheint diese Gesellschaft alles dieses,
 und noch weit wichtigere Dinge leisten zu
 wollen. Sie verspricht aus der Lehre von
 den einfachen Substanzen in der Natur,
 „alle Wirkungen und Erscheinungen,
 „welche bey den zusammengesetzten Dingen
 „oder Körpern der Natur, ingleichen bey
 „den Seelen und Geistern in der Welt wahr-
 „genommen werden, in einer systematischen
 „Ordnung herzuweisen, und in die Form einer
 „ordentlichen Wissenschaft, die sie die höhere
 „Weltweisheit nennet, zu bringen, und das
 „durch eines Theils, die Geisterlehre und
 „natürliche Gottesgelahrtheit, nebst den
 „davon abhängenden, zur zeitlichen und ewi-
 „gen Glückseligkeit der Geister gereichen den

§ 2

„mora

„moralischen Disciplinen: andern Theils
 „aber die Naturlehre, Chymie, und
 „Mathematik, von welchen die Medicin,
 „Oekonomie, ingleichen alle Manufaktur-
 „ren und Künste, die zur Gesundheit des
 „Leibes, und zur Verbesserung unsers äusser-
 „lichen Zustandes etwas beitragen, dependi-
 „ren, zu verbessern, und in ein heileres und
 „ungezweifeltes Licht zu setzen.“ Und dieses
 alles durch die Lehre von den Monaden!

Sie erstaunen über diese ungeheueren Ver-
 sprechungen, und sind vielleicht fleingläubig
 genug, an der Erfüllung derselben zu zweifeln?
 Ich nicht! Ich kann mir unmöglich
 vorstellen, daß Leute, die sich Weltweise nen-
 nen, es mit der Welt so machen würden,
 wie jener, der zu London öffentlich mit
 Leib und Leben in eine Boutheille zu kriechen
 versprach; und am dazu bestimmten Tage
 unsichtbar ward. Schade mag entweder,
 wie einige wollen, überall der einzige Ver-
 sprecher in der Gesellschaft seyn, oder, wie
 ich vielmehr glaube, der einzige, der, als
 Sekretär der Gesellschaft, sich zu nennen,
 für

für gut befinden: so hat die Welt doch wenigstens einen Gewährsmann, den sie dafür ansehen kann, und der nicht so leicht verschwinden wird, als ein englischer Bouteillenfriecher.

Und was für Gründe haben Sie auch in die Aufrichtigkeit, oder in das Vermögen der Gesellschaft ein Mißtrauen zu setzen? Sie hat nicht bloße Versprechungen gethan; die Erfüllung derselben hat schon ihren Anfang genommen. Hören Sie, was die Gesellschaft von ihrem ersten Versuche saget. Nach einer Anrufung an die Mitglieder, heißt es: „Es erscheinen im gegenwärtigen ersten Stücke der höhern Weltweisheit, grosse Wahrheiten in einer geringen und einfältigen Gestalt. Dasjenige, womit die größten Köpfe seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, ja wir dürfen sagen, seit der Erschaffung der Welt, sich beschäftigt get, und das unter die größte Geheimnisse der Natur mit Recht gehalten worden, findet sich hier auf eine simple Art aufgedeckt.“ Schämen Sie sich nun nicht, solche Leute

in Verdacht gehabt zu haben? So widersinnig und lächerlich Ihnen auch monadologische Verbesserungen in der Oekonomie und Medicin, in Manufakturen und Künsten, u. s. w. vorkommen mögen; so müssen Sie doch solchen Leuten alles zutrauen, die dasjenige, womit sich die größten Köpfe seit Erschaffung der Welt beschäftigen, auf eine simple Art aufzudecken wissen.

Als eine Nebenabsicht setzt sich die Gesellschaft vor, „daß zeitliche Glück ihrer Mitglieder, die sich durch diese Erkenntniß geschießt gemacht, die Glückseligkeit ihrer Nebenmenschen zu befördern, auf eine oder andere Art, entweder durch eine so viel mögliche Forthelfung zu Bedienungen, oder durch Gelegenheit zu einem sich für sie schickenden Gewerbe, auf einen festen Fuß zu setzen.“

Nichts wird leichter seyn als dieses, denn die Gesellschaft wird ja alle Gewerbe und Handthierungen, die nur möglich sind, auf einen bessern Fuß setzen, indem ihre theoretische

nische Schriften, wie sie sagt; einen großen Einfluß, nicht allein auf alle Oekonomie, „Commerz: Cammeral: und Kriegswissenschaften, sondern auch auf die natürliche „Gottesgelahrtheit, Jurisprudenz und Regierungskunst, als welches doch die reellsten „und nützlichsten Wissenschaften auf der Welt „sind, haben sollen.“

— — — Sapiens operis sic optimus omnia
Est opifex solus, sic rex.

Herr Schade hat sich zu diesem Endzwecke ein Privilegium, eine Buchdruckerey, und eine Zeitungsexpeditio ausgebeten, und von jedem Mitgliede bey dem Eintritte in die Gesellschaft, zur Bestreitung der schweren Kosten, 7 oder 8 Thaler Dänisch Geld bezahlen lassen. Man will versichern, daß die Anzahl der Mitglieder schon auf einige Tausend angewachsen seyn soll. Nun klage man noch ferner über den Verfall der Metaphysik in Deutschland!

Wollen Sie dem Herrn Sekretär der Gesellschaft einen Species Dukaten, nebst der Anzeige Ihrer Adresse postfrey übersenden;

den: so können Sie folgende fünf Stücke dafür bekommen:

„1) Nachricht von der Gesellschaft, mit
„den Anhängen von 1753 und 1754, nebst
„neuen Einrichtung von 1756.

„2) Das erste Stück von der höhern
„Weltweisheit, voll tiefsinniger Betrachtun-
„gen, aus der tiefsten Metaphysik und Na-
„turfunde.

„3) Das zweyte Stück aus der höhern
„Weltweisheit.

„4) Eine umständliche historische Nachricht
„vom Anfange, Wachsthum, Hindernissen,
„und nunmehrigen Fortgange und Nutzen
„dieser, zur Verbesserung der höhern Natur-
„und Geisterlehre, errichteten Gesellschaft,
„bis aufs 1757te Jahr.

„5) Ein Vorbereitungstheil zur höhern Na-
„turlehre, oder zum dritten Stücke der hö-
„hern Weltweisheit, worinn der wahre Nut-
„zen der Monadologie in der Naturlehre
„und Chymie gezeigt wird.“

In dem dritten Stücke der höhern Welt-
weisheit, oder der tiefsten Metaphysik, sollen
die

die echten Geheimnisse erst kommen, und dieses Stück soll auch einzig und allein den Mitgliedern der Gesellschaft geweiht seyn, Wir armen Layen werden nichts davon erfahren.

Sie werden bemerkt haben, daß die Gesellschaft alle Künste und Wissenschaften durch die Monadologie zu verbessern verspricht, bloß die schönen Wissenschaften ausgenommen, denen sie nicht die geringste Hofnung zu machen scheint. Ja sie hat, allem Ansehen nach, diesen niedrigen Wissenschaften den völligen Untergang geschworen. In der sehr merkwürdigen Zueignungsschrift, wie sie Herr Sch. nennet, bekommen die bloß witzigen und sinnlichen Leute, denen die hohe Erkenntnißart der Gesellschaft undurchbringlich und unbegreiflich ist, ihre verdiente Abfertigung. „Unser jetziges Jahrhundert, heißt es unter andern, „zeuget einen solchen „Ueberfluß an dergleichen vermeinten schönen „Geistern, daß es, wie in der mehrbemeldeten historischen Nachricht vom Jahre 1757 „umständlich dargethan worden, sehr zu be-

„fürchten sehet, daß dieselben gar bald die
 „Welt ganz unvermuthet, unter dem Namen
 „von schönen Wissenschaften, in die tiefste
 „Barbarey und Unwissenheit hinein stürzen
 „werde.“

Μάντι κακόν, — — — — —

Αἰεὶ τοὶ τὰ κακὰ ἐστὶ φίλα φρονὶ μαντεύεσθαι.

Ἐξάδον δ' ἄλλ' τι πῶς εἶπας ἔπος, εἰδ' ἐτέλεσσας.

Sie können sich leichtlich einbilden, daß diese Verbitterung wider die schönen Wissenschaften, durch die Handel, die Herr Schade mit dem Sekretär Dreyer gehabt, auf's höchste gestiegen seyn muß. Nun ist keine Erbarmung mehr zu hoffen. Der böse Dreyer hat die Gesellschaft um die Zeitungen gebracht, in welchen sie ihren Mitgliedern, neben den Staatsnenigkeiten, ihre Entdeckungen und fernern Anstalten hat mittheilen wollen; und Dreyer ist ein schöner Geist!

3.

Neun-

Neunzigster Brief.

Ich fürchte, ich muß auch etwas vom schönen Geiste weg haben. Sie wissen, daß Leibniz, Wolf, und Baumgarten mein täglicher Umgang sind, und daß ich die Lehre von den Monaden für die vernünftigste Hypothese in der Metaphysik halte; aber die Schadischen Lehren aus der höhern Weltweisheit sind mir gar zu hoch, gar zu undurchdringlich. Ohne Umschweif! Dem Verfasser dieses ersten Versuchs fehlet meines Erachtens, so viel zum Verbesserer der Monadologie, daß er das Bekannte und Ausgemachte in derselben nicht einmal richtig vorträgt. Man braucht nur das erste das beste Lehrbuch aus der Leibnizischen Schule aufzuschlagen, um zu sehen, wie wenig Herr Schade von den einfachen Substanzen in dem Sinne des Erfinders philosophirt, wie fehlerhaft seine Erklärungen, wie unbündig seine Beweise, und wie ungereimt die Zusätze sind, mit welcher er die Theorie von den Monaden bereichert hat.

Sie

Sie haben vermuthlich weder Muth noch Lust, sich jetzt mit mir in die Subtilitäten der Metaphysik einzulassen, und ich will auch nicht sehr in Sie dringen. Wenn Sie bey Gelegenheit Ihre Geduld üben wollen; so lesen Sie die Schadesche Schrift selber. Mehr brauchen Sie nicht, um überführt zu seyn, daß ich nicht für die lange Weile tadle.

Doch ich kann ihnen dieses mit wenigem zeigen. Nach einigen Proben von der Denkart des Herrn Schade, werden Sie sich schon ungefähr einen Begriff von seiner ganzen Philosophie machen können.

§. 29. wird behauptet, daß keine Wirkung oder Absicht (dieses sind dem Herrn Verfasser gleichbedeutende Worte. s. §. 4.) hervorgebracht werden kann, ohne eine dunkle, flate, oder deutliche Vorstellung. „Wir wollen dieses, heißt es, durch ein fühlbares Exempel aus der Natur erläutern, wo nicht gar völlig bekannt ist. Es ist bestimmet, daß in einem bestimmten Zimmer, in welchem das Licht durch eine kleine gläserne Linse, oder ein enges Loch fällt, welches

„daß man sonst *Cameram obscuram* nennet,
 „alle Sachen, von welchen Strahlen oder
 „Wirkungen des Lichts auf das Glas fallen
 „können, in einer gewissen Welt von dem
 „Glas, oder von dem Loche, auf das aller-
 „deutlichste, jedoch umgekehrt, vorgestellt
 „werden, und zwar mit ihren natürlichen
 „Farben, Bewegungen und übrigen Verhält-
 „nissen. Gesezt nun, daß in der mittelsten
 „Monade der Linse nicht alle und jede
 „Strahlen oder Wirkung von jedem Punkt
 „oder Monade der außerhalb der *Camerae*
 „obscuræ seyenden Sachen zusammen träfen,
 „und darin concentrirt oder abgebildet, und
 „in eben derselben Lage vorgestellt würden,
 „wie sie außerhalb der Linse in den Sachen
 „selbst sich befinden; so würden sie gewiß
 „nicht wieder fortgepflanzt werden können,
 „mithin sich auch nicht auf der hintersten
 „Wand präsentiren. Hätte also die mittelste
 „Monade der Linse, keine Vorstellungskraft
 „gehabt; so würde sie weder jemalen im
 „Stande gewesen seyn, alle Strahlen und
 „darinn enthaltene Wirkungen der äußerli-
 „chen Dinge in sich existiren zu lassen, noch
 „sich

„sich hemmen, eben dieselbe Wirkungen
 „in den nächst um ihn seyenden Monaden
 „gleichfalls zur Existenz zu bringen, damit
 „sie dieselbe in geraden Linien von Monaden
 „bis an die hinterste Wand des dunkeln Zim-
 „mers fortpflanzen könnten, folglich würde
 „auch auf solchen Fall keine Repräsentation
 „oder Vorstellung der äußerlichen Dinge auf
 „der hintersten Wand erfolgen, sondern eine
 „vollkommene Finsterniß da seyn. Sollen
 „also alle diese Wirkungen, dergleichen wir
 „doch alle Tage in den Augen aller lebendigen
 „Geschöpfe, als welche inßgesamt derglei-
 „chen verfinsterten Zimmern gleichen, wahr-
 „nehmen, erfolgen; so muß nothwendig die
 „mittelste Monade der Linse in der Camera
 „obscura und in der krystallinen Feuchtigkeit
 „des Auges mit einer Vorstellungskraft be-
 „gabt seyn, wodurch sie die Wirkungen der
 „äußerlichen Dinge aufnehmen, und weiter
 „fortpflanzen können, ob sie gleich derselben
 „nicht bewußt ist.“

Nun dies war das Exempel, welches die
 Sache erläutern, wo nicht gar beweisen
 sollte. Hat man je eine plumpere Anwen-
 dung

dung der Metaphysik auf die Erscheinungen
 der Natur gesehen? Was für Begriffe! —
 Und was für einen Vorschmack giebt uns
 Herr Schade hier, von seiner durch die Mo-
 nadologie verbesserten Dioptrik. Lauter fin-
 derleichte und kurze Erklärungen! Kürzer
 kann man unmöglich wegkommen. Die Lehre
 von der Strahlenbrechung, vom Brennpunkte
 der beyden converen Seiten, und tausend an-
 dere Kleinigkeiten, mit welchen sich die größ-
 ten Köpfe seit Wiederherstellung der Wis-
 senschaften, ja man kann sagen, seit Er-
 schaffung der Welt beschäftigt haben,
 sind nunmehr überflüssig worden. Die hö-
 here Philosophie hat einen kürzern Weg ge-
 funden. In der Mitte der Linze sitzt eine
 Monade, die die ankommenden Bilder der
 äußern Gegenstände aufnimmt, und weiter
 besorgt. Die Strahlen versammeln sich nicht
 durch die Brechung im Brennpunkte, son-
 dern sie gehen in einer geraden Linie den
 nächsten Weg, von der mittelsten Monade,
 die sie schon in ein Bild concentrirt hat, bis
 auf die hinterste Wand. O die tiefe grundlose
 Weisheit!

Herr

Herr Schade beweiset aus eben dem Exempel noch einen andern Satz, daß nämlich, die Elemente des Raums (die er, die allerunterste Classe der Monaden nennet, weil sie wenig Kraft besitzen, indem sie gar nicht zusammenhängen, sondern nur aufeinander der nebeneinander seyn können) eine Vorstellungskraft haben müssen. „Denn, sagt er, in einer Camera obscura erfolgen alle oben beschriebene Abbildungen eben so, wenn gleich die Strahlen, oder die Wirkung der Sonne nicht eine gläserne Linse, sondern nur bloß durch ein kleines Loch gelassen wird, welches nicht geschehen würde, dafern die mittelste Monade des Raums im Loch nicht eben so wohl, als die mittelste Monade der Linse eine Vorstellungskraft hätte.“ Muß man nicht in der Hölle des Trophoniuss gewesen seyn, um sich hier des Lachens enthalten zu können?

Der Beschluß künftig.

Briefe,

die neueste Litteratur betreffend.

XII. Den 20. März 1760.

Beschluß des neunzigsten Briefes.

Ich brauche Ihnen beynahe nichts mehr von der Schadischen Philosophie zu sagen, denn sie scheint in den angeführten Stellen ziemlich durch. Sie haben es gewiß schon gemerkt, daß Herr Schade seinen einfachen Substanzen wirkliche Gegenden plagas, wann Ihnen das deutsche Wort nicht deutlich genug ist, zuschreibet, daß er sie in der Reihe neben einander stellet, um Linien zu formiren. — Ja er nennet sie (S. 14) die kleinsten Theile des Körpers, und weigert sich gar nicht, ihnen eine örtliche Bewegung beizulegen. Die Seele selbst, meint er (S. 58), müsse sich mit dem Körper fortbewegen wie wir solches in der täglichen Erfahrung sehen.

Sünster Theil.

M

Bey

Bei einer solchen Verwirrung, der ersten Begriffe, die jedermann von einfachen Substanzen hat, sagt Herr Sch. noch, er lege das alles zum Grunde, was andere vor ihm von der Natur der Monaden bewiesen haben!

Was dünkt Ihnen, wie ein ächter Leibnitianer folgende Erklärung von der Kraft der Trägheit aufnehmen würde? „Ein jedes einfaches Ding, heißt es (§. 52.), woraus das „universum bestehet, ist mit der Kraft, nach „allen Gegenden gleich stark zu wirken, und „seine Bemühung oder Absicht hervorzubringen, versehen. Eine gleich starke Bemühung nach allen Seiten, verursacht ein „Gleichgewicht, oder eine Ruhe. Folglich „muß jedes einfache Ding mit einem Vermögen begabt seyn, an seinem Orte zu bleiben, und nicht ohne zulänglichen Trieb sich „aus der Ruhe in Bewegung setzen zu lassen. Dieses Bemühen, in der Ruhe zu „bleiben, ist es, was die Kraft der Trägheit (*vis inertiae*) genennet wird. „Wo wird der Leibnitianer mit seiner Wiederlegung den Anfang machen? So viel Worte, so viel Uns

Unrichtigkeiten! — Und gesetzt, man wollte dem Herrn Sch. alles durch die Finger sehen; so kann man ihm doch unmöglich das verzeihen, daß er mit den einfachen Substanzen so körperlich umgehet, und ihren Bemühungen Gegenden anweist, die sich einander gegenüber stehen, damit in gewissen Fällen ein Gleichgewicht oder eine Ruhe, und in andern eine Bewegung erfolge, heißt dieses nicht auf eine unverantwortliche Art mit Worten spielen? — Hätte Schade die Schriften der Leibnizianer mit Bedacht gelesen; so hätte er dieses alles nicht nöthig gehabt. Baumgärtner zeigt in seiner Metaphysik (§. 416.) ganz unverbesserlich, wie die Erscheinung im Zusammengesetzten, die man der Kraft der Trägheit zuschreibt, aus den Wirkungen der einfachen Dinge zu erklären sey.

Wie Herr Schade aber die Totalkörper und Weltgebäude aus Monaden zusammensetzt, mit welchen Monaden er den weiten Raum zwischen den Totalkörpern anfüllet, wie er die Centralkräfte, und die Bewegung um die Ase durch die Monaden erklärt;

das dürften Sie freylich aus den angeführten Stellen nicht errathen. Habe ich doch alles gelesen, was Schade von dieser Materie schreibt, und weiß Ihnen dennoch keinen Begriff davon zu machen? Fassen Sie also immer selber, oder vielmehr, seyn Sie ein Augenzeuge, wie eine Welt entstehet! Eine Menge von Monaden dränget sich um die allerstärkste einfache Substanz, die in der Mitte auf dem Throne sitzt; so entstehet ein Totalkörper! Sie wenden alle eine gleiche Bemühung an, sich dem Mittelpunkte zu nähern; daher wird der Körper kugelrund! Andere einfache Substanzen. (vermuthlich die von schlechterer Extraction sind,) müssen sich in einer gewissen Entfernung halten, und machen die Atmosphäre aus. Eine gewisse noch schlechtere Gattung von Monaden entfernen sich vom Mittelpunkte so weit sie können, und werden zum Aether. So wird Sie Herr Schade von Weltkörper auf Weltkörper, von System auf System führen, und Ihnen mit einer ihm gewöhnlichen Deutlichkeit zeigen

Ut his exordis permis
Omnia, & ipse tener mundi concreverit orbis.

Zur Veränderung können Sie auch die äußerste Himmelsluft durchstreichen, und all- da einen angenehmen Ort besuchen, den Herr Sch. die Aufhörung der Bewegung der bloß leidenden Substanzen, die Scheide, oder äußerste Grenze zwischen der Mög- lichkeit und Wirklichkeit nennet (S. 83). Nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie diese Grenze nicht überschreiten, sonst möchten Sie auf einmal aus einem wirklichen Dinge in ein Mögliches verwandelt werden. —

Mehr kann ich Ihnen von den Geheim- nissen dieser höhern Weltweisheit nicht verras- then. Vielleicht läßt sich Herr Ph. bewer- gen, Ihnen ein mehreres davon zu entde- cken; er, der ein wahrer Initiat dieser Ge- heimnisse zu seyn scheint. Ich begnüge mich für diesesmal, eine nähere Erklärung auf- zusuchen, von dem, was Herr Schade ein bloß leidendes ens simplex nennet. — Der Gedanken ist neu, und sollte manchem offens-

dar mit der Lehre von den Monaden zu streiten scheinen. Lassen Sie uns sehen, wie sich Herr Sch. darüber erklärt!

§. 110. heißt es: „Nach der generalen
 „Vorstellungskraft, welche die einfachen Dinge
 „von der ganzen Welt haben, nach dem
 „Punkt, wo sie sich darinn befinden, aus
 „welcher auch die vis inertiae, oder die Be-
 „mühung nach allen Seiten zu wollen ent-
 „steht, haben die einfachen Dinge kein spe-
 „ciales, sondern nur ein allgemeines Wol-
 „len, ohne Vorstellung einer besondern Ab-
 „sicht, oder speciellen Bemühung nach an-
 „dern Dingen, eine Absicht mit ihnen zugleich
 „auszuführen. Diejenige einfache Dinge,
 „welche nun diese allgemeine Vorstellungsk-
 „raft besitzen, und keine speciale Absicht sich
 „vorstellen, und derselben gemäß wirken
 „können, sind auch nicht geschickt, einen Kör-
 „per zu formiren. Denn, da sie keine spe-
 „ciell: Bemühung haben; so können sie auch
 „nicht vereinigt werden, um ein zusammen-
 „gesetztes Ding auszumachen. — — —
 „Diejenige einfachen Dinge, welche über die
 allge:

„allgemeine Vorstellung des Universi sich
 „eine besondere Absicht vorstellen, und derselben
 „selben gemäß wirken können, nennet man
 „Simplicia activa, dahingegen diejenige, welche
 „nichts mehr als die allgemeine Vorstellungskraft
 „besitzen, Simplicia passiva genennet werden. Aus der
 „ersten Art entstehen die besondern Körper, die
 „Totalkörper und Weltgebäude. Sie sind daher die
 „wahren Elemente der Körper; die andere Art aber
 „macht den wirklichen Raum aus, worinnen sich die
 „Totalkörper und die Systemata befinden, und unterhält
 „die Communication der Wirkungen in die Ferne. u. s. w.“ Ich
 „kann unmöglich ohne Widerwillen weiter schreiben.
 „Haben sich je in der Seele eines Träumenden
 „ungereimtere Begriffe zusammen gefunden? Einfache
 „Dinge, die eine allgemeine unbestimmte Kraft haben;
 „eine Bemühung nach allen Seiten zu wollen; Ein
 „allgemeines Wollen, ohne eine besondere Absicht;
 „Substanzen, die für sich nicht wirken, sondern
 „bloß die Wirkungen anderer in sich aufnehmen,
 „und weiter fortsetzen; Simplicia passiva, die
 „neben einander sind, ohne zusammen

sammen zu hängen, und wie Herr Sch. sich in der Folge ausdrückt, gleichsam ein großes Meer ausmachen, worinnen alle große Weltgebäude schwimmen, und in einander wirfen. — Solche Abenteuer will man der Welt für Weltweisheit verkaufen, dem eigentlichen Wortverstande nach verkaufen!

3.

Ein und neunzigster Brief.

Und was hat diese allgemeine Monadengesellschaft mit einer Staatszeitung machen wollen? fragen Sie. Wozu will sie sich mit Staats- und politischen Neuigkeiten bemengen; so lange sie noch die Kriegskunst und Politik nicht durch die Monadologie verbessert hat? — Dieses ist leicht zu beantworten. Herr Schade sagt, die Welt sey jetzt so begierig nach politischen Neuigkeiten, daß die Gesellschaft geglaubt hat, ihr bey dieser Gelegenheit in den gelehrten Artikeln auch manches aus der höhern Weltweisheit beyzubringen. Zudem würde diese die bequemste Gelegenheit gewesen seyn, die Correspondenz mit
den

den entfernten Mitgliedern zu befördern, und ihnen von den fernern Einrichtungen, Anhalten, und Entdeckungen der Gesellschaft, die schnelligsten Nachrichten mittheilen zu können. Zum Unglück ist die Zeitung in die Hände eines Dreyers gerathen, der sich um die Aufnahme der allgemeinen Gesellschaft nicht sehr zu bekümmern schien. Er schrieb wüthige Artikel aus dem Felde der schönen Wissenschaften, und weigerte sich die Weisheit und Tugend befördernden Aufsätze des Herrn Schade einzurücken. Nunmehr, da der Gesellschaft das Zeitungsprivilegium genommen worden, hat Herr Sch. einige von seinen Aufsätzen, der Einleitung in die höhere Weltweisheit angehängt.

In einem derselben verspricht Herr Schade im Namen der Gesellschaft, zum Nutzen des Publici alle zwey Monathe, eine auf das System der Gesellschaft sich gründende periodische Schrift herauszugeben. In der ersten soll gleich an der Spitze folgende Materie abgehandelt werden. „Die vernünftige Metempsychosis, als das wahre Innere

„der Natur, sowohl in dem Körper: als in
 „dem Geisterreiche. — Diese wichtige Wahr-
 „heit, sagt Herr Sch. ist das einzige Gesetz,
 „worauf die ganze höhere Naturlehre und
 „Chymie, die Verwandlung und natürliche
 „Abänderung der Metalle, nebst dem Ur-
 „sprung, Fortwachs, und der endlichen
 „Auflösung oder Tod aller und jeden na-
 „türlichen Körper zu einem bessern Leben,
 „von dem geringsten Mineralpunkte an,
 „bis zu dem Cherub, in allen Naturreichen
 „eines jeden großen Weltkörpers, und mit
 „einem Worte, alle Veränderungen in der
 „Natur einzig und allein beruhen.“ Und
 an einem andern Orte heißt es: „diese Ab-
 „handlung von der vernünftigen Seelen-
 „oder Archäenwanderung, ist in der Natur-
 „lehre, vornehmlich in der hermetischen, und
 „in der ordentlichen sowohl als höhern Chy-
 „mie, nicht weniger in der natürlichen Got-
 „tesgelehrsamkeit, und allen moralischen Dis-
 „ziplinen von gar großer Wichtigkeit.“ Sei-
 hen Sie wie sich die Absichten des Herrn Sch.
 nach und nach offenbaren? Ich betrüge mich
 sehr, oder er gehet mit einer Entdeckung
 schwan-

schwanger, die schlechtere Mineralmonaden in Goldmonaden zu veredeln. Diese muthmaßliche Absicht des Herrn Sch. streuet ein ganz besonderes Licht auf seine ganze Unternehmung, und nunmehr klärt sich mir verschiedenes in seinen Schriften auf, das mir vorhin ganz unbegreiflich war.

Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadis'schen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sey der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von B. unter dem Titel: *Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Mons. le Docteur Ralph*, im französischen herausgeben. Er, Herr G. aus L. habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. G. nach Paris geschickt, es sey aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, "wie die Herren Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften

ten

ten zu übersetzen pflegen. — Er verwundert sich über den Herrn von B. daß er ihm einen solchen Streich gespielt, da er, B. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm B. den Namen Doctor Ralph beygelegt, da ihm doch der Name G. bey nahe so gut bekannt seyn mußte, als sein eigener. "Jedoch setzt Herr G. hinzu, man kann ungefähr die Ursachen des Reides errathen, seitdem ich einer Gnade gewürdiget worden, von welcher nicht nur ganz Germanien spricht, sondern die auch in Frankreich hat bekannt werden müssen." Herr Gottsched, der selten Spaß versteht, besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide halten, "und einem Unschuldigen, wie er sich im Neuesten ausdrückt, solche groben Irrthümer, und satyrische Verwegenheit zuschreiben, davon ihm in seinem Leben nicht geträumet hat." Er machte gewaltigen Lärm in seinem Neuesten, schrieb auch deswegen an Schaden. Dieser schiebt die Schuld auf den Secretair Dreyer, und
 versu-

versichert, er habe die Schrift, Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade in bester Form, daß man dem Herrn Pr. Gottsched nothwendig für den Urheber besagten Briefes halten müsse: 1) aus dem Anfangsbuchstaben des Orts L.; 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens G.; 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Sr. Königl. Maj. in Preußen widerfahren, und endlich 4) aus dem vertrauten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß, wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heißen mögen?

Dem sey wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und Herr Schade demonstriert gar deutlich, daß Herr Gottsched unmöglich der Verfasser des Candide seyn könne. Ich dachte Gottsched hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünftiger wird in ihm den schalkhaften

haften Doctor Kalph suchen. Eher möchte ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung, als Gottsched für den Verfasser des Candide halten.

3.

N. S.

Ich kann diesen Brief unsers 3. unmöglich ohne einen kleinen Zusatz fortschicken. Der gute 3., sehe ich wohl, versteht von den Gottschedischen Autorstreichen eben so wenig als von der Schabischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Protestation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht sey, so gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus beweiset Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darinn vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das allerunsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völigem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl den närrischen italienischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles über-

überdrüssig geworden ist, der von den vorzüglichsten
 Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrile
 Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem ge-
 sunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht
 glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen
 eingeföhret worden, um ihn durch seinen eigenen
 Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Noth-
 wendig. Und doch betrügen wir uns alle, die wir
 dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erklä-
 ret ausdrücklich, in seinem *Sandlexico* der schö-
 nen Wissenschaften, daß es die pure laute Wahrheit
 seyn soll, was der närrische Italiäner sagt.
 Kann man das anders als eine authentische Erklä-
 rung, als eine Erklärung annehmen, die der Ver-
 fasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung
 am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nämlich
 unter dem Artikel Milton „Das verlohrene Para-
 dies hat unter den Deutschen so viele Bewunde-
 rer und Tadler gefunden, daß wir unsere Mei-
 nung nicht sagen, sondern nur die Worte eines
 auch unstreitig großen französischen Dichters (der
 aber auch gut Engländisch versteht) hieher setzen
 wollen. — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil
 des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschrei-
 ben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr
 Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So
 schreibt Herr von Voltaire in seinem *Optimis-
 me*.“ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der
 das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Vol-
 tairens

tairens Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procureur Noble Venicien! (Denn ich besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu seinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi Joannis Christophori Gottschedi P. P. Metaphysices ordinarij & Poëtes extraordinarij in Academia Lipsiensis. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort, ich weiß es eben so gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Litteratur betreffend, macht. *

* Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. II. von diesem Jahre.

G.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

XIII. Den 27. März 1760.

Zwey und neunzigster Brief.

Nichts gleicht dem Zorne eines schlechten Schriftstellers, den der Finger der Kritik gerührt hat. Er erhitzt sich, er schnaufet, die Zunge klebt ihm am Gaumen, die Haare stehen ihm zu Berge, erkennet sich selbst nicht mehr, er fährt auf, und schreyet gewaltig.

Quales mugitus, fugit cum saucius Aram

Taurus et incertam excussit Cervice Securim.

Sie kennen ihn doch, den Autorstier, der nun schon ein paarmal freymüthig herausgebrüllet hat, aber seines gewaltigen Schüttelns ohngeachtet, das Beiknicht hat los werden können, welches in der tiefen Wunde sitzt, und immer tiefer drückt, und hindert, daß sie nicht zuheilet. Ihm freilich muß dabey nicht gut zu Muthe seyn, das merkt man wohl, aber das Publicum wird dadurch sehr belustiget, und man möchte wohl, wie die Königin im Peter Squenz ausrufen: o lieber D. — brülle noch einmal!

Man sagt im Sprichworte: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen; dies sieht man auch in der gelehrten Welt. Es ist nicht genug, daß ein rascher Kritiker, den Stolz eines armen Schriftstellers

Jünfter Theil. N stellers

stellers demüthiget, und ihn bey der Welt in den Verdacht bringt, daß es mit seiner Gelehrsamkeit und mit seinem Schrifstellen schlecht bestellt sey, sondern der gute Autor wird noch dazu von jedermann ausgelacht, wann man die Verlegenheit merkt, worin er sich befindet, die sich durch die blinde Hitze, mit der er sich vertheidiget, nur allzusehr entdeckt, zumal, wenn er selbst unter seinem Poltern und Toben, hin und wieder die Fehler deutlich merken läßt, wegen welcher er sich vertheidigen will.

Izt habe ich eben einen solchen zornigen Schrifsteller vor mir, und ich sollte fast glauben, es wäre eben unser obiger verwundeter Stier. Verwundet ist er, daß merkt man an seinem Stossen und Schlagen, Brummen und Heulen: Denken sie einmal wozu er uns, uns, die wir an sie schreiben, in der Hitze seiner Erbitterung macht! Zu Juden, — ja wirklich zu Juden! Ganz recht! Dann:

Qui meprise Corin n'estime point son Roi

Et n'a selon Corin ni Dieu ni Foi ni Loi.

Da haben sie die grausame Wundergeschichte! Der Verfasser einer neuen Zeitung *, die, wann ich mich nicht sehr irre, mit der Schadis'schen Metaphysikexpedition in Verbindung steht, hat nach langem Forschen, endlich erfahren, daß wir Juden und Buchhändler sind, weil er aber beydes zugleich doch nicht so recht glauben will; so beweiset er — oder vielmehr, er sagt es uns auf den Kopf zu, daß wir wenigstens

Jus

* Hamburgische Anzeigen und Urtheile von gelehrten Sachen.

Juden seyn müssen, und vom Juden bis zum Buchhändler ist es nach der Rechnung eines bestimmten Autors nicht so gar weit.

Sie erinnern sich doch noch, was unser G. an der Lehrart des Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser der Welt kennen zu lernen, aussetzte*. Er sagte: „Wenn ein Vater unter dem Vorwande, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen, seinem Kinde, Jesum bloß als einen frommen und ganz heiligen Menschen vorstellen will; so heißt dies mit einem Worte, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann.“ Unpartheyische Kunstrichter haben angemerkt, daß diese in der That sehr natürliche Anmerkung, den Freunden der Religion angenehm seyn werde. Aber geben Sie Acht was unser ungenannter Widersacher sagt: „Wer könnte wohl eine so vernünftige Unterweisung in den Lehren des Christenthums mißbilligen, es müßte denn ein Jude oder ein verdeckter Freygeist seyn.“ Wer? fragt der Herr, könnte eine solche Unterweisung mißbilligen. Wer? —

„Ich bin dieser Wer! wird Herr G. ausrufen, und gewiß kein Jude, sondern selbst zum Glück für den Aufseher, ein sehr orthodox denkender Christ, denn wenn ich ein Jude wäre; so würde es lustig seyn, wenn mein Brief die Ueberschrift hätte:

N 2

Der

* Siehe dieser Briefe dritten Theil G. 58. 59.

„Die Göttliche Natur Jesu, vertheidiget von
 „einem Berliner Juden, gegen den Herrn Hof-
 „prediger Cramer in Copenhagen.“

Doch ich will Ihnen das ganze Blättchen beplegen:
 Einige Anmerkungen, die ich an den Rand geschrie-
 ben habe, können einigermaßen dienen, zu bemerken,
 wie wenig die entbrannte Hitze des V. ihm zugelassen
 hat, dasjenige wenigstens zu überdenken, dessen er
 uns gern beschuldigen wollte. Sie sind mir nur so
 beym Abschreiben entfahren, dann ein solcher Angriff
 ist einer ordentlichen Widerlegung nicht werth, da er
 bey Vernünftigen gewiß niemanden, als dem Angrei-
 fer selbst schaden kann. Vielleicht würde es von gu-
 tem Nutzen für denselben seyn, wenn er jederzeit, ehe
 er etwas wider die Briefe die neueste Litteratur be-
 treffend, niederschriebe, nach Herrmann Bremens
 Beispiele, die Zahlen von 1 bis 24 hersagen wollte.
 Re.

„Hamburg.

Wir sind unsern Lesern eine Nachricht von dem Ur-
 „theil schuldig, das in den Briefen über die neueste
 „Litteratur, und zwar im dritten Theile von dem
 „ersten Bande des Nordischen Aufseher's, gefällt ist.
 „Herr Cramer thut demselben zu viel Ehre an, wenn
 „er es eine Critik nennet. Es ist vielmehr ein Ma-
 „ster, wie man alle Griffe und Künste der unredlich-
 „sten Verläumdung anzubringen habe, wenn man dem
 „Publico eine schöne Schrift aus den Händen schwa-
 „zen

„zen will *. Raum hatten wir in der Nachricht von
 „unfern Anzeigen erklärt, daß unsere Absicht auch
 „dahin gieng, den Schriften, von welchen aus merk-
 „licher Partheylichkeit zu viel Gutes, oder zu viel
 „Böses gesagt wäre, Gerechtigkeit wiederfahren zu
 „lassen; so erhielten wir ein Schreiben, worin der
 „Nordische Aufseher gegen die oben genannten Briefe
 „vertheidigt wird. Wir würden es ganz einrücken,
 „wenn wir nicht zweifelten, daß es mit einigen dar-
 „in befindlichen Anekdoten seine Richtigkeit hätte. Es
 „wird uns nämlich darin gemeldet, daß die vier ersten
 „Bände der Bibliothek der schönen Wissenschaften,
 „und diese Briefe über die Litteratur einerley Verfaß-
 „ter hätten, daß an der Spitze dieser Leute, ein Ber-
 „liner Jude und ein Buchhändler stünden, und daß
 „ein sehr niedriger Bewegungsgrund sie aufgebracht
 „habe, den Aufseher, als ein höchst schlechtes Werk *
 „herunter zu sehen. Inzwischen, wenn auch beson-
 „ders das letztere nicht gegründet seyn sollte; so wer-

N 3

„den

* Wir haben den Aufseher keinem Leser aus den Händen
 schwagen wollen; wir haben ihm vielmehr Gerechtigkeit
 wiederfahren lassen, aber wir haben auch ohne Umstände
 gesagt, was uns daran mißfällt.

* Wir haben den Aufseher nie vor ein höchstschlechtes Werk
 ausgegeben, ob wir ihn gleich nicht gelobt haben, wie ein
 Klient seinen Patron lobt, hiezu gehöret nichts als die ur-
 alte deutsche Freyheit, seine Meynung ohne Umschweif zu
 sagen; niedre Bewegungsgründe bey jemanden zu vermut-
 hen, dessen Betragen gar keines geheimen Bewegungs-
 grundes bedarf, setzt eine Denkkunst voraus, die man
 wenigstens nicht erhaben nennen kann.

„den die Verfasser der Briefe nicht dabey gewinnen.
 „Es bleibt sodann nichts als ein unendlich mehr haf-
 „senswürdiger Grund übrig, aus welchem sich die
 „boshaftesten Verdrehungen, der in dem Nordischen
 „Aufseher befindlichen Stellen, und die mit einem
 „entscheidenden Tone, und der ungezogensten Art
 „vorgebrachten Schmähungen herleiten lassen. Von
 „beyden wollen wir aus dem Briefe unsers Freundes,
 „den wir mit beyden Schriften sorgfältig verglichen
 „haben, ein paar Exempel zum Beweise hersezen.
 „Denn alles anzuführen, würde für unsere Blätter
 „zu weiträufig seyn. Wir versichern aber, und wol-
 „len, wenn wir dazu genöthigt werden sollten, es um-
 „ständlicher darthun *, daß alles übrige, was wir über-
 „gehen müssen, von gleichem Schlage sey. Man weiß,
 „daß der Aufseher sich besonders angelegen seyn lasse,
 „zu zeigen, wie man Kinder, besonders junge und
 „korte Kinder, in den Wahrheiten der natürlichen und
 „groffenbarten Religion unterweisen müsse. Er will,
 „daß man dabey von dem Leichten und Begreiflichen,
 „zu dem Schweren fortgehe. Er rath an, ehe man
 „solchen Kindern die geheimnißvollen Lehren von der
 „persölichen Vereinigung der beyden Naturen in
 „Christo, und von seiner Genugthuung bekannt ma-
 „che; so sollte man sie Jesum, als einen Mann von
 „Unschuld und menschenfreundlicher Gesinnung, und
 „wohlthätiger Geschäftigkeit, zugleich als einen gött-
 „lichen Lehrer und Wunderthäter kennen lernen, da-
 „mit

* Dienßliche Bitte an den B. dieses doch fein bald zu thun

„mit sie dadurch zuerst eine Hochachtung gegen seine
 „Person gewinnen, und hernach den Aussprüchen
 „desselben von seiner göttlichen Hoheit, und von dem
 „Hauptzweck seiner Offenbarung im Fleische, einen
 „desto ehrerbietigern Glauben geben möchten. Dies
 „nennen die Herren S. 58. den Begriff von dem Er-
 „löser nicht erleichtern, sondern aufheben, die Kin-
 „der zu wahren Socinianern machen. Sie erlau-
 „ben sich nämlich dabey die Verdrehung, als ob der
 „Aufseher den Kindern eingeschärft wissen wollte,
 „Jesus sey nichts mehr als ein bloßer Mensch ge-
 „wesen. Wir bieten alle diejenigen auf, die noch
 „die geringste Empfindung und Ehrlichkeit * haben,
 „sich auf ein Exempel einer Verdrehung zu besinnen,
 „welches hämischer wäre, als diese. Und wie müssen
 „diese Herren nicht beschämt werden **, wenn sie in
 N 4 „dem

* Und ich biete einen jeden auf, der noch die geringste Empfin-
 dung von Vernunft hat, mir zu sagen: Wann ein Socinia-
 ner anders ein solcher ist, der Christum für einen bloßen
 Menschen hält, und jemand lehret ein Kind, (S. den Auf-
 seher S. 457) „daß es nur zween ganz gute und vortref-
 „liche Menschen gegeben habe, den ersten Menschen Adam
 „der es nicht geblieben, sondern zum Ungehorsam verführt
 „worden sey, und einen andern Jesum Christum, der seine
 „moralische Güte und Vortreflichkeit allezeit behalten habe: „
 ob es eine Verdrehung sey, wenn man saget: dieser Satz
 sey Socinianisch, und mache also das Kind das diesen Satz
 glauben soll, zu einem Socinianer.

** Gar nicht, dann wir wissen es ja schon, daß der Aufseher
 seinen Lehrling nur so lange hat einen Socinianer wollen
 seyn lassen, bis er die orthodoxe Lehre fassen könnte. Ob
 aber dieser Art ein Geheimniß beizubringen, anzurathen sey,
 darüber mögen unsere Theologen urtheilen.

„dem zweyten Bande des Aufseher's lesen, wie er
 „es angreife, auch Kindern, von Christo, als dem
 „Erlöser, einen deutlichen und würdigen Begriff
 „zu machen. Wer könnte auch wohl eine so ver-
 „nünftige Unterweisung in den Lehren des Christen-
 „thums mißbilligen, es müßte denn ein Jude, oder
 „ein verdeckter Freygeist seyn, dem sein Gewissen
 „sagt, wie viel die christliche Religion damit ge-
 „winne, wenn alle, die sich zu derselben bekennen,
 „von der göttlichen Sendung Jesu und seinem erha-
 „benen Charakter, eine starke Ueberzeugung haben,
 „und der aus Liebe zu seinem Irrthum, oder aus ei-
 „nem heimlichen Haß gegen das Christenthum, einen
 „solchen Unterricht gerne in übeln Ruf bringen will.
 „S. 65 f. suchen sie die Orthodorie des Aufseher's
 „verdächtig zu machen, und ihn zu beschuldigen. als
 „ob er sich die Miene der neumodischen Orthodorie
 „gäbe, die es für gleichgültig hält, wie man über
 „diese oder jene Wahrheiten der Religion denke.
 „Und das soll in dem 11. Stück des ersten Bandes
 „geschehen seyn, wo der Aufseher beweiset, daß man
 „ohne Religion, kein rechtschaffener Mann seyn kön-
 „ne *. Der Einfältigste siehet, daß dieser Satz der
 „sogenannten neumodischen Orthodorie gerade entge-
 „gen gesetzt sey. Aber wie oft siehet der einfältigste
 „Vers

* Herr A. hat hieby nur gesagt, daß solche enthusiastische
 Sätze einen feinen Deckmantel für einen neumodischen Or-
 thodoxen abgeben können. Inzwischen hat er auch deutlich
 gezeigt, daß der Aufseher diesen Satz durch offenbare Zugs-
 schlüsse hat behaupten wollen.

„Verstand etwas, was das schlechte Herz nicht sehen
 „will! Auch haben die Brieffsteller nicht für gut ge-
 „funden zu sagen, wie solches auf die Rechtgläubig-
 „keit des Aufsehers einen Verdacht werfen könne.
 „Zum Beweise, wie ungezogen sie sind, und wie gut
 „sie sich auf das Schmähen verstehen, wollen wir ihr
 „Urtheil über Cramern als Dichter hersehen *:
 „Cramer ist ein vortreflicher Versificateur, der
 „eine beneidenswürdige Leichtigkeit zu reimen
 „hat; daß aber sein poetisches Genie, wenn man
 „ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugesteh-
 „en kann, sehr einförmig ist, das haben wir
 „beyde oft bedauert. Wer eine oder zwey von
 „seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie
 „alle gelesen. Sein Feuer ist ein kaltes Feuer,
 „das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und
 „Frage, bloß in die Augen leuchtet. Wer das den
 „Herrn

* Das ist doch auch wohl nicht eins von den Urtheilen, die des
 Herrn B. Meynung nach, nur ein Jude oder ein verdeckter
 Freygeist fällen kann. Inzwischen macht hier der B. der Hr.
 S. so viel Verdrehungen aufbürden will, gewiß die allerunver-
 schämteste Verdrehung, er wirft den Perioden herum, und läßt
 das Nothwendigste weg, bis ein ganz anderer Verstand heraus-
 kommt. Hr. S. schreibt folgendermaßen: (3ten B. S. 97.)
 „Hr. Cramer ist der vortreflichste Versificateur dafür erkennen
 „wir ihn beyde. Daß aber sein poetisches Genie, wann man
 „ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann,
 „sehr einförmig ist, das haben wir oft beyde bedauert. Wer
 „eine oder zwey von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der
 „hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische
 „Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen:
 „über

„Herren nicht zuglauben will, dem können wir nicht
 „helfen. Gesagt haben sie alle diese unverschämten
 „Nachtsprüche. S. 97. 98. Bey Gelegenheit eines
 „Liedes auf die Auferstehung Christi im ersten Bande
 „des Aufsehers St. 16. welches sie Klopstock zu-
 „schreiben, sagen sie: Es ist, wie des Herrn Klop-
 „stocks Lieder alle sind, so voller Empfindung,
 „daß man oft gar nichts dabey empfindet. Es
 „kömmt uns das letztere Urtheil so vor, als ob jemand
 „von Lessings schönen Fabeln urtheilen wollte, sie
 „wären so wißig, daß sie oft ganz aberwitzig darüber
 „würden. Das wäre leicht gesagt. Aber wer würde
 „nicht einen Menschen, der aus Dummheit so ur-
 „theilte, bedauern, daß sein Geschmaç so sehr ver-
 „warloset wäre, oder, wenn ihm die Bosheit ein
 „solches

„aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die
 „kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so sonderbaren
 „Ganzen macht.“ Nun wird man urtheilen können, ob die
 „Benennung eines Versificateurs anzeigen soll, daß man Eras-
 „mern etwa für nichts als einen bloßen Reimer halte. Der
 „Verfasser des Essay on the Writings of Pope hat ein
 „großes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß Pope nichts
 „als ein Versificateur sey. Die besten französischen Kunststrik-
 „ter behaupten, daß Boileau ein bloßer Versificateur sey.
 „Wer hat sich aber träumen lassen, dieses für eine Schmä-
 „hung auszugeben. Hr. Eramer kann sich unmöglich geschmä-
 „het glauben, wann man ihn mit Boileau und Pope in eine
 „Classe setzt. Daß im übrigen in Absicht auf die Oden des
 „Hrn. Eramers auch Kenner unserer Meynung seyn, kann
 „unter andern das sehr bedeutende Stillschweigen eines Nam-
 „lers, in seiner Einleitung in die schönen Wissenschaften, be-
 „zeugen.

„solches Urtheil dictiret hätte, ihn verabscheuen. So
 „viel mag genug seyn. Wir haben es für nöthig er-
 „achtet, diesen plumpen Angriff, den zweien der grös-
 „sten Schriftsteller unsrer Nation erfahren müssen,
 „ins Licht zu setzen, nicht um des eigentlichen Publi-
 „ci willen, welches urtheilen kann, sondern um der
 „Leser willen, bey welchen die Regel, calumniari au-
 „dacter, allemal gut angebracht ist, und die schwach-
 „genug sind, das Urtheil dieser Leute für die Stim-
 „me der Nation zu halten. Zumal, da die Erwartung
 „unsers auswärtigen Freundes erfüllt ist, daß weder
 „Cramer noch Klopstock, sich so weit herabgelassen
 „haben, darüber zu zürnen, oder auch nur die ge-
 „ringste Empfindlichkeit zu zeigen *. Wir hoffen, sie
 „werden sich ferner nach der Regel richten, die sie im
 „Nordischen-Auffeher B. I. No. 49. in dem vortrefli-
 „chen Stücke vom Publika allen guten Schriftstel-
 „lern geben, und welche besonders Klopstock mit
 „einer bewundernswürdigen Großmuth bisher beob-
 „achtet hat **: Hat ein Scribent das Glück, zu
 „seiner

* Wie wäre es möglich, daß Leute von der Einsicht eines Cramers oder Klopstocks zürnen oder empfindlich werden könnten, weil man an ihren Schriften etwas auszufegen findet. Leute von kriechender Denkungsart pflegen dieses sehr leicht zu thun, aber kein vernünftiger Mann.

** Diese Stelle schickt sich, ohnerachtet der Einschleifsel des B. ganz im geringsten nicht hieher. Denn der Geschmack unsrer Nation und selbst
 des

„seiner Zeit zu schreiben, da der Geschmack seiner
 „Nation (wir setzen hinzu, oder eines Theils seiner
 „Nation) schon völlig ausgebildet ist; so hat er
 „bloß zu einigen niederträchtigen Angriffen still
 „zu schweigen, die nur deswegen auf ihn gesche-
 „hen, weil er noch nicht todt ist. Denn wenn er
 „auch menschlich genug wäre, sogar diejenigen
 „nicht zu verachten, die so stolz sind, daß sie ihre
 „Ausprüche über Sachen, die sie gar nicht beur-
 „theilen können, für nöthig halten, (oder die so
 „hämisch sind, ihn wider ihre eigene Absichten zu
 „verläumden) welchen Nutzen würde es haben,
 „wenn er sein Stillschweigen bräche!“

Des größten Theils unserer Nation ist nichts we-
 niger als völlig ausgebildet. Wir haben zwar
 offenherzig und ohne Schmeicheley, aber niemals
 niederträchtig angegriffen; wir haben auch nie-
 mand angegriffen weil er noch nicht todt ist; wir
 sind nicht stolz genug unsere Ausprüche für nö-
 thig zu halten; aber wir sind uns auch bewußt,
 daß wir bloß von Sachen urtheilen, die wir zu
 beurtheilen im Stande sind. Eine Probe davon,
 im kleinen, mag seyn, daß wir das Einschießel,
 oder die so hämisch sind ihn wider ihre eigene Ab-
 sichten zu verläumden, unbeurtheilet lassen, weil
 wir wirklich nicht verstehen, was der V. mit die-
 sem Non Sense sagen will.

Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.

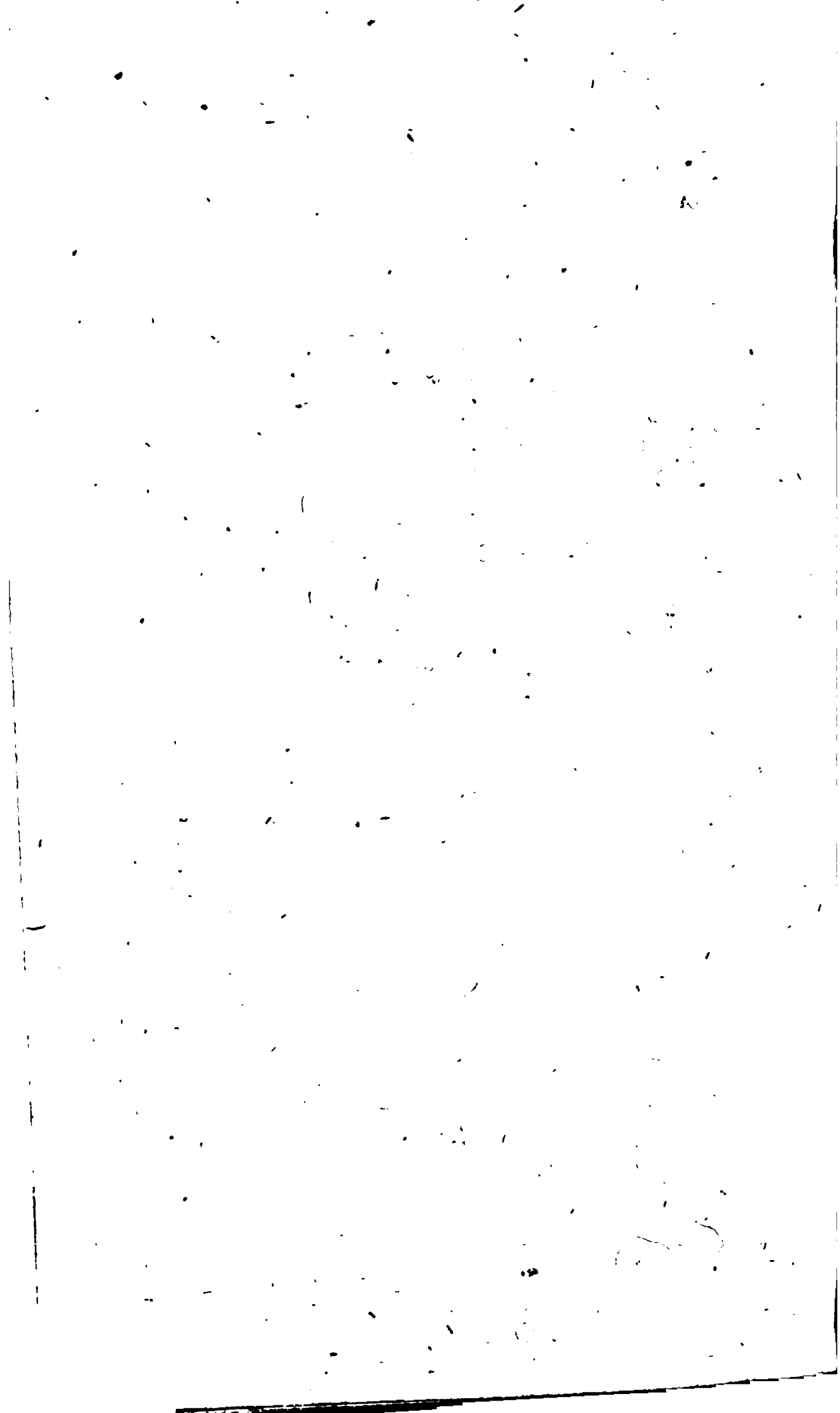
VI^{ter} Theil.

Berlin, 1762.
bey Friedrich Nicolai.



B r i e f e,
Die neueste Litteratur betreffend.

Sechster Theil.



B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XIV. Den 3. April 1760.

Zwey und neunzigster Brief.

Ich glaube nicht, daß die Alten ein Wort gehabt haben, das auszudrücken, was wir jetzt Genie nennen. Ihre Schriftsteller schweigen gänzlich von dieser Eigenschaft des Geistes, die unsere Kunststrichter beständig im Munde führen, und unsere Weltweisen nun auch endlich zu untersuchen anfangen. Es muß jenen also bloß an dem Worte gefehlt haben, dadurch ein abstrakter Begriff, ein Gegenstand der Untersuchung werden kann; denn von der Eigenschaft selbst haben sie, wo nicht mehr besessen, doch gewiß mehr gezeigt als wir. Der Schluß ist seltsam, den einige Schriftsteller von dem Mangel gewisser Worte bey einer Nation, auf die Abwesenheit, der dadurch ausgedrückten Begriffe

D 2

machen

machen wollen. Mich dünkt, man finde Precieux, Ennuyeux, und Coquetten genug in Deutschland, ob wir gleich kein Wort haben, diese Charaktere auszudrücken. Muralt, * der uns Glück wünscht, daß uns diese Laster unbekannt zu seyn scheinen, müßte uns von der andern Seite bedauern, weil wir auch zu Genie kein deutsches Wort haben.

Und dieses ist wirklich Schade; denn wenn das Wort Genie, vor einiger Zeit in Deutschland bekannt gewesen wäre, zu welchen schönen Untersuchungen hätte es nicht unserm grossen Wolf, in der Seelenlehre Unlaß gegeben! Baumgarten handelt zwar in seiner Metaphysik vom Genie, allein mit der ihm gewöhnlichen Kürze. — Ausser ihm hat meines Wissens, niemand als Dubos und Trublet, von dieser Materie geschrieben. Jener kritischer, und dieser mit mehr Wiß, aber keiner von beyden philosophisch genug. Ich habe mich gefreuet, lezthin zwei Abhandlungen, über das Genie von deutschen Schriftstellern

* Lettres sur les Anglois & sur les François.

Stekern zu finden. Eine von dem Herrn Pr. Sulzer, * und die zweite von einem ungenannten Verfasser, ** der uns noch eine Fortsetzung verspricht. Erlauben Sie, daß ich Sie mit den wichtigsten Anmerkungen aus diesen Aufsätzen unterhalte;

Herr Sulzer legt die Namenerklärung des Abts Dubos zum Grunde. „Genie, spricht dieser, nennet man das Geschick (l'aptitude), das ein Mensch von der Natur empfangt, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, die von andern Menschen, wenn sie sich auch noch so viel Mühe geben, nicht anders, als schlecht verrichtet werden können. Man kann mit dieser Erklärung so ziemlich zufrieden seyn, dünkt mich. Jedoch wäre zu wünschen, daß man die gewisse Dinge näher bestimmen könnte, die das Genie soll leicht und gut verrichten können, denn es giebt Verrichtungen des Körpers, die ein

D 3

fol

* Histoire de l'Académie Royale des Sciences & des Belles Lettres. Année 1757.

** Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften. 2 B. St. 1.

solches Geschick, als Dubos beschreibt, voranzusetzen, und dennoch allzugeringschätzig sind, als daß sie dem Genie sollten zugeschrieben werden. Die Erklärung des Herrn Hr. Sulzers, kommt einer Sacherklärung näher, und ist zugleich anpassender. „Das Genie, sagt er, besteht vornehmlich in dem Vermögen, sich aller erkennenden Seelenkräften mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit bedienen zu können.“ Es ist keine besondere Fähigkeit der Seele, heißt es an einem andern Orte, sondern eine allgemeine Bereitschaft (disposition;) gewissermaßen eben dasselbe, in Ansehung der erkennenden Seelenvermögen, was das sittliche Temperament in Ansehung der Begehrungsvermögen ist. — — Dieser Gedanke kommt der Baumgartischen Erklärung ziemlich nahe. „Ein jedes Begehrungsvermögen in uns,“ sagt dieser Weltweise, „ist eingeschränkt, daher kommen ihm gewisse und bestimmliche Schranken zu. Vergleicht man also die erkennende Vermögen mit einander; so muß ein Ver-“
 „hält-

* Metaph. §. 648.

„hältaiß und eine bestimmte Proportion zwischen
 „ihnen Statt finden, vermöge welcher eines größ-
 „ser oder kleiner ist, als das andere. Diese be-
 „stimmte Proportion der erkennenden Seelen-
 „kräfte in einem Menschen, nennet man inge-
 „nium latus dictum, oder wie es Herr B. ver-
 „deutschet, Kopf, Gemüthsfähigkeit. Das,
 was man vorzugsweise Genie nennet, könnte nach
 dieser Erklärung heißen, eine solche Proportion
 der erkennenden Seelenvermögen, die dazu über-
 einstimmen, den Menschen, der sie besitzt, zu
 gewissen Verrichtungen in ausnehmendem Grade
 geschickt zu machen.

Jedoch lassen Sie uns mit dem Erklären so lan-
 ge inne halten, bis wir die wesentliche Stücke
 kennen, die zum Genie erfordert werden. Herr S.
 hat sich bemühet, sie auseinander zu setzen. Daß
 erste, was man bey einem Genie bemerkt, ist
 die lebhafteste Wirksamkeit des Geistes, *vivida vis*
animi, wie sie Lucrez beschreibet. Diese nen-
 net Herr S. die Grundlage des Genies, die
 eine unmittelbare Wirkung eines höhern

Grades der Vorstellungskraft ist. Eine Vorstellungskraft, ist ein Bestreben nach neuen Begriffen, und ein höherer Grad der Kraft macht das Bestreben lebhafter, feuriger und wirksamer.

Diese Wirksamkeit der innern Kraft, erzeugt eine Lust und anspornende Begierde zu solchen Gegenständen, die ihr zusagen; das heißt, die dem Temperamente ihrer Fähigkeiten, die beste Nahrung, und den glücklichsten Fortgang versprechen. Man nennet dieses, Lust zu einer Sache haben. Die unwiderstehliche Lust ist das erste Merkmal, dadurch sich das Genie zu erkennen giebt, und bey außerordentlichen Genies, pflegt sie bis zur Leidenschaft anzuwachsen. Als denn kann sie nichts von ihrem Vorsatz abhalten. Sie übersteigen alle Schwierigkeiten, die sich ihnen darbieten, und werden ohne die geringste Aufmunterung in der Kunst oder Wissenschaft vortreflich, die ihre Zueignung gewonnen hat.

Indessen sagt Herr S. ist diese Lust zu einer Sache, zwar die erste Wirkung des Genies,
aber

aber nicht das Genie selbst. Man kennet mittelmäßige Künstler und Schriftsteller, die in ihr Metier bis zur Leidenschaft verkiebt sind. Es hat ihnen also nicht an Lust, und dennoch an Genie gefehlt. Welche Eigenschaften müssen also zur Lust hinzukommen, um ein Genie auszumachen? — Erstlich Witz und Scharfsinnigkeit, oder das Vermögen, an den Gegenständen eine grosse Menge von Verhältnissen und Beziehungen wahrzunehmen, sie gleichsam mit einem Blick zu übersehen, und ihre Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu unterscheiden. — Daß dieses eine nothwendige Eigenschaft des Genies sey, werden Sie dem Herrn S. ohne Beweis zugeben. — Zweitens, eine gründliche Beurtheilungskraft, um die Wichtigkeit der Verhältnisse schätzen zu können, und diejenige zu wählen, die am sichersten, bequemsten und angenehmsten zum Zwecke leiten. Nur durch diese Eigenschaft kann man zu dem hohen Grade der Kunst, zur edlen Einfachheit gelangen, die alles Ueberflüssige verwirft, und durch die kleinste Mittel die größte Endzwecke erreicht.

Die dritte Eigenschaft, die Herr S. zu einem G nie erfordert, ist die Besonnenheit, oder Gegenwart des Geistes, *contenance, du présence d'esprit,*) welche die Seele in der größten Erhitzung der Einbildungskraft, bey der Freyheit erhält, die Aufmerksamkeit, wohin es ihn beliebt, zu lenken, um den Vorwurf im Ganzen überschauen zu können. „Ein lebhafter „Kopf, sagt Herr S. dem diese Eigenschaft fehlet, wird von den Mitteln seine Absicht zu erhalten, die sich ihm am ersten darbieten, allzu stark gerührt. Er überläßt sich ihnen mit der größten Hitze, und denkt nicht daran, daß es sichere und leichtere Mittel geben könne. „Mit aller möglichen Scharfsinnigkeit und „Beurtheilungskraft, kann man auf solche „Weise die größten Fehler begehen. Indem „man eine Idee allzuheftig verfolgt, läßt „man sich verschiedene andere entweichen, „und bringet sich selbst um den Vortheil, „den Werth der Ideen gegen einander abzuwägen zu können. Nun sind ordentlichemassen in jeder anhaltenden Unternehmung „viele

„viele Dinge zu betrachten, eine grosse Anzahl
 „von Mitteln in Erwägung zu ziehen, die alle
 „zu eben demselben Endzwecke führen, deren
 „einige sich selbst anbieten, andere aber nicht
 „anders als durch eifriges Nachsuchen gefunden
 „werden; und sehr oft sind die letztern die be-
 „sten. So wie der Mahler denselben Ausdruck
 „auf unendlich verschiedene Weise geben kann,
 „indem er die Haltung, die Gesichtszüge, oder
 „die Gebärden verändert, eben also kann der
 „Dichter und Redner denselben Gedanken auf
 „vielerley Art ausdrücken. — — Es gehört
 „also Gemüthsruhe und Besonnenheit dazu, al-
 „le mögliche Wege ausfindig zu machen, und
 „den besten zu wählen.„ Mann kann hinzu-
 thun, daß ein Künstler öfters die besten
 Mittel gewählt haben, und dennoch ohne
 Hülfe dieser wichtigen Eigenschaft sehr mittel-
 mäßig bleiben kann. Entweder, er wird
 von dem Feuer der Einbildungskraft so sehr
 überwältigt, daß er sich die Mittel lebhafter
 vorstellt, als die Absicht, und daher bey
 jedem Schritt in Gefahr kommt, sein Ziel
 aus

aus den Augen zu verlieren; oder er wird seine Kräfte nicht gehörig auszusparen wissen, und sie bey einer geringern Gelegenheit verschwenden, ohne vorherzusehen, daß wichtigere Gelegenheiten auf ihn warten, die ihn sodann erschöpft finden werden. Mit einem Worte, das Genie muß Meister über seine Begeisterung seyn, die Vernunft muß in dem Temperamente seiner Fähigkeiten, oben an sitzen, und im Sturme der Leidenschaften selbst, das Steuer nicht verlieren. Alfenside hat diese Eigenschaft eines grossen Genies vortreflich ausgedrückt. *

When lightning fires
The arch of heav'n, and thunders rock the ground.
When furious whirlwinds rend the howling air,
And ocean, groaning from his lowest bed,
Heaves his tempestuous billows to the sky;
Amid the mighty uproar, while below
The nations tremble, *Shakespear looks abroad*
From some high cliff, *superior, and enjoys*
The elemental war.

Diese Eigenschaft ist es, dünkt mich, dadurch das Genie zum Erhabenen fähig wird; denn alles,

* The Pleasures of Imagination, Book III, v. 550.

les, was es in dieser Disposition des Gemüths hervorbringt, wird der Charakter der stillen Majestät an sich haben, die uns als ein Merkmal einer ausnehmenden Vollkommenheit in Bewunderung setzt. Ein Mensch, der die größten Begebenheiten und ungestümsten Leidenschaften heiter und mit sich selbst bewusster Grösse, wie Addison's Engel die Gewitterwolke vor sich her treibet, ist meines Erachtens, der vollkommenste Sterbliche, der die Grenzen der menschlichen Fähigkeiten schon beynabe überschreitet.

Ich verliere mich, und vergesse, wem und wo von ich schreibe. So sehr hat mir die Idee gefallen, dem Genie die Gegenwart des Geistes, als eine nothwendige Eigenschaft zuzuschreiben. Ich gestehe indessen, daß mir Herr S. von diesem fruchtbarem Gedanken, nicht den besten Gebrauch zu machen scheint. Indem er den Nutzen desselben ausdehnen will, verringert er seinen Werth, und verwandelt durch die Besonnenheit, das schöpferische Genie in ein correctes und fehlerfreies Wesen, das sich immer

mer gleich bleibt, und Tadel so sehr scheuet, als Verachtung. „Wenn ein Künstler beständig
 „mit Leidenschaft arbeitet, sagt er; so können
 „seine Werke zwar voller glänzenden und erha-
 „benen Züge seyn, aber im Ganzen wird man
 „ohne Zweifel noch grosse Fehler antreffen.
 „Die Leidenschaft mag beschaffen seyn, wie man
 „will; so fällt sie doch allezeit falsche Urtheile.
 „Horaz, dieser grosse Kenner von Werken des
 „Genies, und selbst ein grosses Genie, befiehlt
 „dem Dichter, sein Werk neun Jahre bey sich
 „zu behalten, bevor er es bekannt werden läßt.
 „Warum? Weil es schwer ist, die Fehler
 „einzusehen, die man in der Begeisterung
 „begangen, weil man die Hitze, mit welcher
 „man gearbeitet, muß vorüber gehen lassen,
 „um über alle Theile eines Werks, ein freies
 „Urtheil fällen zu können.“ Wohl! Dieses
 beweiset, daß das Ausbessern für das Genie
 rühmlich sey, warum will es aber Herr S.
 für eine Wirkung des Genies machen?
 Warum will er das vortrefliche Instrument
 des Genies, die Besonnenheit, zur kriti-
 schen

schen Feile erniedrigen? Dieses sind die Verrich-
 tungen des Geschmacks und der Kunst, und das
 Genie selbst, muß sich ihrer Hülfe bedienen, wenn
 es sich anders bis zum Ausbessern herunterlassen
 will. Der Abt Trublet hat hiervon einige sehr
 artige Gedanken. „Wie kommts, fragt er, daß
 „in manchem Werke, sehr-matte Stellen und
 „grobe Fehler, neben sehr grosse Schönheiten
 „anzutreffen sind? — Die Antwort ist leicht.
 „Der Verfasser war ein Genie. Dieselbe Ursa-
 „che erzeuget seine Fehler und seine Schönhei-
 „ten. Man kann ihm das Talent, jene zu ver-
 „meiden, nicht geben, ohne ihm das wichtigere
 „Talent, diese hervorzubringen, zu benehmen.
 „Was er von Seiten der Kunst und des Ge-
 „schmacks gewinnen würde, das würde er von
 „Seiten -der Einbildungskraft und des Genies,
 „wieder verlieren. — Wenn ein Werk ohne
 „Fehler möglich wäre; so müßte es einen mit-
 „telmäßigen Menschen zum Verfasser haben. —

Lassen Sie uns mit eben demselben Schrift-
 steller schliessen. „Da das Genie die Schön-
 „heiten

„heiten hervorbringt, die Kunst und der Ge-
„schmack aber, nur die Fehler zu vermeiden;
„und die Schönheiten auszubessern lehrt; so las-
„sen sie uns an dem Verfasser eines Werks, das
„Genie erfordert, an einem Redner oder Dich-
„ter, z. E. nichts so sehr erheben, als das Genie.
„Es übertrifft alles, und so schätzbar auch der Ge-
„schmack ist, wenn ich die Macht hätte, einem
„Schriftsteller, der viel Genie, und nicht Ge-
„schmack genug besäße, noch etwas zu geben;
„so würde ich ihm nichts anders geben, als
„Genie.“

D.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 13. April 1760.

Drey und neunzigster Brief.

Der ungenante Verfasser des Versuchs über das Genie, davon ich Ihnen geschrieben, hat einen andern Weg genommen. Er macht den Anfang mit den Redensarten, die man vom Genie zu gebrauchen pflegt, und suchet durch eine Art von Induction, die Erklärung herauszubringen, und die Eigenschaften des Genies auseinander zu setzen. Die Redensart, Genie zu einer Sache haben, ist die erste, die er untersucht. Er theilet sie in drey Hauptclassen ein, im Genie zur Erlernung, zur Ausübung, und zur Erfindung einer Sache, handelt in gegenwärtigem Versuch von den ersten beyden, und verspricht in einer Fortsetzung, auch das Genie zur Erfindung näher zu betrachten.

Sechster Theil

W

Er

Er wirft gleich Anfangs die Frage auf:
 „Wie gehet es doch immer zu, daß man
 „war sagt: Ein Mensch habe Genie zur Er-
 „lernung der Malerey, der Dichtkunst, u. s. w.
 „daß man aber niemahls sagt: Der Mensch
 „hat Genie zur Moral, zur Theologie, zur
 „Philosophie, zur Arzeney, oder Rechtsge-
 „lehrsamkeit, kurz, zu allen höhern Wissen-
 „schaften? — Erfordert die Erlernung der-
 „selben weniger Genie, als die Erlernung
 „irgend einer Kunst?„ Nichts weniger,
 dünkt mich, so sehr sich auch der Verfasser in
 der Folge auf diesen Gedanken zu stützen
 scheint. Man sagt sehr wohl, Genie zu
 den Wissenschaften haben, aber man macht
 die Eintheilung nicht, Genie haben zur Theo-
 logie, zur Moral, zur Medicin, u. s. w. so
 wie man solches in Ansehung der Künste zu
 thun pflegt. Und nichts ist vernünftiger,
 als dieser Sprachgebrauch. Eine jede Kunst
 hat ihren besondern Gegenstand, und fördert
 zur Erlernung eine besondere Mischung, eine
 Proportion der Seelenkräfte, die dem Ge-
 nete

genstände angemessen ist. Hingegen erfordern alle höhere Wissenschaften nichts anders, als einen wichtigen Gebrauch des Verstandes, und setzen alle in dem Lernenden eben dasselbe Genie zum voraus. Warum soll also der Sprachgebrauch dasjenige unterscheiden, was an sich nicht unterschieden ist?

Noch mehr! Ich glaube, daß man folgende Redensarten zu unterscheiden pflege, Genie zur Historie, zur Philosophie, oder zur Mathematik haben. Ist diese Bemerkung anders richtig; so läßt sie sich sehr gut erklären. Der Unterschied zwischen der historischen, philosophischen und mathematischen Kenntniß, scheinet auch eine Verschiedenheit im Genie, wenigstens in der Anwendung desselben zu erfordern. Wo aber die Art der Kenntniß einerley ist, da hat der Sprachgebrauch auch keine Verschiedenheit im Genie des Lernenden gesucht. Diesem Genie zur Rechtsgelehrsamkeit, und jenem zur Theologie zuschreiben, wäre eben so viel, als diesen zur Erlernung der Chineschen, und jenen zur Erlernung der griechischen Historie für geschickter zu halten.

Uebrigens ist diese Abhandlung voller schönen Betrachtungen, die zum Theil auch neu sind. Ich begnüge mich, Ihnen einige Sätze abzuschreiben, die der Verf. aus seinen Anmerkungen gezogen hat.

„Man kann vieles behalten, und auch wohl wieder anbringen, und es ist kein Merkmal des

Genies.“ —

„Wer Genie zur Erlernung einer Sache hat, bey dem ist die Fähigkeit, oder Fertigkeit, welche dazu erforderlich ist, herrschend.“

„Wer Genie zu einer Sache hat, bey dem ist die herrschende Fähigkeit, entweder durch die Beschaffenheit der innern und äussern Sinne, oder durch die Lage des Körpers, oder durch die ersten Eindrücke, oder durch Erziehung und Umgang so ausgebildet worden, daß sich leichter auf diesen Gegenstand lenkt, als auf einen andern.“

„Wenn zu Erlernung einer Sache die vorzügliche Schärfe eines sinnlichen Werkzeuges erforderlich ist; so hat derjenige, dem solche mangelt, kein Genie dazu, wenn auch gleich die Fähigkeit der Seele, welche dazu erfordert wird, herrschend bey ihm seyn sollte.“

„Wenn

„Wenn ein Mensch keine gute Muster vor sich
 „gehabt hat; so sind seine schlechte Arbeiten noch
 „keine Zeichen von dem Mangel des Genies.

„Wer aber die besten Muster elend nachahmet,
 „der beweiset auch, daß er zu der Kunst, darin
 „er arbeitet, kein oder wenig Genie habe.

„Es ist also eine richtige Prüfung, ob ein Mensch
 „zu einer Sache Genie habe, wenn man ihm gute
 „Muster davon zur Nachahmung vorlegt, und endlich

„Wäre es eine vortrefliche, aber nur zu oft ver-
 „säumte Regel der Erziehung, wenn man junge
 „Leute mit den besten Mustern in allen Arten der
 „Künste bekant zu machen sucht.,,

Sie sehen, daß beyde Schriftsteller auf densel-
 ben Wege sind, nur daß sie von entgegengesetzten
 Seiten ausgegangen sind. Wenn der Ungenante,
 wie er verspricht, fortfahren wird; so wird er
 vermuthlich den Herrn S. begegnen.

D.

Vier und neuzigster Brief.

Ich habe den Band der Geschichte der Königl.
 Academie nun einmal zur Hand: Die Sulzeri-

sche Zergliederung des Genies hat Ihnen gefallen: Lassen Sie uns zusehen, was die Classe der speculativen Weltweisheit sonst neues hat.

Den Anfang macht Herr Merian mit einer Vergleichenung zwischen zweyen psychologischen Grundsätzen, nemlich zwischen der Leibnizischen Vorstellungskraft, und dem Candillacischen Vermögen zu empfinden. Der Einfall ist nicht unglücklich. Nichts kann uns die Schwäche oder Stärke eines Systems deutlicher zeigen, als die Vergleichung, und es wäre zu wünschen, daß ein neuer Plutarch die Arbeit übernehmen wollte, die Helden der Weltweisheit mit einander zu vergleichen. Aber er müßte so unpartheilich seyn, als Herr M. und sich niemals, weder für, noch wider ein System erklärt haben, damit beyden Partheyen ihn für den zustehenden Richter erkennen. Wer sich erklärt hat, oder gar selbst mit Systemen schwanger gehet, dem steht das Richteramt nicht zu, denn er gehört zur Parthey.

Sie, die Sie sich von dieser Seite eines unbedeckten Gewissens rühmen, hier ist was für Sie zu beurtheilen! Eine neue philosophische Theologie
von

und dem Herrn von Premontval, die er die Theologie vom Wesen, oder Kette von Ideen, vom Wesen bis zu Gott * nennet.

Der Anfang dieser Abhandlung befindet sich unter den Schriften der Akademie vom Jahr 1755. Herr von P. beweiset allda, daß alle mögliche Grade der Vollkommenheit, alle mögliche Wesen, auch wirklich sind, und er will so gar die äußerste Unvollkommenheit, oder das größte Uebel nicht davon ausgeschlossen wissen. Er macht sich aber den Einwurf, daß man aus diesem Grundsatz, sowohl das Daseyn eines vollkommen bösen, als eines vollkommen guten Gottes schliessen könnte. Diese Besorgnis veranlaßt ihn hier, in der Fortsetzung das System der Manichäer zu widerlegen. Seine Gründe sind nicht neu, aber die Art des Vortrags ist ihm völlig eigen.

„Was verstehen wir hier, durch einen äußerst bösen Gott? — Ein Wesen, das einen solchen Verstand, und eine solche Macht besitzt,

§ 4

„als

* La Theologie de l'etre, ou chaine d'idées de l'etre jusqu'à Dieu. Multum series juncturaque pollet. v. Histoire de l'Academie. Année 1757.

„als ich zur Idee von Gott erfordert habe, daß
 „aber statt der Güte, die beständig wirksam
 „ist, allen möglichen Wesen, so viel Gutes
 „zu erzeugen, als möglich ist mit einer Bos-
 „heit begabt wäre, die beständig wirksam ist,
 „allen möglichen Wesen, so viel böses zu
 „erzeugen, als möglich ist. Vollkommener
 „kann der Contrast nicht seyn!

„Chimäre! Ein solches Ungeheuer ist eine bloße
 „se Chimäre! Ein viereckiger Zirkel, oder ein
 „rundes Viereck!

„Es viel ist gewiß, es giebt in der Unermeß-
 „lichkeit der Wesen auch einen höchsten Grad
 „der Bosheit. Aber ich behaupte, dieser höchste
 „Grad der Bosheit, kann unmöglich mit dem
 „höchsten Grade der Macht beisammen seyn.

„Warum?

„Weil er ohne Widerspruch nicht mit dem höchs-
 „ten Grade des Verstandes verknüpft seyn kann.

„Und weil der unendliche Unterschied in Anse-
 „hung des Verstandes, auch einen Unterschied im
 „Ansehung der Macht, mit sich führet.

„Man

„Man wird einwenden; die Mächtigsten unter
 „den Menschen sind gleichwohl gemeinlich auch
 „die boshaftesten.

„Ich antworte aber 1) ich weiß nicht, ob das
 „an dem sey. Ich sehe wohl, daß ihre Bosheit
 „mehr Lärmen macht; ich sehe aber nicht, daß
 „sie eben größer sey.

„Ich antworte 2) daß die Tyrannen nicht so-
 „wohl aus Macht, als aus Unvermögen Ty-
 „rannen sind. Aus Dürftigkeit, aus Mangel
 „der Mittel, sich selbst Genüge zu leisten.

„Ich antworte 3) daß kein Tyrann so abscheu-
 „lich sey, daß er nicht gerne Gerechtigkeit thut,
 „und die Gesetze beobachten läßt, wenn seinen
 „Leidenschaften nichts im Wege stehet.

„Ich antworte 4) daß endlich alle Tyrannen
 „und Lasterhafte, so viel es ihrer jemahls gegeben,
 „doch immer Menschen gewesen sind, denen es
 „in tausenderley Absicht, an Einsicht und
 „Vernunft gefehlt hat.

„Ich wiederhole es also, der höchste Grad des
 „Verstandes, kann unmöglich mit viel Bosheit
 „besammen seyn.

Herr von P. treibt den Schluß noch weiter, und folgert, daß die allerhöchste Bosheit mit gar keinem Verstande begabt seyn könne. Alles was er ihr einräumet, ist eine Kraft, ein blinder Antrieb, ohne Verstand, ohne Willen, und ohne Vorsatz. Indessen giebt es doch nach dem System des Hrn. von P. nothwendig einen höchsten Grad der Bosheit, wo wird dieser wohl anzutreffen seyn?

„Wo anders, meinen Sie, als in einem Wesen, das weder Verstand, noch Willen, noch Vorsatz, sondern eine bloße Kraft hat, in der Materie? „Gerathen! aber doch nur halb, denn Sie, und der Herr v. P. verbinden mit dem Worte Materie, nicht einenley Begriff. Hören Sie, wie er sich erklärt!

„Durch die höchste Bosheit verstehen wir überhaupt, dasjenige, woraus alle und jede würfliche und mögliche Uebel entspringen. (Vorhin hat Hr. v. P. gesagt, die höchste Bosheit sey ein beständiges Bestreben, allen möglichen Dingen, so viel Böses zu erzeugen, als möglich ist, und ich zweifle, ob die folgende Schlüsse sich mit dieser Erklärung vertragen.

„Nun ist erwiesen, daß die höchste Bosheit nicht anzutreffen seyn kann.

„Weder

„Weder in einem einzelnen, allerweisesten und
 „allervernünftigsten Wesen; denn der Begriff
 „eines hohen Verstandes, kann nicht mit dersel-
 „ben bestehen.

„Noch in einem einzelnen Wesen, das wenig
 „oder gar keinen Verstand hat: Ein solches
 „Individuum ist ein gar zu kleiner Gegenstand.
 (Ein etwas seltsamer Grund!)

„Sie muß also in einer Sammlung von We-
 „sen, ihren Sitz haben:

„Und augenscheinlich, in der Sammlung al-
 „ler Wesen., (Wenn dieses folgen soll; so muß
 Herr v. P. nicht nur die Individua, sondern eine
 jede Sammlung von Wesen, die nicht alle in sich
 begreift, für einen gar zu kleinen Gegenstand halten.)

„Aller Wesen, oder wenigstens aller unvoll-
 „kommenen und eingeschränkten Wesen, sie mö-
 „gen Verstand und Sinne haben, oder nicht.

„Mit welchem Rechte wollte man auch einige
 „ausschließen, da von dem höchsten Grade die
 „Rede ist?.. (Wie folget das? Der höchste Grad
 begreift alles in sich, was sich von einer gewissen
 Qualität gedenken läßt, darum begreift er auch
 alle nur ersinnliche Wesen in sich?)

„Der

„Der höchste Grad begreift alles in sich, und
 „alles heißt alles.

„Was unvollkommen, und in irgend einer Ab-
 „sicht eingeschränkt ist, das trägt zum Bösen et-
 „was bey, das ist ein Element des Bösen (Die
 Frage war, ob alles Endliche und Unvollkomme-
 ne; auch der Ursprung des Uebels sey, und ob
 das Uebel einzig und allein seinen Grund in der
 Unvollkommenheit und Einschränkung der Wesen
 haben, oder nicht? Diese Frage, auf welche alles
 ankommt, hat Herr v. P. gar nicht beantwortet.
 Die Ausdrücke zum Bösen etwas beytragen,
 Ein Element des Bösen seyn, sind gar zu viel-
 deutig, und können in der Sache nichts entscheiden.)

„Wie? wenn wir die ganze Masse, oder den
 „unendlich unendlichen Inbegrif aller dieser We-
 „sen zusammen annehmen?

„Wo werden wir einen größeren Grad von
 „Uebel finden, als in dieser Masse?

„Dis ist eben das, was man Materie zu nen-
 „nen pflegt.

„Dieser Gesichtspunkt ist wichtig; man überlege
 „es wohl. Ja, was man Materie nennet, ist nichts

„andere, als die Masse, oder der unermessliche
 „Inbegrif der Wesen. (Es ist dem Herrn v. P. er-
 „laubt, das Wort Materie, oder Masse zu erklären,
 „wie es ihm beliebt. Er gestehe nur, daß dieses Wort
 „sonst eine ganz andere Bedeutung zu haben pflege.)

„Der Inbegrif aller vorhandenen Dinge, aller
 „Qualitäten, aller Eigenschaften, und aller nur
 „ersinnlichen Naturen. (Dieses alles nennet er
 „Materie. Wie seltsam!)

„Das Theater aller Modificationen und auf
 „einander folgenden Veränderungen der Dinge.

„Ich rede von allen Dingen, um es nochmals
 „zu erinnern. Von allen Wesen, sie mögen zusam-
 „men gesetzt, einfach, vernünftig, unvernünftig,
 „mit Empfindung begabt, oder empfindungslos
 „seyn. Man hätte vielleicht nur die Worte ein-
 „geschränkt und unvollkommen, noch hinzu zu
 „thun, um das vollkommenste Wesen auszu-
 „schließen; wo ich nicht irgend mit Leuten rede,
 „die von dessen Daseyn nicht überzeugt sind.

„Man hat von je her, von der Unvollkom-
 „menheit der Materie, und von ihrer Wider-
 „spenstigkeit gegen das Gute gesprochen. Diese

„Leb-

„Lehre hat einen wahren Grund, der genau betrach-
 „tet werden muß. Nichts giebt ihr mehr Licht, als
 „dieser Begriff. (Gar kein Licht giebt ihr der Begriff
 des Hrn. v. P. ! denn wenn alles, außer Gott, Ma-
 terie heißt: so sagt der Sag, die Unvollkommenheit
 rühre von der Materie her; so viel als nichts.)

„Die Materie ist kein, ich weiß nicht was,
 „das allen andern Dingen zur Base dient, oder wor-
 „aus alles besteht; ohne Bestreben und ohne Kraft.

„Sondern vielmehr aus allen andern Dingen
 „zusammengesetzt, sie enthält alles, besitzt alle
 „Kräfte, und alle Bestrebungen.

„Sie ist also das Chaos per excellentiam,
 „die Unordnung, die Anarchie. (Ich sehe
 die Schlussfolge nicht ein. Sie enthält alle Kräf-
 te; darum ist sie die Unordnung, die Anarchie?)

„Der sinnreichste Tyrann in seiner Wuth, ist
 „so boshast nicht, als ein gemeines Volk, das
 „von einer blinden Raserey beseelt wird.

„Keine Boshastigkeit kann grösser seyn, als die
 „Boshastigkeit der Materie, oder der Sammlung
 „unendlich unendlicher Wesen, die in beständi-
 „gem Streite sind.

„Da

„Da ist keine Ausgelassenheit, der sich jenes nicht ergiebt, wenn es nicht von einer höhern Autorität im Zaume gehalten, gelenkt, und regiert wird.

„Da ist kein Uebel, daß diese den einzelnen Dingen, woraus sie bestehet, nicht zuwege bringet, wenn sich nicht eine Weisheit ins Mittel schlägt, die tüchtig ist, Friede und Ordnung einzuführen; *ni melior litem Natura diremat.*

„Die Materie ist also das äufferst böse Ding, oder die äufferste Bosheit.

„Da aber dieses Wesen zusammengesetzt ist, und aus vielen bestehet; so hat es keinen Verstand, und keinen Willen.

„Besonders keinen so wirksamen Willen, den man Macht (*puissance*) nennet.

„Es hat bloß eine blinde und vernunftlose Kraft, die aus allen übereinstimmenden und misstimmenden Kräften der Wesen entspringt, aus welchen es zusammengesetzt ist.

In diesem Tone fährt Hr. v. P. fort, und Sie können sich leichtlich vorstellen, daß zur Ausführung dieses Systems noch manches Paradoxon gehört. Daß der Hazard seinen Platz darinnen

findet, ist ihnen von diesem Weltweisen wohl nichts unerwartetes. — Ich begnüge mich also, nur eine kleine Stelle noch auszuzeichnen, um Ihnen die Kette der Wesen nach dem Sinne des Hrn. v. P. etwas deutlicher zu machen.

„Die höchste Stufe hat nur ein einziges Wesen, dieses ist Gott. Die zweite kann zwey, drey oder mehr haben, was weiß ich? Die sich alle einander gleich, und dennoch zu unterscheiden sind.

„Einander gleich, sonst würden sie nicht zu eben der Stufe, sondern zu verschiedenen gehören.

„Dennoch zu unterscheiden, sonst wären es nicht viele, sondern ein einziges Wesen. Hr. v. P. behauptet nemlich, es könnten zwey, und mehrere Dinge von einander zu unterscheiden, und dennoch par compensation einander gleich seyn.

„Die dritte Stufe bekleiden noch mehrere einzelne Wesen; und die letzten unendlich mahl unendliche, bis ins unendliche.„ So gar den Unterscheid zwischen den Stufen, und die Proportion derselben, bemühet sich Herr v. P. zu bestimmen, wobey ihm die mathematische Begriffe vom unendlichen, gute Dienste thun. Ich bin aber heute nicht aufgelegt, ihm weiter zu folgen.

D.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XVI. Den 16. April 1760.

Fünf und neunzigster Brief.

Mit dem guten Tone in den Schriften, will es auf unsern hohen Schulen noch nicht so recht fort. Man schreibt unter der Menge, die allda geschrieben wird, oft sehr gute, und zuweilen vortrefliche Sachen. Und gleichwohl wette ich, daß ihre besten Schriften, weder von Ausländern, noch von der grossen Welt in Deutschland, jemahls würden gelesen werden. — Desto schlimmer für die Ausländer, und für die deutsche grosse Welt, sagen Sie vielleicht, daß sie dieser schönen Sachen entbehren müssen? Schon recht! Wenn aber ein Gelehrter einmal schreibt; so braucht er ja seine Absichten nicht bloß auf seine Zuhörer einzuschränken, und allenfals, wenn er auch dieses thun muß; so bilde er sich ein, es befinde sich ein Plato,

Sechster Theil.

Q

Aris

Aristoteles, oder Locke unter seinen Zuhörern, denen er zu gefallen hat. Er wird alsdenn weniger an die Universitätsverhältnisse denken, weniger von der Professorhöhe herabreden, und einen edlen und freyen Ton annehmen; so wie er den Wissenschaften anständig ist.

Verstehen Sie mich nicht unrecht! Ich bin so unsinnig nicht, die strenge Methode und die Gründlichkeit an unsern deutschen Schriftstellern zu tadeln, oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge, der Welt zu gefallen, nur das mindeste vergeben sollten. Der Schriftsteller muß erst an die Forderung der Wissenschaft, und hernach an die Bequemlichkeit seiner Leser gedenken. Jene gehen vor, weil der Leser selbst verpflichtet ist, ihnen seine Bequemlichkeit aufzuopfern.

Ich tadele auch keinesweges das, was man in der Welt Pedanterie nennet, so anstößig es auch manchem seyn mag. Oesters nehmte die Welt Pedanterie, was ein wahres Kennzeichen vom Genie ist, Zerkow war in diesem Verstande ein Erpedant.

Auf

Auf unsern hohen Schulen giebt es so gar, nicht viel Pedanten mehr. Die mehresten haben den Schulstaub abgeschüttelt, haben sich mit den schönen Wissenschaften bekannt gemacht, haben deutsche Gesellschaften die Menge errichtet, geben einen Band voll Gedichte über den andern heraus! Was kann man ~~noch~~ fordern? — Nichts! Nur möchte man wünschen, daß sie es lieber beim Alten gelassen hätten. Ihre jetzige Affectation, ihr gern weltliches Wesen ist zehnmal unerträglicher. Es ist der Pedant im Stutzerkleide!

Mein Buchhändler schickte mir vor einigen Tagen die jenaische philosophische Bibliothek, die unter der Aufsicht des Herrn Hofrath Daries heraus kömmt. Ich will den Verfassern derselben, ihre Einsichten in den Wissenschaften nicht streitig machen. Besonders scheint ein gewisser Adj. Behn, in philosophischen Sachen, richtig zu urtheilen. Aber der Ton, der durchgehends in dieser periodischen Schrift herrscht, ist so seltsam als möglich. Allenthalben die Uni-

versität! Menththalben die Verhältnisse zwischen Professor und Student, und den übrigen Ehrenstufen, die dazwischen liegen! Ein Professor ist ihnen gleichsam ein kleiner König. Recensiren sie eine von seinen Schriften; so heißt es: „Der berühmte Herr Verfasser, haben sich durch diese neue Bemühung, aufs neue um die Welt ausnehmend verdient gemacht. — Der Herr Professor be-
 weisen. — Der Herr Professor fahren fort, u. s. w.“ Schreibet ein Prof. Polz an den Hofrath Daries, so heißt es unter andern: „Ueberdies bin ich, Würdiger Herr, Aufseher dieser neuen philosophischen Bibliothek! von Ihrer Art zu denken und zu handeln, schon überzeugt, daß Sie nicht leicht zugeben werden, etwas in dieser Monatschrift abdrucken zu lassen; welches entweder den Ruhm unserer hohen Schule, oder der Ehre eines öffentlichen ordentlichen Lehrers insbesondere zuwider wäre, u. s. w.“ Antwortet ein J. St. Müller dem Herrn Prof. Polz; so sollte man glauben, er stehe vor ihm, und mache zwischen jedem

jedem Perioden einen tiefen Reverenz. „Es hat
 „unsere Monathsschrift das Glück genossen,
 „hebt er an, von Ew. Hochedelgebohrnen
 „ein Schreiben zu erhalten, das ihr seines gründ-
 „lichen und wichtigen Inhalts wegen, zu keiner
 „geringen Ehre gereicht. „Wir erkennen dieses
 „geneigte Bezeugen Ew. Hochedelgebohrnen
 „mit schuldigstem Danke, und erbieten Ihnen
 „dafür alle mögliche Gegendienste.“ In dieser
 Zone complimentirt Herr J. St. Müller, vier
 über fünf Seiten weg. Was muß ein Ausländer
 von uns denken, wenn ihm eine solche Schrift in
 die Hände fällt?

Ich will nicht hoffen, durch diese Gedan-
 ken jemand zu beleidigen. Ich bin keines-
 weges Willens, dem Ruhme dieser hohen
 Schule, oder der Ehre irgend eines öffentli-
 chen Lehrers derselben, im geringsten zu nahe
 zu treten. In der That, ist es um die Ein-
 kleidung der Wahrheiten überhaupt nur eine
 Kleinigkeit. Der ist zu bedauern, der sich
 durch den schlechten Anstand eines Menschen
 abhalten läßt, seine innere Verdienste zu
 schätzen.

schätzen. Allein ich habe nur die Ursache anzeigen wollen, warum wir unsern Nachbarn so unbekannt bleiben, warum sie auf den Fortschritt unserer Weltweisheit so wenig aufmerksam sind, daß sie Entdeckungen zu machen glauben, wenn sie auf eine Wahrheit kommen, die in allen unsern Compendiis zu finden ist. Ihrer Abneigung für die Gründlichkeit unserer Schriften, kann man unmöglich die Schuld geben, denn sie lesen ja den Aristoteles, Newton und Locke; sie lesen so gar unsern Euler fleißiger, als wir. Es muß der Philosophie also etwas ganz anders im Wege stehen. Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schuletiquette vergessen, und sich einen freyern und ungezierten Ton angewöhnen sollten; so würde der allgemeine Beyfall, den sie verdienen nicht ausbleiben.

D

Sechs und neunzigster Brief.

Die jenaische philosophische Bibliothek, giebt sich auch mit den schönen Wissenschaften ab.

Vor

Vor der Hand sind zwar der Recension, die dahin eingeschlagen, nur sehr wenig, sie werden aber inskünftige, wie in der Vorrede versprochen wird, häufiger vorkommen. Hier ist gleich eine, die ich von ohngefähr aufschlage! Die poetische Gemähde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, sind von Kennern, so viel ich weiß, mit einem sehr mittelmäßigen Beifall aufgenommen worden. Man hat höchstens einige Straden hier und da leidlich gefunden, und im übrigen das Urtheil der Göttingischen gelehrten Anzeigen über diese Poesien, recht sehr gebilliget. Der Recensent in der Bibliothek aber, der sich Adj. Münster nennet, urtheilet ganz anders davon. „Ich kühnliche meinen Lesern, schreibt er, hier einen Dichter von der ersten Grösse an, dem weiter nichts fehlet, diesen Rang öffentlich zu behaupten, als daß seine vortreflichen Gedichte den wahren Kennern allgemeyn bekannt werden. Der Herr M. Schmidt hat sich seit vielen Jahren als ein Genie gezeigt, das die Welt zu grossen Hofnun-

„gen berechtigt: Hier aber hat er seine Stärke
 „gel mit, ungleich größerer Stärke aus-
 „gebreitet, und die Erwartungen, die man
 „von ihm haben konnte, ich will nicht sagen,
 „blos erfüllt, sondern so gar übertroffen.
 „Schon die Wahl seiner Gegenstände, ist ein
 „unverwerfliches Zeugnis vor dem reinen
 „Geschmack des Dichters.“ — — O ja!
 die Wahl der biblischen Geschichte, ist ein
 vortreffliches Zeugnis! das bey reinen Ge-
 schmack so mancher elender Hexametristen
 rechtfertigen könnte!

Derselbe Münster liefert einen kurzen Aus-
 zug, und eine sehr gründliche Widerlegung
 des Candide; alle Spötereien und droh-
 ligen Einfälle des Doctor Ralphs, ver-
 wandelt er in ordentliche Schlüsse, und zeigt,
 wie fehlerhaft sie sind, und wie wenig sie
 vermögen, das System der Religion, der
 besten Welt, der Vorsehung, des Zusammen-
 hangs, u. s. w. umzustossen. Lachen Sie
 nicht; Die Sache wird ernsthaft. Er hat
 in der Philosophie des Martins (ein Welt-
 weiser, der ein Reisegefährte des Candide ist)
 einen

einen so handgreiflichen Widerspruch gefunden, daß der Doctor Ralph nothwendig die Ehre seines Weltweisen wird retten müssen. Kann der Widerspruch deutlicher seyn?

„Martin fällt bey der Gelegenheit, da der holländische Capitain, der den Candide um seine beiden Hammel betrogen hatte, mit seinem ganzen Schiffe untergieng, ein Urtheil, das der Gerechtigkeit der Vorsehung sehr nachtheilig zu seyn scheint. Candide will ihn durch dieses Beispiel überzeugen, daß die Bosheit doch unweilen bestraft werde.

„Ja, sagt Martin, aber war es denn auch nöthig, daß die Reisenden, die sich zugleich auf dem Schiffe befanden, mit untergingen? Gott hat den Betrüger bestraft, und der Teufel hat die übrigen ersäuft. —

„Man siehet hier leicht, spricht Herr M. den Widerspruch, den Martin begehet.

„Vorhin sagte eben dieser, Gott hätte die Erde ganz verlassen, und der Teufel regiere sie allein. Nun aber übt Gott doch noch Strafen auf der Welt aus.“ Wie nun?

Herr Martin! Ihr scheint sehr we-

nig von der Disputirkunst zu verstehen.
Sich so häßlich zu widersprechen!

D.

Sieben und neunzigster Brief.

Unter den philosophischen Schriften, die in der Bibliothek angezeigt werden, hat mir der Meierische Versuch eine Erklärung des Nachtwandels merkwürdig geschienen. Ich ließ diese kleine Schrift, die schon seit einigen Jahren heraus ist, bey der Gelegenheit noch einmal durch. Sie ist sehr lesenswürdig. Mich dünkt, wenn Herr Meier nicht so entsetzlich viel schriebe; so könnte er ein von guten Schriftsteller seyn. Das Nachtwandeln ist eine so bekannte als seltsame Erscheinung in der menschlichen Natur, und dennoch haben die Weltweisen noch wenig davon gesprochen. Ich finde bey dem einzigen Baumgarten eine Definition: *Quorum somnia commitari solent observabiliores motus corporis externi sensationum similium in vigilantibus comites, sunt Noctambuli.* (*) Herr Meier beweiset, daß sich die Bewegun-

gen

(*) Metaph. §. 594.

gen der Nachtwandler nicht bloß nach ihren Phantasmaten, sondern auch nach ihren gegenwärtigen sinnlichen Empfindungen richten. Sie träumen zwar, allein ihre Träume sind mit merklich lebhaften sinnlichen Empfindungen untermengt. Die Nachtwandler sehen, fühlen, und hören lebhaft genug, um ihre äußere Gliedmassen nach Veranlassung dieser Empfindungen freiwillig bewegen zu können, aber nicht lebhaft genug, um ihre Einbildungen und Erdichtungen von den sinnlichen Empfindungen zu unterscheiden. Daher sind sie sich ihrer nicht völlig bewußt, und folglich unordentlich in ihren Denken und in ihren Handlungen — Alles dieses hat Herr Meier durch die Erfahrung festgesetzt, und durch psychologische Gründe erläutert. — —

„Das Wachen eines Menschen, sagt Herr
 „M. (S. 39.) ist der Zustand desselben, in wel-
 „chem es ihm, so viel die Beschaffenheit seiner
 „eigenen Seele und seines eigenen Körpers
 „betrifft, natürlich möglich ist, sich nach Maß-
 „gebung seiner klaren äußerlichen Empfindun-
 „gen, oder derjenigen Vorstellungen, die er
 „dafür

„dafür hält, willkürlich zu bewegen; — —
 „Indem ich sage, daß ein Wachender im
 „Stande seyn muß, sich nach Maßgebung
 „derjenigen Vorstellungen zu bewegen, die er
 „für äußerliche Empfindungen hält; so ziehe
 „ich damit auf einen Berrückten. Ein Ber-
 „rückter wacht, und hält Einbildungen für
 „Empfindungen und bewegt sich diesen Einbil-
 „dungen gemäß. Allein da er sie für Empfin-
 „dungen hält, so ist eben dieses ein Beweis,
 „daß er wirklich wacht.. Dieser Wink-
 „zug ist zu sehr gekünstelt. Und unhöflich, wo-
 „ich nicht irre. Der Mensch wacht, wenn seine
 „äußere Empfindungen so lebhaft sind, als er-
 „fordert wird, wenn willkürliche Bewegungen
 „darauf sollen erfolgen können. Die Empfin-
 „dungen eines Berrückten haben in der That
 „diesen Grad der Lebhaftigkeit, und er wacht
 „auch wirklich. Allein seine Einbildungen sind
 „stärker und lebhafter als gewöhnlich, daher
 „vermischt er sie mit den Empfindungen, und
 „seine willkürlichen Handlungen richten sich
 „zum Theil nach den Einbildungen, zum Theil
 „aber nach seinen Empfindungen. Mit einem
 Traum

Träumenden verhält es sich gerade umgekehrt. Seine Einbildungen sind nicht lebhafter, als die Einbildungen eines Wachenden, und daher selten wirksam genug willkürliche Bewegungen hervorzubringen; allein seine Empfindungen sind vergleichungsweise schwächer. Daher hält der Träumende seine Einbildungen sowohl als der Berrückte, für äußerliche Empfindungen, und ist dennoch fast aller willkürlichen Bewegung unfähig. — Wenn diese Eintheilung richtig ist; so kan man das Nachtwandeln vielleicht als einen Zustand beschreiben, der in Ansehung der Empfindung, zwischen den Träumen und Wachen, in Ansehung der Einbildungen aber fast zwischen Wachen, und Berrücktfeyn das Mittel hält. Denn daß die Empfindungen eines Nachtwandlers, den Empfindungen eines Wachenden fast gleich kommen, hat Herr Meier hinlänglich dargethan. Daß aber seine Einbildungen stärker sind, als die Einbildungen eines Wachenden, ist daraus zu ersehen, weil sie bey ihm anhaltender willkürliche Bewegungen hervor bringen. Nichts ist hierinnen mit derselben zu ver-

vergleichen als die Einbildungen eines Verrückten, deren unterscheidendes Kennzeichen es ist, daß sie stark genug sind anhaltende willkührliche Bewegungen zu verursachen. Die Einbildungen der Nachtwandler kommen also beynahe mit den Einbildungen der Verrückten überein, nur daß ihre Empfindungen unterschieden sind. Hieraus würde erhellen, daß das Nachtwandeln wirklich eine Krankheit sey, indem es einen kleinern Grad der Verrückung voraus setzt. Die Aerzte halten es auch in der That für eine Krankheit, und nach Herrn Meiers Erklärung läßt es sich nicht begreifen, warum das Nachtwandeln mehr eine Krankheit sey, als das Träumen. —

Woher es komme, daß ein Nachtwandler gefährliche Handlungen verrichte, die weder er selbst, noch viele andere im Wachen verrichten können, wie er z. E. auf einem Dache gehen könne, ohne schwindlich zu werden und zu fallen; an steilen Mauern in die Höhe klettern, und was dergleichen mehr ist, ohne Schaden zu nehmen, erklärt Herr M. zwar, wie gewöhnlich, durch die Abwesenheit der Furcht

er

Er fährt aber den Gedanken etwas philosophi-
 scher aus. „Ein Nachtwandler, sagt er, siehet
 „nach meiner Meynung, nicht alles, sondern
 „nur einiges. Er siehet also nur einen schma-
 „len Strich, und so zu reden, nur einen schma-
 „len Fußsteig auf dem Dache, nicht aber die
 „Abschüssigkeit desselben, und eben so wenig die
 „Tiefen von beyden Seiten. Indem er also
 „die Gefahr nicht siehet; so fürchtet er sich
 „auch nicht. Er gehet also mit Zuversicht
 „seinem Gesichte nach, und da er dem zu folge
 „durch keinen andern Anblick bestimmt wird,
 „seinen Körper nach einer andern Richtung zu
 „bewegen; so gehet er gerade und hält das
 „Gleichgewicht. Folglich ist es unmöglich, daß
 „er fallen sollte. Man kann sich diese Erklä-
 „rung durch das Beyspiel derjenigen erläutern
 „welche im Stande sind, ohneanken über
 „einen schmalen Weg zu gehen, der etwa nur
 „eines Fußes breit ist, und der über einen brei-
 „ten und tiefen Graben gemacht ist. Solche
 „Personen geben nur vornehmlich auf den
 „Weg achtung; und da sie also den Anblick des
 „selben stärker und klärer in ihrer Seele erhalte-
 „ten

„ten, als den Anblick der Gefahr, so wird ihr
„Körper auch vornehmlich nach Maßgebung
„des ersten Anblicks bewegt. „ Die Erklärung
scheinet sehr richtig, und die Erfahrung bestä-
tigt sie in tausend andern Fällen. Man muß
so zu sagen halb träumen, wenn man sicher
durchkommen will. Wer allzuviel um sich
siehet, wird allezeit mehr fürchten, und wirklich
mehr in Gefahr seyn, als wer seine Blicke auf
den schmalen Steig heftet, den er zu wandeln
hat.

D.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XVII. Den 24. April. 1760.

Acht und neunzigster Brief.

Hier sind endlich die Poësies diverses, die Sie vermuthlich mit Ungeduld erwarten; denn Sie werden gewiß schon in verschiedenen Zeitungsblättern davon gelesen haben. „Dieses Werk, sagt der Herausgeber, „ist in der Absicht nicht verfertigt worden, öffentlich zu erscheinen. Es ist „die Frucht der Ergözungsstunden eines „grossen Prinzen, der sich der Welt, durch „andere Thaten, als durch poetische „Werke, gewiesen hat. Er theilte sie „bloß einer geringen Anzahl von Personen mit, die er mit dem Namen seiner Freunde beehrte. Indessen kam dieses „Werk in Frankreich heimlicher Weise zum Vorscheine, und man weiß eigentlich nicht, „Sechster Theil. R „wenn

„wenn man diese Verrätheren Schuld geben
 „soll. Der es entwendet, und herausgegeben,
 „hat sich nicht begnügt, Geheimnisse zu ver-
 „rathen, er hat noch die Bosheit hinzu ge-
 „than, das ganze Werk zu verfälschen. Der
 „Verleumder hat die Unverschämtheit gehabt,
 „eine große Anzahl Verse wegzulassen, und
 „an ihrer Stelle eine Menge anderer hinzu-
 „setzen, voller satyrischen und unanständigen
 „Züge, die sich der hohe Verfasser niemals
 „wider jemanden erlaubt hat. Diese Nichts-
 „würdigkeiten, und die Einschaltung so vie-
 „ler fremden Verse, haben ihn endlich zu
 „der Herablassung vermocht, die Original-
 „handschrift zum Drucke herzugeben.“ —

Was sagen Sie hierzu? Sind die Grossen
 nicht zu betauern, wenn sie ihre Würde nicht
 einmal wider solche niedrige Beleidigungen
 soll schützen können? Man ist es von der
 Raubbegierde der gelehrten Hummeln schon
 gewohnt, daß sie sich von fremder Arbeit
 nähren, daß sie anderer Honig so gar in
 ihr eigen Gift verwandeln, und daß weder
 Weisheit noch Tugend wider ihre Anfälle in
 Sicher-

Sicherheit setzen kann; aber daß sie dreiste genug seyn sollten, sich bis an den Thron zu wagen, den Prinzen in seinen unschuldigen Erholungsstunden zu belauschen, und daß sie noch die Abscheulichkeit hinzuthun sollten, seinem erhabenen Geiste einige von ihren niederträchtigen Zügen zu leihen, um wer weiß welche kriechende Absichten hierdurch zu erhalten, dieses ist wenigstens bisher noch ganz unerhört. Der Herausgeber hat völlig Recht hinzuzuthun: „Wenn sich
 „Leute finden, die unverschämt und verderbt
 „genug sind, einen König zu verachten, die
 „Ehrerbietung, die Ergebenheit, und so gar
 „die Achtung, die man einem jeden Schrift-
 „steller schuldig ist, aus den Augen zu setzen,
 „sein Werk zu verfälschen, und es in dieser
 „häßlichen Gestalt herauszugeben, was für
 „ein Urtheil soll man aus diesem Verfahren
 „von den Sitten und von der äussersten
 „Verderbnis unseres Jahrhunderts fällen?
 „Finden sich Verwegene und Unsinige, de-
 „ren treylose Bosheit, Könige selbst nicht

„verschonet, was haben Privatpersonen nicht
 „zu befürchten, denen die Nachlosigkeit unbe-
 „straft trogen kann?“

Ueber die Gedichte selbst enthalte ich mich
 zu urtheilen. Der Ton eines Panegyristen,
 hat in dem Munde eines Unterthanen einen
 schlechten Anstand. Er mag sich noch so
 sehr in den Schranken der Wahrheit halten:
 so muß er dennoch in sich selbst einiges Mis-
 trauen setzen; er muß bedenken, daß sein
 Herz, vielleicht schon Parthen ergriffen, ehe
 noch der Verstand geurtheilet. Ich will
 Ihnen nur so viel sagen: Sie werden selten
 bey einem Dichter so viel Philosophie, erha-
 bene Gefinnungen, Kenntniß des menschli-
 chen Herzens, Natur in den Gemählben und
 Gleichnissen, und so viel Zärtlichkeit in den
 Empfindungen angetroffen haben; und was
 an einem Werke des Genies die größte und
 seltenste Zierde ist, die reine Sprache des
 Herzens, die sich nie verleugnet, und nie
 durch die Kunst nachahmen läßt. Jeder
 Vers beynabe ist ein Zug von dem Cha-
 rakter

rakter dieses Prinzen, und das Ganze ist
 das wahre Portrait, worinn seine grosse
 Seele, sein noch grösseres Herz, und seine
 Schwachheiten selbst, auf das natürlichste
 geschildert sind. Die Nachwelt wird das
 Vergnügen haben, den Helden und den Lan-
 desvater, den sie in seinen öffentlichen Tha-
 ten nicht genug wird bewundern können,
 hier in seinen Ergössungen als den liebens-
 würdigsten Privatmann kennen zu lernen.
 Kaum ist den Pflichten des Regenten, in
 ihrem weitesten Umfange, Genüge gesche-
 hen, so legt er Krone und Scepter, und den
 Zwang der Majestät vor dem Throne der
 Weisheit nieder, und begiebt sich in den
 kleinen Zirkel von Freunden, ist selbst der
 zärtlichste Freund, der angenehmste Gesell-
 schafter, der gütigste Herrscher, und der streng-
 ste Sittenrichter; verabscheuet den Schmeichler,
 züchtigt den Wollüstling, scherzt über den Unzu-
 friedenen, bestraft seine eigene Fehler, und haßt
 niemanden als den Tyrannen und den Heuchler,
 die Feinde der menschlichen Glückseligkeit.

Welcher Verlust für unsere Muttersprache,
daß sich dieser Prinz die französische gelän-
figer gemacht! Sie würde einen Schatz be-
sitzen, um den sie ihre Nachbarn Ursache
hätten zu beneiden. Aber auch Er selbst, der
hohe Verfasser, würde der Herablassung
überhoben gewesen seyn, in der Vorrede zu
sagen:

Ma Muse tudesque et bizarre,
Jargonnant un français barbare,
Dit les choses comme elle peut;
Et du compas parfait bravant la symétrie
Le purisme gênant & la pédanterie,
Exprime au moins ce qu'elle veut,

Libre de cette servitude,
Un trait d'imagination
Vaut mieux au gré de ma raison,
Que cette exactitude,
Dont le Moderne font l'étude,
Et qu'on réptrouve à l'Helicon.

D.

Neun

Neun und neunzigster Brief.

Die französische Ausgabe unterscheidet sich an einigen Orten von der hiesigen nur in Kleinigkeiten, die aber durch gewisse Nebenumstände wichtig genug werden. Das Gedicht *Au Marechal Keith*, führet in der hiesigen die Ueberschrift: *Imitation du troisieme livre de Lucrece, sur les vaines teareurs de la Mort, & les fräyeurs d'une autre vie*. Die fremde Ausgabe verschweigt, daß es eine Nachahmung des *Lucrez* seyn soll, und diese kleine Auslassung zeigt das Gedicht und den Verfasser in einem sehr falschen Lichte. Ich erstaunte recht, die Gründe eines *Lucrez* in dem Munde eines *Freidrichs* anzutreffen, als mich noch die fehlerhafte Ausgabe glauben ließ, es wären die eigenen Gedanken des Verfassers. Nichts besorgnete mich so sehr, als der entscheidende dogmatische Ton des *Lucrez*, den ich an unserm hohen Verfasser nicht gewohnt war. In allen vorhergehenden Gedichten,

schien er mir in metaphysischen Dingen der Epoche der Sceptiker, ihrer Unschlüssigkeit in Aufhebung der entgegengesetzten Gründe, zugethan zu seyn; oder vielmehr, er schien mir, ein Nachahmer des Socrates, alle bloß speculative Arbeiten in Zweifel zu ziehen, und unsere Wissenschaft hiernieden bloß auf die moralischen Erkenntnisse einzuschränken. So sehr er das Nachdenken liebt: (und welcher grosse Kopf sollte nicht gerne nachdenken?)

Vegeter c'est mourir, beaucoup penser. c'est
vivre.

so wünscht er doch, die Weltweisen möchten ihrem Fluge Schranken setzen, und von den Betrachtungen, in welche sie sich vertieft haben, auf die nützlichere und wohlthatige Untersuchung des Guten und Bösen zurückkehren. Daß dieses das System des Prinzen sey, könnte ich Ihnen durch ganze Gedichte beweisen, doch einige Zeilen werden dazu genug seyn.

Non

**Non, ne condamnons point cet amour des
sciences**

**Qui remplit notre esprit d'utiles connaissances;
Qu'un sage soit savant; mais loin de s'entêter,
Qu'apprenant à connaître il apprene à douter,
Et que de sa raison gouvernant la faiblesse,
Dans son propre neant il puise sa sagesse.
Un peu d'or pour un pauvre est un immense bien;
*C'est apprendre beaucoup de voir qu'on ne fait rien.***

**Oui, laissons dans les Cieux la science sublime;
Travaillons dans le monde à détruire le Crime;
Que sert-il après tout à l'esprit curieux
De descendre aux enfers, d'escalader les cieux?
Loin de nous egarer dans ce sombre dédale,
Appliquons notre esprit à l'utile Morale;
C'est elle qui fondant tous les replis des coeurs,
Sans fard ose aux mortels reprocher leurs
noirceurs,**

**Devoiler leurs défauts, attaquer leurs vices,
Domter des passions tous les transports outrés,
Changer des furieux en humains modérés
Nous apprendre à connaître au fond ce que
nous sommes,**

**Et rabaisser les Rois jusqu' niveau des hommes;
C'est elle qui nous fait triompher des revers;**

Diese socratische Bescheidenheit im Denken, ist durchgehends der Charakter unseres philosophischen Dichters. Und, blos hier sollte er sich auf einmal vergessen haben? Hier in der subtilsten Speculation, mit der sich die Weltweisen je abgegeben, sollte er den Ton eines Dogmatikers annehmen? Und welches Dogmatikers? Des Epicurs, der, so leidlich er auch in der Moral philosophirt, dennoch in der Metaphysik der leichteste und suffisanteste, unter allen Dogmatikern genannt werden kann. Der leichteste, weil gewiß wenig Nachdenken dazu gehört, sein System zu widerlegen; und der suffisanteste, denn kein Dogmatiker hat so viel auf sein Urtheil gesetzt, als Er.

Selbst die Gründe, die hier wider die Unsterblichkeit der Seele angeführt werden, scheinen mir so unerheblich, daß sie zwar zu den Zeiten des Lucrez, nach dem damaligen Zustande der Religion und der Weltweisheit, von einem Philosophen konnten vorgebracht werden; zu unsern Zeiten aber in

in der Philosophie eine so schlechte Figur machen, daß sie kaum beantwortet zu werden verdienen.

Kann man wohl z. B. zu unsern Zeiten noch sagen, daß der Begriff eines zukünftigen Lebens uns den Tod schrecklich mache? daß man also, um den Tod nicht zu fürchten, dieses Vorurtheil ablegen müsse? Oder macht sich der vernünftigste Theil nicht von der Zukunft vielmehr die tröstlichsten Vorstellungen, die ihnen den Tod so gar erwünschenswürdig machen? Wer jeko sur les vaines terreurs de la Mort schreiben will, der muß die Unsterblichkeit der Seele vielmehr behaupten.

Oder kann ein Schriftsteller, dem der jetzige Zustand der Weltweisheit nicht unbekannt ist, der sich allenthalben als einen gründlichen und Wahrheitliebenden Kopf zeigt, kann der sich wohl haben in den Sinn kommen lassen, durch folgende Einwürfe die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu bestreiten?

Quoi

Quoi le Dieu que j'adore est-ce un tyran
cruel?

Serais-je après ma mort l'innocente victime
De l'auteur, dont je tiens ce souffle qui
m'anime,

Et ces tendres desirs des sens voluptueux.

— — — — —
— — — — —
L'ame qu'on nous dit de nature
supreme,

Quoi! cet être immortel, presque égal des
Dieux,

Quitterait-il pour nous l'heureux séjour des
Cieux?

Daignerait-il s'unir à ce corps peu durable,
A la Matière ingrate, abjecte & périssable?

— — — — —
Il (l'esprit) n'est qu'un nom pompeux, un fantôme idéal.

Peut-il se souvenir de notre jour natal?

Sait-il comment le Ciel l'unit à la Matière?

— — — — —
Comme avant que je fusse il n'avoit point
pensé.

De

De meme après ma mort, quand toutes mes
parties

Par la corruption seront anéanties

Par un même destin il ne pensera plus;

Non, rien n'est plus certain, soyons - en con-
vaincus,

Des que nous finissons, notre ame est eclipsée.

Nein! Solche Philosophie hat unmöglich in dem Haupte des Weisen erzeugt werden können, dem wir diese Gedichte zu verdanken haben, und in der That erkennet die authentische Ausgabe diese Gedanken, für eine bloße Nachahmung des Lucrez. Als ein Nachahmer hat der Dichter die Freiheit, die Denkungsart seines Originals anzunehmen, ohne für ihre Richtigkeit stehen zu dürfen.

Wir können schon zum voraus über manchen wichtigen Professor lachen, der sich wider dieses heterodoxe Gedicht wird zum Helden schreiben wollen. Wie viel Fogiten werden sie plündern, um dem durchlauchtigsten Verfasser dialectische Schlingen zu legen, um Scheingründe zu widerlegen, die
der

der Verfasser selbst für nichts anders ausgiebt! Wie viel heilige Eiferer werden ihm Meinungen aufbürden, die er nicht hat, um ihre fromme Rache an einem Werke auszuüben, das ihnen in vieler Absicht nicht sehr günstig zu seyn scheint! Noch grössere Ehren als diese, werden vielleicht ihrem Könige treu zu seyn glauben, wenn sie Gesinnungen annehmen, die ihm die Unwissenheit und die Verleumdung zuschreiben;

L'exemple d'un Monarque impose & fait suivre.

Diesen Leuten dürfte es möglich seyn, wenn man ihnen begreiflich macht, daß dieses keinesweges die wahre Denkungsart des gekrönten Weltweisen sey, daß die Trugschlüsse eines Epikurs, für die Seele eines Marcus Aurelius viel zu leicht sind, und daß die Freyheit zu denken, wenn sie ein grosses Genie, und ein reines Herz vor sich findet, unmöglich der Wahrheit nachtheilig seyn könne. — Mit einem Worte, mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unsterblich-

lichkeit zweifelt, ist, mit dem Herrn von Prémontval zu reden, eine bloße Chimäre, ein viereckiger Zirkel, oder ein rundes Viereck!

Noch eine kleine Section für den Herrn Pr. G. die vielleicht seinen Hochmuth in etwas niederschlagen wird. Doch er wird sie schon selbst finden.. Sein Name wird vermuthlich das erste seyn, das er in diesen Gedichten suchen wird.

D.

Wen

Bev dem Verleger ist zu haben:

- Sammlung der neuesten Schriften, welche die Jesuiten in Portugal betreffen, 2te Sammlung, 8. Gr. 760.**
- Polidor oder die unglücklichen Geschwister, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, 800. Stralsund, 760. 3 Gr.**
- Oemlers Job. Salomo eigene historische theologische Abhandlungen, nebst einer Vorrede von Fanaticismus, 1te Sammlung, 800. Halle, 760. 10 Gr.**
- Ernius, J. A. Abhandlung von der Seelenwanderung nach dem Lehrbegriff der Christen, 419. Leipzig, 760. 2 Gr.**
- Beurtheilung des Zeitpunkts darinnen wir nach der Offenbarung des Herrn gegenwärtig leben, 2ter Theil. 8. 760. 10 Gr.**
- Burf, P. D. Evangelischer Fingerzeig über die Sonntags- und Festtags-evangelien. 8. Leipz. 760. 10 Gr.**
- Scherze der Ehrlichen Mufe. 8. Leipz. 760. 4 Gr.**
- Desfelds, Gorth. Fried. Gedanken von Einwirkung guter und böser Geister in die Menschen. 8. Wittenberg, 760. 3 Gr.**
- Der Arzt, eine medicinische Wochenschrift, 2 Theile, 800. Hamburg, 760. 1 Rthlr. 12 Gr.**
- Gedanken über die Originalwerke in einen Schreiben des D. Youngs an dem Verfasser des Grandison. 8. Leipz. 760. 5 Gr.**

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

XVIII. Den 1. May. 1760.

Der hundertste Brief.

Sie fragen, ob ich auch das Gedichte an Maupertuis gelesen, und was ich von dem Gedanken halte, daß die Vorsehung sich nur um die Art, und nicht um das einzelne Ding bekümmere? — Was ich davon halte? Das, was ich überhaupt von der Philosophie in Gedichten zu halten pflege. Wenn sich die Dichter eine philosophische Farbe vorziehen wollen: so nehmen sie mehrentheils die erste die beste. Eine cynische, stoische, epicurische, oder peripatetische, was liegt daran? Genug, daß die Muse das Vergnügen hat, sich durch den Bart ein nachdenkendes Ansehen zu geben. — Schreiben

Sechster Theil.

S.

Ein.

* La Providence ne s'intéresse point à l'individu: mais à l'espèce.

Sie also immer über dieses Gedicht, Imitation de Lucrece, oder sonst eines noch älteren Schwägers, damit Sie sich niemals irren, und die flachen Gedanken des Dichters auf die Rechnung des Weltweisen setzen.

Hatte ich bey einem unbekannten Dichter die Stelle gefunden,

Non ne présumes point,

Que Dieu regle *un détail trop au-dessous de lui*;

De nos frères destins, de notre *petitesse*;

Le Ciel n'occupe point sa *supreme sagesse*;

Quoi notre individu, quoi nos nombreux
besoins

Meritent-ils sur eux de distraire ses soins?

so hätte ich sie vielleicht einem Schmeichler, etwa aus den Zeiten Ludwigs des vierzehnten zugeschrieben. Der Franzose, würde ich geglaubt haben, mußte den Fehler seines grossen Königs, der sich um Detail seines Reichs gar zu wenig bekümmerte, nicht besser zu beschönigen, als wenn er die Regierung Gottes selbst, nur aufs Allgemeine einschränkte. Die Schmeichler haben nur
gar

gar zu oft Gott von seiner Höhe herunter-
 gesetzt, um ihren irdischen Götzen, (wenn
 man also reden kann) auf seine Unkosten
 zu erheben. Aber uns muß dieser Ge-
 danke beynahe lächerlich scheinen. Wir
 haben das Glück gehabt, von Regenten be-
 herrscht zu werden, denen das kleinste De-
 tail ihres weitläufigen Reichs nicht zu
 klein erschienen hat, ihre väterliche Vor-
 sorge bis dahin zu erstrecken. Unsere Peti-
 tessen mochten noch so tief unter ihrer
 Majestät seyn, so bald sie uns nur wichtig
 waren: so sahen wir mit Bewunderung den
 Thron sich bis zu ihnen herablassen, und
 wie ein liebevoller Hausvater, so gar an
 dem Spiele seiner Kinder mit Theil nehmen.
 Können wir uns nun wohl überwinden,
 dem Höchsten eine Vollkommenheit abzuspre-
 chen, die wir an unsern Regenten bewun-
 dern? Oder kann der Regent selbst, seinem
 Muster, der Gottheit, eine Eigenschaft ver-
 sagen, die ihn derselben so ähnlich macht? —
 Nein! lassen Sie uns immer den Dichter
 von dem Regenten, von dem Weltweisen,

sogar von dem Menschen trennen. Jenem ist es erlaubt, zum Zeitvertreibe Gedanken in Reime zu bringen, die der Regent durch Thaten verlängnet, der Weltweise durch Gründe verspottet, und der Mensch selbst, der sich seines angeborenen Adels bewußt ist, annehmen sich weigern muß.

D.

Hundert und erster Brief.

Sie glauben etwa, daß ich nur die Gesinnungen des hohen Verfassers rechtfertigen, das Gedicht aber Ihrer Kritik völlig opfern werde? — O Sie irren sich! Bis auf einige Ausdrücke, getraue ich mir die Lehren in diesem Gedichte, die Ihnen noch so bedenklich scheinen, zu vertheidigen. Wenn ich sie ja für unwürdig gehalten, auf die Rechnung eines Friedrichs geschrieben zu werden: so geschehe es bloß dieser wenigen Ausdrücke wegen, die allerdings am Rande des Irrthums stehen. In dieser dunkeln Materie ist sehr oft eine bloße Wortbedeutung,

tung, der ganze Unterschied zwischen Irrthum und Wahrheit. Aber leicht kann die kleinste Unachtsamkeit im Ausdrucke, zu wirklichen Irrthümern verleiten. Sie sollten sogleich ein Beyspiel hiervon sehen! Der Hauptsatz unseres Gedichts war: Die Vorsehung bekümmert sich nur um die Art, aber nicht um das einzelne Ding. Dieser Satz ist so, wie er hier ausgedrückt wird, irrig und grundfalsch; nicht so? Ich gestehe es. Geben Sie ihm aber eine kleine Wendung, sehen sie: Die Vorsehung handelt nur nach allgemeinen Gesetzen, die dem Besten des Ganzen, aber nicht jedes einzelnen Dinges zuträglich sind; so haben Sie den berühmten Lehrsatz des Vater Malebranche, durch welchen sich, nach Baylens * Geständnisse, tausend Schwierigkeiten wider die Vorsehung, vortreflich heben lassen; den Lehrsatz, den Pope bereits durch die Reizungen der Dichtkunst verschöbert hat.

S 3

The

* Pensées diverses sur les Cometes. chap. 234.

The universal cause
Acts not by particular, but by general laws.

und ferner

Think we like some weak prince th' eternal
cause,

Prone for his favourite, to renverse his laws?

In der That ist diese Wahrheit, von der Lehre unseres Prinzen nur in einer kleinen Nuance, unterschieden. Sie sagt nicht, die Vorsehung bekümmert sich nicht um das Schicksal einzelner Geschöpfe, weil der Gegenstand für die allerrhöchste Weisheit gar zu niedrig sey; sie drückt sich philosophischer aus. Wenn aus den allgemeinen Gesetzen, sagt sie, die zur Erhaltung des Ganzen die vorzüglichsten sind, in gewissen Fällen besondere Uebel erfolgen, so ändert die Vorsehung deswegen nicht das System der allgemeinen Ordnung. *Changer l'ordre de l'univers*, sagt Jaquelot, *est quelque chose de plus haute importance infiniment que la prospérité d'un homme du bien*. Denselben Gedanken scheint unser philosophische Dichter gehabt zu haben,

haben, nur daß er ihn durch den übereilten Ausdruck, *La Providence ne s'intéresse à l'individu*, etwas verdächtig gemacht hat. Eine kleine Verbesserung, *la Providence ne s'intéresse pas tant à l'individu, qu' à l'espece*, und kein Vernünftiger wird wider diesen Satz etwas zu sagen haben!

Wollen Sie sich völlig überzeugen, daß der durchlauchtigste Verfasser nichts als diese Lehre in den Gedanken gehabt, und daß er sich bloß durch die Unbestimmtheit der Worte öfters verleiten läßt, eine andere Sprache zu führen: so lesen Sie das Gedichte noch einmal aufmerksam durch. Sie werden finden, daß alle Gründe, darauf sich der Verfasser stützt, durchaus nichts mehr beweisen, als daß der Vorsehung mehr an dem Ganzen, als an einem Theile gelegen sey, daß sie das allgemeine Beste dem besondern Besten vorziehe, daß der eingeschränkte Sterbliche, nur den geringsten Theil des grossen Plans übersehe, und also thöricht und verwegen handle, wenn er von der Vor-

schung verlangt, sie solle seinwegen die unendliche Ordnung zerstören, die die gesammten Theile des Unermesslichen im Ganzen umfasset. Hier sind die Stellen, die mir das meiste Gewicht zu haben scheinen!

Dieu soumit les effets à leurs premières causes,
 Sur des événements il laisse aller les choses;
 Ce qui nous paraît bien, ce qui nous paraît mal,
 Tout concourt en effet à son plan general.
 Les loix, qu' à la nature imposa sa sagesse
 Se bornent au devoir de conserver l'espece.

Eh quoi! la taupe aveugle en son vil souterrain,
 Doit-elle critiquer les palais de Berlin?
 Peut-elle apercevoir leur immense étendue?
 A sa morte de terre elle borne sa vue.
 Mais pertuis! l'homme est taupe, étroitement
 borné,
 Par l'instinct de ses sens, il se trouve enchaîné,
 Ses jugemens sont faux, ses lumières trompeuses.

Tels sont nos préjuges! l'homme d'un regard louche
 Voit & sent vivement le malheur qui le touche,

Mais

*Mais il n'aperçoit point dans la totalité
 Le bien que son mal fait à la société.
 Atome imperceptible, insecte qui murmure,
 De quel tort tu plains - tu? Que te doit la
 Nature?
 T'avait-elle promis de troubler l'Univers
 Pour t'épargner des soins, des peines, des revers?*

Hierauf folgt eine ungemein rührende Beschrei-
 bung von der Pest, die zu Ende des vorigen
 Jahrhunderts in Preussen gewüthet; und endlich
 die daraus gezogene sehr richtige Folge:

*Si ces calamités troublaient l'ordre des choses,
 La main du Tout-puissant arrêterait leurs causes;
 Mais ce qui nous paraît un malheur capital,
 N'est rien, quand on le voit d'un coup d'œil
 • general.*

Gestehen Sie mir, aus allen diesen Gründen
 konnte der Weltweise unmöglich die seltsame
 Folge ziehen, daß sich die Vorsehung um
 Kleine gar nicht bekümmere. Um's Kleine?
 Wo trennen sich denn in der Natur die Gren-
 zen des Grossen und Kleinen? Wo fangen die

Gegenstände an, für die Vorsehung wichtig genug zu werden? Die Arten sind unerheblich in Ansehung der Gattungen, die Untergattungen in Ansehung der höhern Gattungen; das Allgemeine erkennt ein noch Allgemeineres in Ansehung dessen es wie nichts zu achten ist: wo macht denn die Vorsehung den Anfang?

O. nein! lassen Sie uns einem erleuchteten Kopfe keine so übel zusammenhängende Gedanken zutrauen. Beurtheilen Sie Ihn, weder aus dem Titel noch aus einigen Zeilen, in welchen sich der Weltweise zu vergessen scheint. Vergleichen Sie lieber die angeführten Stellen in welchen ausdrücklich gesagt wird:

1) Alles was wir hier sehen, sowohl was wir für böse, als was wir für gut halten, gehört mit zum allgemeinen Plane.

2) Der eingeschränkte Mensch siehet nur einen sehr geringen Theil dieses unermesslichen Plans,

Plans, und kann das Ganze nicht beurtheilen.

3) Er siehet und fühlet nur das Unglück, das ihn drücket, und begreift nicht, daß sein Unglück selbst das allgemeine Wohl befördert.

4) Die Natur ist nicht verbunden die Ordnung des Ganzen zu zerstören, um dem murrenden Insect, dem Menschen, Sorge, Mühe, und Widerwärtigkeiten, zu ersparen.

5) Die schrecklichsten Uebel, die sich auf Erden zutragen, zerstören die Ordnung des ganzen Weltgebäudes nicht, sonst würde ihnen der Allmächtige Einhalt thun.

Erwegen Sie diese Sätze, und sagen Sie, ob man sich deutlicher erklären kann, daß alle Uebel aus der Welt weg bleiben würden, wenn es ohne die allgemeine Ordnung zu zerstören geschehe.

geschehen könnte; daß die Vorsehung zwar das Interesse eines jeden einzelnen Geschöpfes beherzige, aber nur in dem Verhältnisse, in welchem es gegen dem Ganzen steht; sie versorgt auch das Individuum, aber weniger als die Art, einen kleinen Theil weniger, als einen größern, und diesen weniger als das Ganze. Dieses ist die völlige Lehrmeinung des Pater Lebranche; und ich sage es noch einmal, bloß durch die Unbestimmtheit der Worte kann sich der hohe Verfasser haben verleiten lassen, an einigen Stellen von diesen vortreflichen Lehren ganz unvermerkt abzukommen.

Ich habe mich sehr oft auf den P. Malebranche berufen, und um Sie an das System dieses Weltweisen wieder zu erinnern, will ich zum Beschlusse eine schöne Stelle aus Baylens Betrachtung über die Cometen hersetzen, in welcher die Gedanken des Paters erläutert werden. „Ich trage kein Bedenken, sagt Bayle, „zu behaupten, daß diejenige, „die das Wohlergehen der Menschheit befremdet
 „der

„det, über die Natur der Gottheit sehr wenig
 „nachgedacht haben, und die Obliegenheiten
 „einer Ursache, die alles regiert, nach der
 „Nichtschmuck einer weit niedrigen Vorsehung
 „beurtheilen müssen. Dieses zeigt einen sehr
 „kleinen Geist an. Wie? Soll Gott, der so
 „wohl die freyen, als die nothwendigen Ursa-
 „chen hervorgebracht, und so untereinander
 „versetzt hat, wie sie am geschicktesten sind, die
 „Wunder seiner unendlichen Weisheit zu offen-
 „baren, soll er Gesetze einführen müssen, die
 „zwar der Natur der freyen Ursachen angemes-
 „sen, aber so unbeständig sind, daß sie der min-
 „deste Verdruß, der einem Menschen zustößt,
 „zum Untergang der menschlichen Freyheit,
 „völlig umstossen soll? Ein gemeiner Statt-
 „halter würde sich dem Spotte und der Ver-
 „achtung aussetzen, wenn er jederzeit seine
 „Verordnungen ändern wollte, so oft sich
 „jemand einfallen läßt, wider ihn zu murren,
 „und Gott, dessen Gesetze auf ein so allgemei-
 „nes Beste abzielen, daß vielleicht alles, was
 „uns sichtbar ist, nur einen geringen Neben-
 „antheil

„antheil daran hat, Gott soll gehalten seyn,
 „von seinen Gesetzen abzugehen, weil sie heute
 „diesem, morgen jenem nicht gefallen; weil ich
 „ein Abergläubiger, den ein Wahn von bösen
 „Vorbedeutungen ängstiget, von dem Irthu-
 „me, auf ein lasterhaftes Opfer übergehet, und
 „ist eine fromme Seele, die aber die Tugend
 „dennoch so hoch nicht schäzet, daß sie den
 „Mangel derselben für die größte Strafe hal-
 „ten sollte, sich ärgert, daß ein Gottloser reich
 „ist, und einer dauerhaften Gesundheit genießt?
 „Kann man sich wohl von einer allgemeinen
 „Vorsehung falschere Begriffe machen? Alle
 „Welt gestehet, daß das Gesetz der Natur,
 „das Stärkere überwindet das Schwächere,
 „sehr weislich angeordnet sey, und daß es
 „lächerlich sey, zu verlangen, Gott solle von
 „diesem Gesetze eine Ausnahme machen, so
 „oft ein Stein auf ein zerbrechliches Gefäß
 „fällt, das dem Besitzer sehr lieb ist, um diesem
 „Besitzer den Verdruß zu ersparen. Ist nun
 „dieses, so muß man gestehen, daß die Forde-
 „rung eben so lächerlich sey, Gott solle von
 „dem

„Demselben Gesetz abzuweichen, so vst sich ein
 „Ungerechter mit dem Raube eines Rechtschaf-
 „fenen bereichern will. Je mehr sich der Ruch-
 „lose über die Eingebungen des Gewissens
 „und der Ehre hinweg setzt, destomehr ist er
 „dem Rechtschaffenen an Macht überlegen.
 „Wenn sie sich also zu nahe kommen; so muß
 „der Rechtschaffene nach dem Laufe der Natur
 „nothwendig unterliegen. — Die da verlan-
 „gen der Lasterhafte soll krank seyn, sind eben
 „so unbillig, als diejenige, welche verlangen
 „ein Stein soll auf ein Glas fallen können,
 „ohne es zu zerbrechen, denn wie seine Orga-
 „nen beschaffen sind, können die Nahrungen,
 „die er zu sich nimmt, und die Lust, die er
 „athmet, nach den Gesetzen der Natur seiner
 „Gesundheit auf keinerley Weise schädlich seyn.
 „Die sich also über seine Gesundheit beklagen,
 „beklagen sich blos, daß Gott ihnen zugefallen
 „die Gesetze nicht verändert, die er eingeführt
 „hat, u. s. w.

Es ist sehr schade, sagt Leibniz, der diese Stelle anführt, hinzu, daß Bayle diesem Weg die Zorführung zu vertheidigen, den er so glücklich betreten, so bald wieder verläßt. Hätte er fortgefahren, was für Nutzen hätte er nicht stiften können!

D.

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

XIX. Den 8. May 1760.

Hundert und zwentzter Brief.

Der zwente Theil des Nordischen Rufses
hers ist noch nicht hier. Sie müssen sich
gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie et-
was von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es
voraussehen sollen, wofür man meine Freymü-
thigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke,
die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont
heraufgeführt, * hat sich in ein erschreckliches Un-
gewitter ausgedreht. Und es ist keine unbekannte
Stimme mehr, die aus der finstern Höhe dessel-
ben auf mich herab donnert. Es ist die Stimme
eines Professors, eines berühmten Professors, der
von der Grammatik an bis auf die Philosophie,
seine Lehrbücher geschrieben hat.

Sechster Theil.

§

Hier

* Man sehe den zwey und neunzigsten Brief.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad.* Nun? werden sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poßierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen wollte, so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstaten wollte. — Was Herr Basedow auf den Titel merkwürdigen

* Gordt. 1760, in groß Octavo, fünf Bogen.

Abstract

22

mir ein Ungeheuer darinn. Ich erschrecke und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner, stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der ickigen Gelehrsamkeit der Deutschen, wissen die Verdienste „des Herrn Hosprediger Cramers. Der Verfasser der nach dem Bossuetschen Muster „fortgesetzten Weltgeschichte; der neueste und „sorgfältigste Ausleger des Briefes an die „Hebräer; der geistliche Redner, der in „unsern Tagen kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu lesen „verlangt; der Uebersetzer des Chrysostomus, „welcher seinem Originale gleicht, das er „durch

„durch viele Anmerkungen und Abhandlungen
 „bereichert hat; derjenige, den wir die beste Ue-
 „bersetzung der Davidischen Psalmen in gebund-
 „ner Schreibart zu danken haben; der Verfasser
 „des Schutzgeistes; derjenige, der an dem
 „Jünglinge, den Bremischen Beyträgen, und
 „darauf erfolgten vermischten Schriften, ei-
 „nen ansehnlichen Antheil genommen hat, end-
 „lich der Verfasser der meisten Stücke des Mor-
 „dischen Aufsehers, sind nur — — ein einziger
 „Mann, welcher in der ersten Hälfte der ge-
 „wöhnlichen Lebenszeit ein solcher einziger Mann
 „ist! —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul
 voll, er mag schmähen, oder er mag loben. Die
 Hyperbel ist seine Lieblingsfigur in beyden Fällen.
 Dieser einzige Mann! Nicht zu vergessen; er war
 auch einer von den hällischen Bemühern, die-
 ser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht
 gegen jemand seyn, weil ihn ein Schmeichler auf
 eine unverschämte Art lobt? Nein. — Herr
 Cramer ist allerdings ein verdienter Gottes-
 gelehrter; einer von unsern trefflichsten Schrift-
 stellern.

stellen. Aber Herr Cramer ist ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schicke es sich am allerwenigsten, der Verfasser des Nordischen Aufsehers zu werden. Er hat Lobsprüche darinn erhalten, die seine Unpartheylichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nordischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen. Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers, als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun sey, in welchem er gerne

wolle,

wolle, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewisser maassen auch sein Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Critik bey weiten nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, dem es auf keine Weise befremdet, wenn andere anderer Meinung sind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die Selbstvertheidigung,“ sagt er, wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmahls in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehlern und Lastern verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Ueberdem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu seyn, daß

„Sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Gra-
 „de klar ist, bey der verständigen und billigen
 „Welt keine Verantwortung derselben zu bedür-
 „fen glauben.“ — Nicht doch! So ein grosses
 Wir hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wol-
 len. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte
 sein Freund keinen solchen Commentarium darüber
 schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf an-
 kommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den
 Seelen von einer gewissen Würde haben, von
 selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er
 seine Würfung. Keine Großmuth will mit
 Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die
 Finger eines Freundes, o so wird sie vollends
 lächerlich! x.

G.

Hun-

Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge; und verfälscht auf die hässlichste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezwweifelt, ob man dem Herrn Erasmio ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortreflichste Versificateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunstschützer der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches Genie, sagt einer von den ersten, „den ich eben vor mir liegen habe,“ ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The man of rhymes may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination,

§ 5

the

• Der Verfasser des Essay on the Writings and Genius of Pope, S. III.

the true *Maker, or Creator*; is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of sir William Temple where he says: „That of all the numbers of „mankind; that live within the compass of a „thousand years, for one man that is born capable of making a great poet; there may be „a thousand born capable of making as great „generals, or ministers of state; as the most „renowned history.“ Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich geurtheilt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landeleuten eigentlich nur drei Männer für Poeten; den Spenser; den Schafespear, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab: Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortreflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und was macht er dafür Popen? Eben das, was ich

Cra

Cramern mache: zu den vortreflichſten Verſificateur. Und ich habe Cramern geſchmäht, daß ich ihn mit Popen auf eine Bauf ſetze? Iſt denn ein Verſificateur nichts, als ein Reimer? Kann man der vortreflichſte Verſificateur ſeyn, ohne ein Mann von vielem Wiſe, von vielem Verſtande, von vielem Geſchmacke zu ſeyn? Diderot, der neueſte, und unter den neuen unſtreitig der beſte franzöſiſche Kunſtrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Verſificateurs. Quelle difference entre le Verſificateur & le Poete! Cependant ne croyez pas que je mepriſe le premier: ſon talent eſt rare. Mais ſi vous faites du Verſificateur un Apollon, le poete ſera pour moi un Hercule. Or ſuppoſez une lyre à la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon ſur une maſſue; jettés ſur ſes épaules la peau du lion de Némée, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in den höchſten Grade: und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeich-

ler

ler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worinn der Poet von dem Versificateur unterschieden ist: so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: *πᾶς ἐπὶ πονοῖ κινεῖται.*

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offener Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramer den vortreflichsten Versificateur genannt: und Herr Basedow macht seinen Lesern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genannt, und läßt * diese beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Bey-

worte

Worte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortreflichste ist, mit welchem Weymorte sich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen: und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so praleet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetische Genie des Herrn „Hospredigers, und besonders zu erhabenen und „zugleich lehrreichen Oden, ist zu bekannt, als „daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beyfall zu finden, da er es ihm despotisch „absprach, und nichts als die Vollkommenheit „eines Versificateurs lassen wollte. — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramerschen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeigt? Das habe

habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drey Oden, im ersten Theile des „Nordischen Aufseher's, Anlaß geben, ein solches „Urtheil zu fällen, werden die Leser aus folgenden „Strophen sehen. — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten
Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre sind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu versöhnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir sind die Beute seines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!

Wie

Wie herrlich ist der Sieger Lohn?
 O kämpfet, o kämpfet, uns krön'et der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
 Ich habe, Vater, dich verkläret,
 Verklären will ich dich noch mehr.
 Ich hatte tief in Qual versunken,
 Schon mehr als einen Kelch getrunken,
 Ach wie ist die Hand so schwer?
 Allein ich will sie ganz versöhnen,
 Laßt sie in diesen Wunden ruhn!
 Vergib, vergib, o Vater, ihnen,
 Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,
 Ertönt auf einmal ihr Gesang,
 Und alle nannten Friedrichs Namen,
 Und alle nannten ihn voll Dank:
 Uns hat Jehovah sein Leben,
 In einer der gnädigsten Stunden gegeben,
 Fleug unser Dank, fleug mit umher,
 Er, der ihn gab, gedenke Seiner!
 Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner
 Wird billiger geliebt, als Er.

Können

Können Sie sich des Lachens ent- halten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald beweisen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergehen, daß ich einen solchen Sänger den vorzüglichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher.

G.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XX. Den 15. May. 1760.

Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreyimal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheint. Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreiet? Es ist wahr, ich habe es mit feinen Beyspielen bestätigt. Aber mit wie vielen will er es noch bestätigt haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auf-

Sechster Theil. U fallen

fallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß! — Was hilft's? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, i. E.

„Große Beispiele der Frömmigkeit und Tugend
 „unter denen, welche sich durch Geburt und Wir-
 „den über andere Menschen erheben, sind nicht
 „allein so rührend, sondern auch so unterweisend
 „und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, selbst
 „die, welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe
 „kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die
 „Religion das Andenken derselben zu erhalten
 „und fortzupflanzen verbunden sind, und von
 „der blossen Furcht, nicht genug von ihnen sagen
 „zu können, nie zurückgehalten werden dürfen,
 „öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie
 „davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu
 „ihrem Ruhme vereinigen &c.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche
 „Beleidigung der Tugend; sie erniedriget
 „den

den Menschen so tief; die Vernachlässigung und Uebertretung der edelsten Pflichten, ist bey ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viel nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche und gemeine Beste, daß sowohl der Menschenfreund, als der Patriot, unter einer dringenden Verbindlichkeit steht, für sichere und zuverlässige Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährlichen Laster Grenzen zusehen, und den ausschweifenden Gebrauch berauschender Getränke zu verhindern u.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

3. E. „So sorgfältig sich auch Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder die

„angebohrne Unordnung desselben unterhalten
 „und vermehren kann; so nothwendig es auch
 „ist, sehr frühzeitig mit denselben, als mit ver-
 „nünftigen Wesen umzugehen, die des Nachden-
 „kens und der Ueberzeugung fähig sind: So ist es
 „dennoch beynahe unmöglich, diese wichtigen
 „Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter
 „Mittel zu erreichen, ob es gleich eine eben
 „so unlängbare Erfahrung bleibt, daß nach den
 „von Natur sehr verschiedenen Charakteren der
 „Kinder, einige der Züchtigung mehr, und an-
 „dere derselben weniger bedürfen.

Ober: „So oft ich mich zurück erinnere, wie
 „sorgfältig mein Vater schon in meiner frühesten
 „Jugend den Geist der Frömmigkeit und eine
 „lebhafteste Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen
 „das höchste Wesen, tugendhaft zu seyn, in meine
 „Seele zu pflanzen suchte, und wenn mir mein
 „Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen
 „zu denen ich, gleich andern, starke Neigun-
 „gen und Versuchungen gehabt habe, diese
 „Neigung mich bewahret hat: so fühle ich
 „mich

„mich allezeit von den zärtlichsten Empfindungen
 „der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich sie gleich
 „durch nichts beweisen kann, als nur dadurch,
 „daß ich das Andenken seiner Gesinnungen erhalte
 „und durch sein Beyspiel andere Väter aufmun-
 „tere, Kinder, die sie glücklich zu machen wün-
 „schen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten!
 Welche Zheuerung an Gedanken! Gedanken?
 Daß man der schändlichen Trunkenheit steu-
 ren müsse; daß man die Kinder auch manch-
 mal züchtigen müsse zc. Kann man abge-
 drohnere Wahrheiten mit aufgeblassenen Backen
 predigen? — Mit diesen vier Perioden fangen
 sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn ich
 Ihnen versichre, daß sich dreßsig andere nicht
 viel erträglicher anfangen; daß in allen, Mittel
 und Ende dem Anfange vollkommen gemäß
 sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in
 seiner Materie noch weit schleppender, lang-
 weiliger, verworrener wird: werden Sie
 mir auf ein Wort glauben? Nicht? Ich be-
 gehre

gehrt es auch nicht. Aber ihr Athem soll es empfinden. Lesen Sie; nehmen Sie dabei alle Ihre Gedanken zusammen; und sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich, hebt das dreißigste Stück an, in
 „unsern Zeiten die Bestreitung, und Verachtung
 „der Religion so weit ausbreitet, daß sie auch
 „die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist
 „es für diejenigen, welche sich nach ihren häus-
 „lichen Umständen in die Gesellschaften der größ-
 „fern Welt eingeflochten sehen, nicht genug, mit
 „den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu seyn,
 „und die Gründe einzusehen, die einen vernünf-
 „tigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu befürch-
 „ten hat, der muß seine Feinde; er muß ihre
 „Stärke, ihre Waffen, und die Art wie sie
 „streiten, können, damit er sich zur Zeit des Kam-
 „pfes desto glücklicher vertheidigen könne. Es
 „scheinet zwar, daß man von den Einwendungen
 „wider die Wahrheit nicht unterrichtet zu seyn-
 „brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil
 „und Gewohnheit annimmt: sobald man sie
 „bkennt,

„bekennt, weil es richtige, überwiegende und
 „unumstößliche Beweise waren, die uns über-
 „redeten. Allein, wenn man diese Wissenschaft
 „besitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit,
 „und besonders auch die Strafbarkeit der Ein-
 „würfe kennt: So hat man weniger zu befürch-
 „ten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der
 „Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame
 „Erschütterung leiden werde; unsre Vernunft ist
 „selbst von einer plötzlichen Unordnung und Ver-
 „dunklung sicher; man ist vorbereiteter und geüb-
 „ter zu widerstehen, und ist der rechtschaffene
 „Mann, der seinen Glauben liebt, nicht verbun-
 „den, denen zu widerstehen, welche die großen
 „Grundsätze desselben angreifen, und entweder
 „durch künstliche und verblendende Schlüsse, oder
 „durch Einfälle, welche voll Witz zu seyn
 „scheinen, ihrer Würde und zugleich ihres
 „Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist
 „seine Ueberzeugung so gewiß und unbe-
 „weglich, daß ihn keine Einwürfe irren kön-
 „nen; aber wenn er in irgend einem gesell-
 „schaftlichen Gespräche, durch solche Zubrin-

„gungen aufgefodert, welche ihn verbinden, be-
 „leidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf ge-
 „wiffe Einwürfe nicht antworten kann; wenn
 „er nicht fähig ift, ihnen ihren falſchen Schim-
 „mer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen,
 „und das Falſche in feindfeligen Beſchuldigungen
 „zu entdecken: So wird er wider feinen Wil-
 „len die ſtolzen Verächter ſeines Glaubens
 „in der Einbildung beſtärken, daß ſie diejenigen,
 „die ſich für verbunden achten, Religion zu ha-
 „ben, weit überſehen; ſie werden ſein Still-
 „ſchweigen und die Verwirrung, worin ſie ihn
 „brachten, für einen Triumph über ſie ſelbſt
 „halten, und den Schwächern können ſie viel-
 „leicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit
 „gegen Wahrheiten verführen, die er nicht genug
 „ſchätzt, weil er ſie nicht genug unterſucht
 hat &c.

Was plaudert der Mann? Sie werden
 ihn ſchon noch einmal leſen müſſen. Und
 wenn Sie denn nun ſein Biſchen Gedanken
 weghaben; wollten Sie ſich nicht getrauen,
 es

es mit dem siebenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen?

G.

Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreyimal Athem hohlen muß, ehe sich der Sinn schließt; wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschrankte und verschraubte Glieder und Einschüßel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort gezählet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Immermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Lordischen

Auffseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines leichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?“ Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil; freylich predigen nicht alle leichten Homileten so: sondern nur die leichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rethorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Badow dieser meiner Critik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nemlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Auffsehers sage, soll ich wider den Herrn Hosprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hosprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis gesagt haben:

haben: Sein Stil sey der schlechte Kanzelstil eines leichten Homilisten u. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufseher: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser ihrer Ausdehnung meines Labels, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Criticus, so oft er ein Werk zu beur-

herrschaften vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; was nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Criticus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu versiechen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben: ich würde den Herrn Cramer dabey genannt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Dben gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhand-
lungen

lungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe: daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat; das weiß ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hosprediger bedaure; daß ich seine Zuhörer bedaure; Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen: oder er verkennt die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündigt? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unverständigen Menge täuschen, wenn er gerichtliche Räncke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside

side, macht. Man suche mit Fleiß die allert-
 längsten aus den Reden des Römers, und ich
 will verloren haben, wenn man einen einzigen
 findet, in welchen alle Symmetrie sowohl unter
 den Worten, als unter den Gedanken, so ge-
 waltig vernachlässiget ist. Und nur diese Sym-
 metrie, von welcher Arthur gar nichts weiß,
 macht die langen zusammengesetzten Perioden er-
 träglich, besonders wenn sie eben so selten einge-
 streuet werden, als es die kurzen und einfachen
 bey ihm sind.

Unter dessen muß bey dem Herrn Bafedow Et-
 cero doch derjenige seyn, dessen Beredsamkeit noch
 größere Armseligkeiten des Arthur Ironside de-
 cken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten
 verwandeln muß. Sie erinnern sich der edelhaft-
 gen Ausdehnung des Gleichnisses von einem Men-
 schen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.*
 Herr Bafedow gesteht zwar selbst, daß dieses
 Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer
 seyn könnte: Aber können Sie sich einbil-
 den,

* Man sehe unsern funfzigsten Brief.

Den, was er gleichwohl davon sagt? „Ja
 „gestehe es, sagt er, einige grosse Schriftsteller
 „die mehr Demosthenisch als Tullianisch sind,
 „würden hier ein so ausführliches Gleichniß nicht
 „gewählt haben. Aber wer war grösser, Tul-
 „lius oder Demosthenes? Viele gute Schrift-
 „steller würden dies Gleichniß nicht so haben aus-
 „führen können, wenn sie auch gewollt hätten.
 „Aber diese würden auch dadurch gereizt ha-
 „ben, daß ihnen eine gewisse Art der Grösse
 „in der Beredsamkeit fehle, die man an einem
 „Cramer mit Ehrerbietung bewundert. —
 Da haben wirs! Nun will ich gern nicht
 stärker in den Herrn Basedow bringen;
 nun will ich ihn gern nicht auffordern, mit
 doch ein ähnliches so ausgereiftes Gleichniß
 bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn
 er gestehen müßte, daß auch bey dem Tul-
 lius keines anzutreffen wäre, was hätten
 wir nach der einsichtsvollen Frage: Aber
 wer war grösser, Tullius oder Demos-
 thenes? anders zu erwarten, als die
 zweyte Frage: Aber wer ist grösser,
 Tullius

Epilius oder Cramer? — Sieber will ich
bewundern mit Ehrerbietung bewundern und
schweigen.

G.

Bei dem Verleger ist zu haben:

**Heinrich Benjamin Anleitung zu den vornehmsten
historischen Wissenschaften, 8vo. Berl. 1760. 20 Gr.**

**Muzelii Fried. Compendium universae latinicis ad
victum lexic Fabro-Cellariani 8vo. Berolini,
1760. 10 Gr.**

**Voyages, & aventures de Jacques Massé II. Tom.
8vo. Utopie 1760. 1 Rthlr.**

**Reponse de sir Manly à Milady Comtesse de Sun-
derland dans les Lettres de Milady Catesby.
8vo London, 1760. 2 Gr.**

**Avantages du Mariage. II Tom. 8vo. Bruxelles
1760. 20 Gr.**

**Gellerts C. F. Betrachtungen über die Religion.
8vo. 1760. 1 Gr.**

**Schreiben an einen guten Freund über das Gleich-
niß vom verlorenen Sohn. 8vo. 1760. 2 Gr.**

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XXI. Den 22. May 1760.

Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schieffet! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiel mir deswegen, weil darinn von einem unbestimmten Satze unbestimmt raisonniret werde. Aber nein, mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen mißfallen habe, „weil in demselben einigen, die ich selbst „für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte „Name abgesprochen wird.“ Ich erschrock, als

Sechster Theil. X ich

ich diese Worte zum ersten male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedorw weiß, das weiß er ganz gewiß. Unwissender Mann! rief ich aus; Sie können mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruchs machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Satze bedeuete. Und diese Zweideutigkeit habe ich eine Sophisterei genannt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedorw dabey liest. Gesezt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte: „ist es nicht ein menschlicher Fehler der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte Zweideutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat

„hat noch eine Metaphysik ohne Fehler geschrie-
 „ben, und ich getraue mir zu sagen, daß die
 „Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils aus
 „der Zweydeutigkeit der Worte entstehen. Wer
 „mir solche Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß
 „braucht, um andere zu verblenden, wer in ein
 „solches Versehen nicht oft verfällt, wer sich nicht,
 „wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch
 „neue Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget,
 „der kann allemal ein grosser und verehrensbür-
 „diger Mann seyn, und dem kann man, ohne
 „Luft an gelehrten Scheltworten, nicht Sophister-
 „reyen und Fechterstreiche vormwerfen. Sonst
 „müßte kein Leibniz, Wolf, Mosheim, ja
 „kein grosser Mann, von seinen Beurtheilern mit
 „Recht verlangen können, daß er mit solchen un-
 „höflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben. —
 „Ich verstehe von der Höflichkeit nichts, die Herr
 „Basedow hier prediget. Er nennet gelehrte
 „Scheltworte, was nichts weniger als Scheltwor-
 „te sind. Wenn ein grosser Mann eine Sophiste-
 „rey begehet, und ich sage, daß er eine begangen
 „hat: so habe ich das Kind bey seinem Namen ge-
 „nemt.

nennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nannte. Man kann sich einer Sophisterei schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn; so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem grossen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen? Und ist das der Ton, der einem grossen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird: und hat er sich wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umstände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterei: als wenn man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen präliminiret, und ihn um gütige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung.
 Nun hören Sie, wie Herr Basedow beweisen
 will, daß mein Tadel auch ungegründet und
 falsch sey. Er analysirt in dieser Absicht das
 ganze Blatt; und es ist nöthig, daß ich Ihnen
 das Skelet, welches er davon macht, vor Augen
 lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne
 Religion..

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht.
 „die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen ge-
 „gen andere folgen, allesamt getreu und sorgfältig
 „zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen
 „Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht
 „zu erfüllen trachtet.

„Erster Zusatz. Volidar, dessen uner-
 „schöpflicher Witz über Lehren spottet, die er
 „niemahls untersucht hat, und Lehren lächerlich
 „macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob
 „sie es verdienen, ist also kein rechtschaffener
 „Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und

„manweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch
 „eine Wirkung des in der Jugend gelernten
 „Catechismus seyn kann, den er nunmehr ver-
 „achtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat eine
 „natürliche Neigung zu denen Handlungen,
 „die, wenn sie aus dem rechten Grunde ge-
 „schehen, rechtchaffen heißen. Aber diese
 „Neigung ist im hohen Grade schwach und
 „unzuverlässig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtshaffener
 „muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegen-
 „ständen haben, gegen welche man rechtchaffen
 „handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß
 „kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkennt-
 „niß Gottes; und durch diese zum Wunsche ei-
 „ner Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht,
 „eine vorgegebene Offenbarung ohne sorgfältige
 „Untersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger
 „zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge
 „des ersten Beweises) nicht rechtchaffen.

„Drit-

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der
 „Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein
 „Mensch, der weder geoffenbarte noch natürli-
 „che Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten
 „zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser ein-
 „geschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann
 „seyn könne. Man hat aber bessern Grund es
 „zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Ver-
 „stande für wahr hält, und sein Herz zur Aus-
 „übung derselben gewöhnt.“

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrech-
 liche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn
 man ihm seine rauschende Einfleidung, seinen
 rhetorischen Glitterstaub, seine Röthurnen nimmt.
 Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin na-
 ckend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf
 Minerva nur ihre Eule zu Felde schicken. —
 Doch lieber keinen Witz! Herr Besedow ist ein
 Todfeind von allem Witz. Er erwartet Gründe;
 und wie können Gründe bey Witz bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene
 Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr

Basedow ausgezogen hat, anzustellen. —
 Vor allen Dingen muß ich wegen der Be-
 deutung des Wortes ein Mann ohne Re-
 ligion mit ihm einig werden. Ein Mann
 ohne Religion also, heißt entweder ein
 Mann, der kein Christ ist, der diejenige
 Religion nicht hat, die ein Christ vorzüg-
 licher Weise die Religion nennet: Das ist die
 erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann,
 der gar keine geoffenbarte Religion jaget,
 der weder Christ, noch Jude, noch Türke,
 noch Chineser u. weiter als dem Namen
 nach ist, der aber eine natürliche Religion
 erkennt, und die Wahrheiten derselben auf
 sich wirken läßt: Das ist die zweyte Be-
 deutung. Oder es heißt ein Mann, der sich
 weder von einer geoffenbarten, noch von der
 natürlichen Religion überzeugen können; der
 alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läug-
 net: Das ist die dritte Bedeutung. Mehr
 als diese drey Bedeutungen sollte das Wort
 ein Mann ohne Religion nicht haben.
 Allein, ich weiß nicht wie es gekommen ist,
 daß

daß man ihm auch eine vierte giebt, und ein Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Bösewicht darunter versteht, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis paßt. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? Ja der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude u. Pflichten gegen Gott, und trachtet diese Pflichten zu erfüllen. Ja der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft

erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bey diesem hinlänglich sind: Das ist hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennet? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offenkundiger Zirkel? Man setzt nehmlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus und bringt in die Erklärung der Nothwendigkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihm ein Papist nicht gegen ihn selbst lehret, und in der nehmlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nehmlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Papst auf, die

Pflichte

Pflicht, nemlich dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich: aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unsrer dritten Bedeutung, zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist un widersprechlich, sollte ich meinen. Also, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trifft ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion abprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne

ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffner Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir lieber, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben überzeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey: aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen? wenn er durch Spötereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsin; und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch so gar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spottet, weiter nichts als spotten wollte, würde
 kein

kein rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren angeschlossen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Juthun von selbst verspotten wird.

Bei dem allen scheint es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionspötker zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidar, den er in dem ersten Zusaze seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionspötker? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt

heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt
mich nicht anders, als wenn man einen
Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey
ein Mensch ohne Ehgel.

Der Beschluß künftig.

Bei dem Verleger ist zu haben.

Ehrgedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist,
zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 4to.
Berlin, 1760. 6 Gr.

H. J. P. Versuch über die Kunst, stets fröhlich zu
seyn. 8vo. Leipzig, 760. 4 Gr.

Agamemnon und Coriolan, zwey Trauerspiele.
8vo. Copenh. 760. 1 Rthlr.

Curtius M. C. kritische Abhandlungen und Gedichte.
8vo. Hannov. 760. 12 Gr.

Stiebrig J. S. auserlesene Wahrheiten der Vernunft
und Religion. gr. 8vo. Halle, 760. 1 Rthlr.

Bougeant W. S. Historie des dreßsigjährigen Krieges.
4ter Theil. gr. 8vo. Halle, 760. 1 Rthlr. 4. Gr.

Briefe, schottländische, oder merkwürdigen Nachrichten
von Schottland, 1ter Theil, 760. 1 Rthlr.

Eben

Ghemlich kleine Beiträge zur Theosophie, oder zur Erkenntnis Gottes aus den Conchylien, mit K. 4to. Frst. und Leipz. 760. 16 Gr.

Gieseke K. D. Sammlung einiger Predigten. 8vo. Rostock. 760. 1 Rthlr. 6 Gr.

Hambergers G. C. zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftsteller, 3ter Theil, 8vo. Lemgo. 760. 1 Rthlr. 16 Gr.

Sammlung verschiedener die Fiebrerrinde betreffender Abhandlungen und Nachrichten, mit K. 8vo. Nürnberg, 760. 12 Gr.

Kleins Jac. Theod. Classification und kurze Geschichte der vierfüßigen Thiere, mit Kupf. 8vo. Linde, 760. 1 Rthlr.

Michaelis Joh. Dav. Beurtheilung der Mittel, welche man anwendet, die verstorbene hebräische Sprache zu verstehen, 8vo. Götting. 757. 12 Gr.

Walsh, Joh. Chirurgische Anatomie oder genaue Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers, mit Kupf. 4. Frst. 1760. 2 Rthlr. 12 Gr.

la Placette, Joh. Tod. der Gerechtigkeit, oder die Weise wohl zu sterben, 2 Theile, 8vo. Zürich, 760. 1 Rthlr. 8 Gr.

Reinhard Joh. Paul Beiträge zu der Historie Frankenlandes und 1ter Theil, 8vo. Bayreuth, 760. 16 Gr.

Ring

-
- Ringeltaube Mich. die Religion der Engel, 1ter
 Theil, 8vo. Bresl. 760. 12 Gr.
- Sammlung der Schweizerischen Gesellschaft in Bern,
 von landwirthschaftlichen Dingen. 1ter Theil.
 8vo. Zürich, 760. 12 Gr.
- Schäfer Jac. Chr. vorläufige Beobachtung der
 Schwämme um Regensburg mit Kupf. 4to.
 Regensp. 760. 1 Rthlr.
- Der Bichschwamm mit grünschleimigen Hute
 mit Kupf. 4to. Regensp. 760. 1 Rthlr. 8 Gr.
- Schæpfli Joh. Dan. Vindiciæ Typographice, 4to.
 Argentorati. 760. 1 Rthlr.
- Schriften einige der Altdorffischen deutschen Gesell-
 schaft, 8vo. Altdorf, 760. 8 Gr.
-

B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

XXII. Den 29. May. 1760.

Beschluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise.
Ein Rechtschaffner muß eine gründliche
„Erkenntniß von den Gegenständen haben,
„gegen welche man rechtschaffen handeln
„muß. Indem er zu dieser Erkenntniß
„kömmt, gelangt er auch zur natürlichen
„Erkenntniß Gottes; und durch diese zum
„Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat
„er die Pflicht, eine vorgegebene Offenba-
„rung, ohne sorgfältige Untersuchung nicht
„zu verwerfen, vielweniger zu verspotten.
„Thut er es; so ist er (vermöge des er-
„sten Beweises) nicht rechtschaffen. —
Das ist ein Beweis; Und ein zweyter Be-
weis? Wenn doch Herr Basedow so gut
Sechster Theil. D seyn

seyn wollte, ihn in eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst, daß dieses Geschwätze auf den ersten Beweis hinausläuft; daß es weiter nichts ist, als der erste Beweis, auf den Religionspötker näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm, nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern er spottet.

Also der dritte Beweis: Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder groffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann seyn könne. Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn er die Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt. Auch dieses Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow hat sehr gut befunden, meine

meine Einwendung dagegen gar nicht zu verstehen. Ich sage nemlich: Hier ist die ganze Streitfrage verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion: keine Rechtschaffenheit seyn könne, sucht man nur, taliter qualiter so viel zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtschaffen handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem Satz die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion seyn. Herr Basendorf sagt selbst, es solle diesem Beweise der zweite Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweite Zusatz? „Der Mensch hat „eine natürliche Neigung zu denen Handlungen, die wenn sie aus dem rechten Grunde geschehen, rechtschaffen heißen. Aber „diese Neigung ist im hohen Grade schwach „und unzuverlässig. Warum ist sie so schwach und unzuverlässig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen,

das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverlässig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverlässig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basewitz sage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unsere Leidenschaften zu bemeistern &c. Das gebe ich zu. „Allein, habe ich damals schon erinnert, „kann es denn bey unsern Handlungen blos „auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? „Beruhet nicht weit mehr auf der Intensität derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, „den

„den ich lange und ernstlich nachgedacht habe;
 „den so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungen
 „gründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten
 „Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe?
 Wenn Herr Basedow das nicht versteht: so
 kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß
 ihm erlauben; so lange zu schwärzen als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwätze erregt un-
 dentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein
 Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes
 Wort sey; aber doch, meint er, habe Herr
 Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen.
 Und warum nicht? „Der Herr Hosprediger
 „sagt er, trägt im Nordischen Aufseher sein
 „System vor, und hat die Absicht nicht, allen
 „möglichen Chicanen eines Widersachers auszu-
 „weichen. Sonst hätte er allerdings ausdrück-
 „lich anzeigen müssen, ob er unter einem Man-
 „ne ohne Religion, einen solchen verstehe, der
 „gar keine hat; oder nur denjenigen &c. Kann
 man eine größere Absurdität sagen? Des-
 wegen, weil: der Herr Hosprediger sein Sys-
 tem

hem schreibt, darf er unter eben demselben Worte, bald das, bald jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meint Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweiten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wider einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblatts, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: „Der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: „ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.“

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Mann ohne Religion, bloß einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel zieht. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer

mer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas falsches (das ihm aber wahr scheine), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen, muß ich mich freylich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schade! Wollte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte!

G.

Hundert und siebender Brief.

Herr Cramern muß es also hier gegangen seyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine große Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftigt ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man kein Wort gegeben; das will man

halten: man dreht sich icht so, icht anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließ endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Versprochene bewiesen habe. Amphora coepit inflatui, currense rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! diesen grossen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seine Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfte. Der Voratz war vortreflich, und eines eifrig Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? O sie wird müssen; wir versprechen uns aufs beweisen. „Denn, sagt Herr Cramer, ein Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreit achtet, was man unter dem Namen

men

„men der Frömmigkeit begreift, ist — ein Lüg-
 „ner, muß ich sagen, wenn ich nicht streng,
 „sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst
 „gesteht, kein rechtschaffener Mann ge-
 „gen Gott zu seyn.“ Da steht der Beweis;
 und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr
 Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er sei-
 nen Beweis noch einmal: „Ein rechtschaffener
 „sucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pfliche-
 „ten der Religion; nun sucht ein Mann ohne
 „alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo —
 „Denn er hält sie für keine Pflichten:“ fällt ihm
 ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie
 „für keine? das ist etwas anders. So fällt mein
 „Beweis in die Brüche. Ich striche ihn gern aus,
 „wenn ich nicht alles austreichen müßte. Ich
 „muß sehen, wie ich mir helfe.“ — Geschwind
 schlägt er also die Bolte, und schießt uns für ei-
 nen Mann ohne alle Religion, einen Religi-
 onspötter, einen Dummkopf unter, der über
 Lehren spottet, die er niemals untersucht
 hat. — „Und so einer kann doch kein rechtschaff-
 „ner Mann seyn? — „Kein Mensch wird ihn
 dafür

dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, ist zu wenig: wie werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen Parodoro durchdringe? — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Parodoro in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtchaffenheit seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtchaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herrn Basedows.

— — Jovis summi causa clare plaudite! Wie gesagt: so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spikten, und corrente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mit dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnten, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wolte. Ich glaubte nemlich er

verstehe

verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disput's kaum zu reden erlaubt ist.

G.

Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen; Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Tronside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit dem Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darinn, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg, und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, so lange es den Erlöser nur von dieser Seite kennet, ein Socinianer sey. Folglich habe ich Herr Cramern zum Socinianern gemacht? O Herr Basadow! O Fogit!

Und

Und hören Sie nur, was er selber die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind, sagt er, ist zu der Zeit, da es Christum als einen Menschenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, so leugnet derselbe doch zugleich, daß er auch Gott und ein wahrer Versöhner sey, und nur durch das letzte verdienet er den Namen eines Socinianers. — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas anders, als eine Folge des Widerspruchs? Man frage so ein Kind, das Christum nur als einen Menschen kennet: war nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott! das wüßte ich nicht.“ — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach nicht doch; Papa, der mir so viel von ihm gesagt hat, hätte mir das sonst auch wohl gesagt.“ Nun leugnet das Kind. Nun ist das Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingefogen hat, aber von keinem Leuten weiß, die Christum für mehr als einen grossen und heiligen Mann halten, das also

mit

mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch gerathen können: das Kind ist kein Socinianer? Armselige Ausflüchte!

Westro Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik; ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müsse, nie eine Verstümmelung, eine Entkräftung der schweren Wahrheit, eine solche Herabsetzung derselben seyn müsse, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran, fahre ich fort, muß Westro Ironside nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat „können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser „seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, „dem Gott zur Belohnung seiner unschuldigen Kindheit, in seinem dreißigsten Jahre „mit einer so grossen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, „zum Lehrer aller Menschen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche „und

„und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst niemand außer ihm verrichten können. — In dieser Stelle habe ich, nach dem Herrn Basedow nicht mehr als zwey Verfälschungen begangen. Denn er fragt: Steht denn im Nordischen Aufseher etwas von einem Jahrlang? Werden daselbst die vortreflichen Eigenschaften des Heilandes, für eine Belohnung seiner unschuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erste Frage: Das Jahrlang ist freylich mein Zusatz, aber ich sollte meynen, ein so billiger Zusatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wissen sollte. „Ein Kind, sagt Herr Basedow, ist früher fähig zu fassen, daß der Heiland ein gehorsames Kind, ein weiser und unschuldiger Mann, ein großer Lehrer, Wunderthäter und Menschenfreund war, als es seine Gottheit und Erlösung fassen kann.“ Wie viel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntniß des Kindes mehr als menschlich zunehmen; oder der Uebergang von dem einen Satze zu dem andern muß sehr gering und leicht seyn. Ich Abscheu der Welt! Ich sehe nur ein Jahr

Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte sezen können.

Antwort auf die zweyte Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufseher den Zestor Ironside seinem kleinen Arthur sagen, daß die vortreflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner tugendhaften Kindheit gewesen wären. Zestor, sagt er, habe ihn erzehl, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam das Kind Christus gewesen sey. „Und darum, läßt „er ihn fort fahren, darum hätte er auch täglich „an Weisheit und Gnade vor Gott und Men- „schen zugenommen; er wäre die Freude, das „Wohlgefallen und die Bewunderung aller seiner „Freunde und Bekannten geworden, und Gott „hätte ihn endlich, nachdem er seine unschuldige „Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der „Armuth und dem Mangel seiner Aeltern zurük „gelegt hatte, in seinem dreyßigsten Jahre mit „einer so grossen Weisheit ausgerüstet &c... Das ist eine zusammengesetzte periodus consecutiva, und das Darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derselben gezogen werden.

Wenn

Wenn ich also lese: Darum weil er ein so unschuldiges, lehrreiches, frommes, gehorames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem dreyßigsten Jahre mit so grosser Weisheit aus &c.: so habe ich hoffentlich nicht falsch construirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreyßigsten Jahre ausgerüstet ward; auch anders haben können, als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja sonst nichts anders von Christo?

G.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XXIII. Den 5. Junius 1760.

Hundert und neunter Brief.

„**W**arum verschweigt der Criticus die Rechtfertigung, die Herr Cramer seinem „Mathe (einem Kinde den Erlöser, vors erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) „wahrlich um schwächerer Personen „willen, als ein Journalist feyn sollte, in demselben funfzigsten Stücke zugesügt hat? — So „fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus blosser Lücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ist sie aus blossen Mitleiden verschwiegen habe.


Denn wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der „Offenbarung eine Anleitung zu einer vor:
Sechster Theil. 3 „füge

„züglichen Art des Unterrichts in diesen uns so
 „nothwendigen und unentbehrlichen Lehren, und
 „war so wohl in der vortreflichen Rede, die
 „Paulus vor den Atheniensen, als in der Schutz-
 „rede, die er vor dem Landpfleger Felix und dem
 „Könige Agrippa hielt. In beyden redet er
 „von Christo: aber auf eine solche Art, die uns
 „lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten
 „müsse, die noch gar keine Erkenntnisse von seiner
 „erhabenen und herrlichen Person haben. Er
 „schwieß mit einer bewundernswürdigen Weis-
 „heit in dem ersten Unterrichte, den er den Athe-
 „isten gab, von den schweren and tiefften Ge-
 „heimnissen des Christenthums. Er fieng damit
 „an, daß er ihnen einen Begriff von der Gott-
 „heit bezubringen suchte. Die Schöpfung und
 „Regierung der Welt von Gott, und seine Vor-
 „sehung, die Schuldigkeit ihn kennen zu lernen,
 „und seinen Gesetzen zu gehorchen, und das künf-
 „tige Gericht durch einen Menschen, den er
 „dazu ersahen, und deswegen von den Todten er-
 „weckt hätte, waren die ersten Lehren, die er ih-
 „nen verkündigte: und er wählte sie offenbar des-
 wegen,

„wegen, weil sie schon einige obgleich falsche
 „Begriffe davon hatten. So wenig sagt er das
 „erstemal von Christo, ob er gleich genug sagte,
 „ihre Neubegierde und Aufmerksamkeit zu reizen.
 „Lehren von einem tiefern Inhalte würden eine
 „ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und
 „ihren Verstand nicht sowohl erleuchtet, als ver-
 „blendet haben. Man sieht diesen grossen Lehrer
 „der Völker in seiner Schugrede vor Felix und
 „Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und
 „ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt
 „dasjenige aussuchen, was von einem noch unun-
 „terrichteten Verstande am leichtesten gefaßt wer-
 „den konnte. Er machte ihnen Christum, wel-
 „ches besonders merkwürdig ist, zuerst nicht als
 „einen Versöhner, der für die Menschen eine voll-
 „kommene Genugthuung geleistet hätte, sondern
 „als den Lehrer des menschlichen Geschlechts be-
 „kannt, als den, der verständigen sollte ein Licht
 „dem Volke Israel und den Heiden.

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow
 von den Seinigen hinzu) „ist vollkommen gründe-
 „lich, und dem Criticus zu stark, als daß er ihrer

„erwehnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß
 „das Apostolische Exempel deswegen, weil Heiden
 „und Juden Meinungen hatten, die den Ge-
 „heimnissen des Christenthums gerade entgegen
 „gesetzt waren, einem stufenweise zunehmenden
 „Unterrichte der Kinder nicht zur Rechtfertigung
 „dienen könne. Denn erstlich erhellet doch so
 „viel daraus, daß es nicht keckerisch sey, von
 „Christo anfangs dasjenige zu sagen, was weni-
 „ger wunderbar ist, und vors erste von dem
 „Schweren und Geheimnißvollen zu schweigen.
 „Zweytens ist das Unvermögen kleiner Kinder,
 „den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen,
 „gewiß eine eben so wichtige Ursache dieser Lehr-
 „art, als die Vorurtheile der Juden und Heiden.

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf
 diesem Einwurfe, den er sich selbst macht, und
 selbst beantwortet, bestehen . Und warum
 nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unstreitig vor-
 aussetzet, an der ich mir die Freyheit nehme,
 noch sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die
 ich schlechterdings leugne. Und welches ist diese
 Kleinigkeit? Nur diese; daß Paulus bey besag-
 ten

ten Gelegenheiten besagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den Atheniensern. * Der Apostel wird vor Gerichte geführt, und er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekant gewesen sey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte: Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebet er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun; diese Worte sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte; und nun ist er auf einmal mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann,

in welchen es beschlossen hat, und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Todten, da hatten etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Es waren theils Epikurer; theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten; die Stoiker wurden kalt: jene lachen; diese gähnen; keiner besteht auf seiner Anklage, und also gieng Paulus von ihnen. Nun frage ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten. Es ist ja offenbar nichts mehr, als der bloße Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihm nicht mehr hören, als er nun eben anf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsetzlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wozu man uns

uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus; lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben, nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdboden richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem Manne einen Menschen; aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm selbst am besten bewußten Emphasis *, den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bey unsern Exegeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ausgehen will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche

*. Apostelg. II, 22.

heit des Herrn Hospredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf den Märkte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusehen können; Etliche aber der Epicurer und Stoiker, Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das macht, er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es scheint als wolle er neue Götter verkündigen; das machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jesu verkündigt.“ Nichts kan deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schliessen Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war den der Apostel den Atheniensern gab; und zweitens weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kan man den Herrn Cramer an diesem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade d

Geg

Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein vergrößerungsglas, was er mit bloßen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen nur einen einzigen Mann anzuführen, dessen exegetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr außer Zweifel gesetzt ist, als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Zeumiann. Herr Basedow sey so gut, und lese dieses würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apostelgeschichte, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmidt, und Franciscus Fabricius

von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und
 sagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Bey-
 „fall geben, wenn sie glauben, es habe Paulus die-
 „se Rede an die Professoren der Stoischen und
 „Epicurischen Weisheit gehalten, und daher
 „die Lehren der Vernunft von Gott oder der phi-
 „losophischen Theologie vornehmlich vorgetragen.
 „Der letztere, Fabricius, will auch die Klugheit
 „unsers heiligen Redners zeigen, und suchet sie
 „auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott
 „Abrahams, Isaacs und Jacobs genennet, auch
 „seine Lehren nicht aus den Propheten, sondern
 „aus heidnischen Poeten, bestätigt, wie auch Jesu-
 „sum nicht einmal mit Namen genennt habe. Wie-
 „unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf
 „diese Weise Paulus fast eben die Klugheit bey-
 „gelegt, welche die Jesuiten in China ausüben,
 „deren Befehrungsklugheit von ihren eigenen Reli-
 „gionsverwandten gemisbilliget wird? — Was sa-
 „gen Sie zu dieser Stelle? Der Doctor will von keiner
 Befehrungsklugheit wissen, die der Hospredig-
 ger eine bewundernswürdige Weisheit nennt.
 Er schwieg mit einer bewundernswürdigen
 Weisheit

Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensen gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Atheniensen gab; und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus sey der Sohn Gottes.“ „Die Spötter nannten Jesum einen neuen und „fremden, das ist, bisher unerhörten Gott. „Sie sagten neue Götter, und meinten doch „nur den von Paulo gepredigten Jesum. Diese „Art zu reden ist gewöhnlich, wenn man indefinite redet u. Eben so ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte *πιστιν καταχρει' πασιν* durch, die Glaubenslehren „allen Menschen vortragen, und sie belehren, „daß,

* S. dessen Erklärung des neuen Testaments, Seite 246 des sechsten Theiles.

„daß, die Seligkeit zu erlangen, der Glaube an
 „Jesus das einzige Mittel sey. Er sagt nicht,
 daß der Apostel den Atheniensern nur deswegen
 von einem künftigen Gerichte durch einen Mann
 den Gott dazu erschen, geprediget, weil dieses
 eine Lehre gewesen sey, von welcher sie schon einige
 obgleich falsche Begriffe gehabt hätten: sondern
 er sagt, daß es deswegen geschehen sey, weil
 Paulus durch diese drohende Vorstellung des Ge-
 richts, seine Zuhörer aufmerksam machen, und
 bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner gött-
 lichen Gesandtschaft von ihm verlangen möchten.
 „Diesen Beweis, fährt der Doctor fort, würde
 „er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn sie
 „nicht bald darauf mit spöttischem Schreyen ihm
 „in die Rede gefallen wären, und dieselbe zu be-
 „schließen, ihn genöthigt hätten &c.

Nun von des Apostels Schugrede vor dem
 Landpfleger Felix: — Auch in dieser ist nicht die
 geringste Spur von der didaktischen Klugheit,
 welche die Methode des Herrn Cramers ent-
 schuldigen soll. Und wie könnte es auch? Pau-
 lus hat darinn nichts weniger als die Absicht zu
 unter-

unterrichten, und seiner Lehre Proselyten zu schaffen: sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeigt aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sey, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verläumdete werde; darum nemlich, weil er nach diesem Wege, den sie eine Secte heissen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben steht im Gesetze und in den Propheten. Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngefähr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu grössern Geheimnissen vorzubereiten, sondern bloß um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er

er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen: so würde er gerade das Gegentheil derselben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geschichtschreiber fort, Kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fordert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Christo. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrock Felix und antwortete: Gehe hin auf dismal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christo, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschrocken sie, nicht diese, unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden: sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit drang, das schreckte sie ab.

Über

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut seyn müssen, daß mir nicht etwas Hartes gegen den Herrn Cramer entfähret. Seine ganze Theologie, mußte ihn verlassen haben als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum dem Agrippa, zuerst nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene Gnugthuung geleistet hatte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden.“ Das ist ja arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Messias übereinkam; also ein Mann, dem er nicht erst beweisen darfte, daß Gott durch die Propheten einen Messias versprochen habe; sondern den er bloß überführen mußte, daß Jesus der versprochene Messias sey. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeungen, der Messias werde leiden müssen, werde der erste unter denen seyn, die von den

den Todten auferstehen, diese Prophezeungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genußung des Messias hier so wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen; alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einen Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: Daß Christus sollte leiden, und der Erste seyn aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr Basedow vollkommen gründlich, und mir zu stark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus bloßem Mitleiden nicht erwähnt.

G.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XXIV. Den 12. Junius 1760.

Hundert und zehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu sagen, und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet: so kann er sie nirgends finden, als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologischer Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Project muß nicht allein für sich selbst practicabel seyn, sondern die Ausführung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können.

Sechster Theil.

Na

Weg.

Beides vermisse ich an dem Projecte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht practicabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweytens streitet das Cramersche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will ist nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschieht: Glaubest du zc. mehr saget, als: Willst du mit der Zeit glauben zc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow, folgendes

zu überlegen, bitten. Als ich in dem Lutherschen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu seyn schien, der die strenge Orthodorie seinen guten Absichten opfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Exegeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit seyn, damit verglich: war es nicht sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabey einfielen, „die sich mit einer „lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume „begnügen, und allem Verdachte der Freydenkeren ausweichen, wenn sie von der Religion „überhaupt nur sein enthusiastisch zu schwärmen „wissen. Weder Herr Basedow, noch Herr Cramer, wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten ist die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle; so muß ich seine Auslegung für eine Calumnie erklären,

an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „auch
 „der Nordische Aufseher hat ein ganzes
 „Stück dazu angewandt, sich diese Mine der
 „neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben &c.
 Ist denn dieses eben so viel, als wenn ich ge-
 sagt hätte: Auch der Nordische Aufseher
 ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich
 rede ja nur von einer Mine, die er sich geben
 will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Mine
 aus eben der Ursache geben will, aus welcher
 sie jene führen. Jene führen sie, um ihre
 Freydenkeren damit zu maskiren; und Er will
 sie annehmen, vielleicht, weil er glaubt, daß
 sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine
 neue Mode aus einer gewissen Bedürfnis ent-
 sprungen ist, haben darum alle, welche dieser
 Mode folgen, die nehmliche Bedürfnis?
 Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen,
 einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher
 Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, ver-
 anlaßt hat?

G.

Hun-

Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klobstock, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück, sagt Herr Basedow, „von einer dreysachen Art über „Gott zu denken, dessen Verfasser der Hr. Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten sehr „feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich „das Klopstockische Siegel nicht darauf gesehen „haben, wie auf andern Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung redet. — Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es bloß deswegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortreflich halten sollen? Hätte ich schließen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat;

so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock, heißt es an einem andern Orte, so gewogen der Criticus sich demselben auch anstellt &c. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne dem Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht schaden; er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Nein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichts. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit samt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren?
 So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich
 ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie
 glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedach-
 ten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie
 wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich,
 daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu
 denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn
 darinn liegen, daß er das Denken nennet, was
 andere Empfinden heißen. Das räumt Herr
 Basedow ein, und fragt bloß: „Ob man denn
 „über alte Dinge etwas neues sagen müsse? Und
 „ob denn Herr Klopstock nicht das Recht ge-
 „habt habe, das Wort Denken anders zu nehmen,
 „als es in der üblichen Sprache einiger Systeme
 „genommen werde? Ich selbst habe ihm dieses
 Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum,
 auf welchen er dadurch verfallen ist, protestirt,
 als worinn mein zweyter Einwurf bestand. Er
 sagt nehmlich: daß man durch die dritte Art über
 Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm
 kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm
 und schwach wäre, das, was wir bisher dachten,

auszudrücken. Ich sage: Keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abjurathen gewesen, den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder ihn vielmehr zu erklären.“ Das gesteht Herr Basedow, und doch sankt er mit mir. Ja, freylich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf den gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzu deutlich; und ich dachte, ich hätte es auch nur allzu deutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich verdanke es dem Verfasser sehr, daß er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Dieses Er war nicht unnöthig in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht unnöthig mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird

wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Zudemanns den Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren lählen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu stat-
ten konnte.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wa-
ren so voller Empfindung, daß man oft gar
„nichts dabey empfinde. Herr Basedow hinge-
gen sagt von dem Liede, von welchem damals
vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich
„dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie die
„folgende Strophe.

Jesus, Gott wird wiederkommen.

Ach laß uns dann mit allen Frommen.

Erlöst zu deiner Rechten stehn!

Ach du müßest, wenn in Flammen

Die Welt zerschmilt, uns nicht verdammen!

Laß alle kämpfen dich zu sehn!

Dann setz auf deinen Thron

Die Sieger, Gottes Sohn,

Hosianna!

Zur Seeligkeit

Nach uns bereit,

Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist; so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Socrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstock'schen Lieder, ein bloßer witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Grade sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg, und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabey

ben gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind; daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Lessings schönen Fabeln urtheilen wollte, sie wären so wichtig, daß sie oft ganz oberwiegend darüber würden.“ Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als wichtig sind!

G.

Hundert und zwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Lieblosigkeiten, mit Verleumdungen um sich; und der Hamburgische Anzeiger sagt, daß
ein

ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunter zu setzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geschwür lücken, daß sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der nordische Aufseher in seinem sieben und dreysigsten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meyne folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie sich doch, bey dem
 „Schlusse des ersten Theils ihrer Blätter, in
 „Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch
 „nicht gesehen, so oft ich sie auch auf unsern
 „Spaziergängen aufgesucht habe, und ich habe
 „ein scharfes Gesicht. Gewis Sie entziehen sich
 „dem Publico allzusehr. Dennoch getraue ich
 „mir, Sie vollkommen zu treffen. Das verspre-
 „che ich: Ihr Portrait soll keinem in der Biblio-
 „thek der schönen Wissenschaften etwas nachge-
 „ben. Ein altes saures Gesicht mit Fingeln, wie
 Gel-

„Gellert und ein anderer Dichter; tieffinnig;
 „schief; auch ein wenig mürrisch; denn im Schat-
 „ten bin ich starr. Nicht wahr? Ich warte nur
 „auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grab-
 „stichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist
 „schon fertig. Ich mache auch Inscriptionen in
 „Prosa und Versen, wenn Sie sie haben wollen.
 „Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen, daß
 „er Ihr Bild dem Werke, ohne Ihr Wissen
 „nicht vorsehen will. Aber der wunderliche
 „Mann! Er soll nicht dabey zu kurz kommen;
 „das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben.
 „Nur muß er meine Mühe nicht umsonst verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ste-
 „cken: Ich kenne eine etwas betagte reiche Witt-
 „we, welche alle Augenblicke bereit ist, sich in
 „Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie
 „ich Sie zeichnen will. Die Frau sieht nicht
 „übel aus. Sie sind doch noch Wittwer?
 „Ich bin Mein Herr

Ihr unterth. Diener
 Philip Kauf.

Kupferstecher.

Ich

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupferstecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der schönen Wissenschaften gemacht hat, wirklich Kanke heißt, ob diesem Briefe das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sah, daß sich ein Mann, wie der Lordische Aufseher, der von nichts als Religion und Nüchternheit schwätzt, da es seiner Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satyre abzugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte. Gesetzt der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der sie so eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austheilen, darf ich wohl wissen, wie ich zu diesem Brandmahle komme? Es ist wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits gestochen; aber nicht aus freyem Willen, sondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von dieser Beschäftigung lebe. Ich habe mein Bestes gethan. Allein man hat mir ein schlechtes Gemählde geliefert, daß ich nichts besseres daraus habe machen können.

„Ich

„Ich sage Ihnen, daß alle die Fehler, die sie in
 „meinem Stiche tadeln, in dem Gemählde gewe-
 „sen sind; und daß ein Kupferstecher keinen Feh-
 „ler des Gemähldes nach Gutdünken verbessern
 „kann, ohne in Gefahr zu seyn, die Ueähnlichkeit
 „auf einmal zu vernichten. Was weiß ich, ob
 „Herr Gellert ein Adonis ist, oder ein saures
 „Gesicht mit Runzeln hat? Was weiß ich, ob
 „der andere Dichter (den ich nicht einmal gesie-
 „hen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir
 „Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie ge-
 „mählt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich
 „meinen, hätte ich doch immer noch einen Sti-
 „chel gezeigt, der fester und kühner ist, und mehr
 „verspricht, als daß er eine so öffentliche Beschim-
 „pfung verdient hätte. Doch dem sey wie ihm
 „wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste
 „Kupferstecher wäre, warum gehen Sie aus den
 „Schranken des kritischen Tadelns? Warum muß
 „ich noch etwas schlimmeres als der elendeste
 „Kupferstecher, warum muß ich ihr Kuppler
 „seyn? Muß ich ihr Kuppler seyn, weil ihre
 „Freunde das Unglück durch mich gehabt haben,
 „nicht

„nicht so schön und artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken?“
„Dieses einzige frage ich Sie: muß ich, darum
„ihr Kuppler seyn? — Wenn, sage ich, der
Künstler zu dem Aufseher so spräche; was könnte
der fromme, redliche, großmüthige Mann ant-
worten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen
Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, so-
bald einer von ihnen, entweder Herr Cramer,
oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz
hat, sich in diesem Pasquille zu bekennen.

G.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XXV. Den 19. Junius 1769.

Hundert und dreyzehnter Brief.

Einem Schriftsteller tadeln, ist eine Beleidigung. Sollte nicht einen andern loben, weit grössere Beleidigung seyn? Ich müßte die Schriftstellereitelkeit wenig kennen, wenn ich hieran zweifeln könnte. Wollte man nun den bösen Gott der Dummheit nur in etwas schonen; so müßte man sparsam im Loben seyn, und Mine machen, als wenn man auch an dem besten Schriftsteller etwas auszusetzen fände? Verständige wissen schon daß man öfters einen Unschuldigen mit der Ruthe streichen muß, wenn ein geprügeltes Kind zu schmolten aufhören soll.

Sie können nicht glauben, was das Beurtheilen für eine unangenehme Beschäftigung ist, wenn man nichts als zu tadeln findet,

Sechster Theil.

B b

und

und gleichwol aus jedem Tadel einen verdrießlichen Streit entstehen siehet. Man müßte alle Geduld verlieren, wenn nicht dann und wann das Vergnügen zu loben wieder aufzumuntern sollte; aber wie selten kann man sich dieses Vergnügen machen? — Ich lief seit einigen Tagen die Menge Denigkeiten durch, die uns die Leipziger Messe hergegeben, um Ihnen das Merkwürdigste mitzutheilen, und fand ein Schriftchen von vier kleinen Bögen, das mit ungemeinem Witz geschrieben ist. Es führet die etwas feltfame Aufschrift: Socratiche Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, zusammengetragen von einem Liebhaber der langen Weile. Mit einer doppelten Aufschrift an Niemand und an Zweem. * Die Schreibart hat viel Aehnlichkeit mit der Winckmannschen. Derselbe könnigte aber etwas dunkle Styl, derselbe seine; und ledle Spott, und dieselbe vertraute Bekandschaft mit dem Geiste des Alterthums, insbesondere werden Sie bemerken, daß unser Verfasser die naive

Sanne

* Amsterdam 1759.

Faune des Socrates sehr glücklich gefaßt hat. Die Schilderung die er von dessen Charakter macht, scheint nach dem Leben zu seyn.

Die Zween, denen die zweite Zusehrift gewidmet ist, sind Freunde des Verfassers, ein Paar Unbether des Publicums, wie er sich ausdrückt, die er durch diese Pillen von dem Dienste der Eitelkeit zu reinigen wünschet. „Was ein gemeiner Leser nichts als Schimmel sehen möchte, spricht er, wird der Affect der Freundschaft Ihnen, meine Herren, in diesen Blättern vielleicht ein mikroskopisch Wäldchen entdecken.“ Ich bin einer von den gemeinen Lesern, und glaube dennoch ein sehr anmuthiges Wäldchen entdeckt zu haben, ob ich gleich gestehe, daß mit manche Stelle dunkel scheint, dazu vielleicht die Zween das Mikroskop in Händen haben. — „Ich habe über den Socrates, fährt er fort, auf eine socratische Weise geschrieben. Die Analogie war die Seele seiner Schlüsse, und er gab ihnen die Ironie zu ihrem Leibe. — Socrates war, meine Herren, kein gemeiner Kunsttrichter. Er unterschied

„in den Schriften des Heraclitus, dasjenige;
 „was er nicht verstand, von dem, was er
 „darin verstand, und that eine sehr billige und
 „bescheidene Vermuthung von dem Verständ-
 „lichen auf das Unverständliche. Bey dieser
 „Gelegenheit redete Socrates von Lesern,
 „welche schwimmen könnten. Ein Zusam-
 „menfluß von Ideen und Empfindungen in
 „dieser lebenden Elegie vom Philosophen,
 „machte desselben Sätze vielleicht zu einer
 „Menge kleinern Inseln, zu deren Gemein-
 „schaft Brücken und Sähren der Methode
 „fehlten.“ Richtiger, kan man von den
 grossen Wahrheiten, und unzuverlässigen Be-
 weisgründen des Socrates nicht urtheilen!

In der Einleitung redet der Verf. von der
 philosophischen Geschichte. „Weil Stanley
 „ein Engländer, und Brucker ein Schwabe
 „ist; so haben beyde die lange Weile des Publi-
 „cums zu ihrem Ruhme vertrieben; wiewohl
 „das Publicum auch für die Gefälligkeit, womit
 „es die ungleichen Fehler dieser Nationalschrift-
 „steller übersehen, gelobt zu werden verdient.

Des

Des Landes, fährt er fort, ein Autor von
 „encyclopiſchen Wiſſe, hat eine chineſiſche
 „Eaminpuppe für das Cabinet des galicani-
 „ſchen Geſchmacks hervorgebracht. Der
 „Schöpfer der ſchönen Natur ſcheint die
 „größten Köpfe Frankreichs, wie Jupiter
 „ehemals die Cyclopen zur Schmiede der
 „Strahlen und Schwärmer verdammt zu
 „haben, die er zum tauben Wetterleuchten
 „und ætheriſchen Feuerwerken nöthig hat. —
 „Ich glaube unverläßig, daß unſere Philo-
 „ſophie eine andere Geſtalt nothwendig ha-
 „ben müßte, wenn man die Schickſale dieſes
 „Namens oder Worts, Philoſophie, nach
 „den Schattirungen der Zeiten, Köpfe, Ge-
 „ſchlechter und Völker, nicht wie ein Gelehr-
 „ter oder Weltweiſer ſelbſt, ſondern als ein
 „mißiger Zuſchauer ihrer olympiſchen Spiele
 „ſtudiert hätte, oder ſtudieren könnte. Wie ſeltſam!
 „So iſt ein mißiger Zuſchauer, der dieſe olympi-
 „ſche Spiele ſo ſtudiert hat, kein Gelehrter? kein
 „Weltweiſer? Man kann einem Geſchichtſchreiber,
 „der Philoſophie ſchwerlich die Unpartheylichkeit

manthen, die man von einem bürgerlichen Geschichtschreiber fordert. Die Begebenheiten, die der erste erzählen soll, interessieren ihn allezeit mit, und er ist entweder nicht unterrichtet, oder hat Partie ergriffen. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß unsere philosophische Geschichte, immer noch einer Geschichte der Weltweisen ähnlicher sieht, als einer Geschichte der Weltweisheit.

Von den Denkmälern des Alterthums, die verloren gegangen, sagt der Verfasser: „Wenn kein junger Sperling ohne unsern Gott auf die Erde fällt: so ist kein Denkmal alter Zeiten für uns verloren gegangen, das wir zu beklagen hätten. Sollte seine Vorsorge sich nicht über Bücher erstrecken, da Er selbst ein Schriftsteller geworden, und der Geist Gottes so genau gewesen, den Werth der ersten verbotenen Bücher anzugeichnen, die ein frommer Eifer unserer Religion dem Feuer geopfert? Wir bewundern es an Pompejus, als eine kluge und edle Handlung, daß er die Schriften seines

Feindes

* Apostelgesch. XIX. 19.

• 2. Tim. IV, 13.

„selben, als in Platons, bey deren Lesung er
 „gesteht, und gefragt haben soll: Was hat
 „dieser lange Mensch im Sinn aus mir
 „zu machen? — Wenn ich nur so gut als Si-
 mon der Gerber meinen Held verstehe!“ —

Der Socratiche Unterricht ist jederzeit
 mit den Hebammenkünsten verglichen wor-
 den. Diesen Begriff will der Verf. in dem
 ersten Abschnitte entwickeln. „Wie der
 „Mensch, spricht er, nach der Weisheit
 „Gottes erschaffen worden, so scheint der
 Leib eine Figur oder ein Bild der Seele zu
 „seyn. Wenn uns unser Geheim verholen
 „ist, weil wir im Verborgenen gemacht, weil
 „wir gebildet werden unter der Erde; wie
 „viel mehr werden unsere Begiffe im Verbor-
 „genen gemacht, und können als Gliedmaaf-
 „sen unseres Verstandes betrachtet werden.
 „Daß ich sie Gliedmaassen des Verstandes
 „nenne, hindert nicht, jeden Begriff als eine
 „besondere und ganze Geburt selbst anzusehen.
 „Socrates war also bescheiden genug: seine
 „Schulweisheit mit der Kunst eines alten
 „Weis-

„Weißes zu vergleichen.“ Der Gedanke ist völlig in dem Socratischen Sinn aber wie mich dünkt, von dem Verf. nicht in seinem vorthellhaftesten Lichte gezeigt worden. Unser Lernen, behauptete Socrates, sey nur ein bloßes Erinnern, denn der Same aller Begriffe, die wir erlangen, liegt von je her in der Seele, und wartet nur auf die Gelegenheit, die sein Aufkommen befördert, so wie die Frucht im Mutterleibe schon die Grundbildung des künftigen Mannes enthält, und nur die Hand der Zeit und Gelegenheit erwartet, um sich in größere Theile auseinander zuwickeln. Dieses zu beweisen, verrichtete er einst einen Hebammen dienst bey den Knaben seines Wirths und lockte durch bloßes Fragen einen tiefsinnigen mathematischen Satz aus dem Munde eines Unwissenden, der kaum wußte, was Länge und Breite sey. Er war also nicht bescheiden, sondern nach seiner Lehrmeinung aufrichtig genug, seine Schulweisheit mit der Hebammenkunst zu vergleichen.

Ueber die hebloße Beschuldigung einiger Men-
 ern, davon man weder in der Auflage des Any-

aus, noch in dem aristophanischen Masquill, die
 mindeste Spur findet, erklärt sich der Verfasser
 folgendergestalt: „Bei der Bildhauerkunst, in
 „welcher Socrates dargestellt worden, war sein
 „Blick an der Schönheit und ihren Verhältni-
 „ßen so gewöhnt und geübt, daß sein Geschmack
 „an wohlgebildeten Jünglingen aus nicht befrem-
 „den darf. Wenn man die Zeiten des Heiden-
 „thums kennt, in denen er lebte; so ist es eine
 „thürliche Mühe ihn von einem Laster weis zu
 „brennen, das unsere Christenheit an Socrates
 „übersehen sollte, wie die artige Welt an einem
 „Lafontaine die kleinen Romanen seiner Leiden-
 „schaften, als Schönflecken seiner Sitten. —
 „Daß er das ihm beschuldigte Laster gehabt,
 „wissen wir aus seinem Eifer gegen dasselbe, und
 „in seiner Geschichte sind Merkmale seiner Un-
 „schuld, die ihn beynahe losprechen. Man kann
 „keine lebhafteste Freundschaft ohne Einlichkeit fin-
 „den, und eine metaphysische Liebe sündigtet viel-
 „leicht gröber am Menschen, als eine thieri-
 „sche an Fleisch und Blut. Socrates hat also
 „keinen Zweifel für seine Lust an einer Harmonie
 der

„der äußerlichen und innerlichen Schönheit, in
„sich selbst leiden und streiten müssen.“

Ein Hauptzug in dem Charakter des Socrates
ist seine vorgeliebte Unwissenheit. Kriton soll
die Kosten hergegeben haben, ihn von einer ansehn-
lichen Anzahl von Lehrgängern und Lehrmeisterinnen
unterrichten zu lassen, und gleichwol blieb Socras-
tes seinem eigenen Vorgeben nach, unwissend.
„Das Loos der Unwissenheit und die Blöße ders-
„selben, sagt unser angenehmer Schriftsteller,
„macht eben so unversöhnliche Feinde, als die
„Ueberlegenheit an Verdiensten und die Scham dar-
„von. War Socrates wirklich unwissend; so mußte
„ihm auch die Schande unwissend seyn, die vernünf-
„tige Leute sich ergräben, unwissend zu scheinen.“

Die Erläuterungen, die der Verfasser von diesem
sonderbaren Geständnisse des Socrates giebt,
sind so gründlich, so sehr in dem Charakter des
Socrates, daß sie einen vertrauten Schüler
desselben verrathen, der ihm sogar einen Theil
seiner glücklichen Unwissenheit abgelernt hat.
Ich muß heute wider meine Gewohnheit, flüchtig
abschreiben; ein andermal will ich Glossen machen,
wenn

Wenn ich einen schlechtern Autor vor mir habe. — Nachdem der Verfasser die Unwissenheit des Socrates mit dem Orakelspruche sowohl als mit der Ueberschrift des Tempels verglichen, und nach Anleitung der bekannten Apologie des Socrates, dargethan, daß ihn das Orakel nur deswegen den weisesten unter allen Sterblichen gedenket, weil er sich selbst kenne, und weiß; wie wenig er weiß; so fährt er fort, diesen Wahlspruch des Weltweisen aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, nemlich so, wie er sich dessen gegen die Sophisten seiner Zeit bediente.

„Wir wollen annehmen, heißt es, daß wir
 „einem Unbekannten ein Kartenspiel anböthen.
 „Wenn dieser uns antwortete: Ich spiele nicht;
 „so würden wir dieses entweder auslegen müssen,
 „daß er das Spiel nicht verstünde, oder eine Ab-
 „neigung dagegen hätte, die in öconomischen,
 „sittlichen oder andern Gründen liegen mag.
 „Gesezt aber ein ehrlicher Mann, von dem man
 „wüßte, daß er alle mögliche Stärke im
 „Spiel besäße, und in den Regeln sowohl,
 „als verbotenen Künsten bewandert wäre, der
 „aber

„aber ein Spiel niemals anders als auf den Fuß
 „eines unschuldigen Zeitvertreibs lieben und treiv
 „ben könnte; gesetzt dieser Mann würde in einer
 „Gesellschaft von feinen Betriegern, die für gute
 „Spieler gelten, und denen er von beyden Thei
 „ten gewachsen wäre, zu einer Parthey mit ihnen
 „aufgefordert. Wenn dieser sagte: Ich spiele
 „nicht; so würden wir mit ihm den Leuten ins
 „Gesicht sehen müssen, mit denen er redet, und
 „seine Worte ergänzen können: Ich spiele
 „nicht; nemlich, mit solchen als ihr seyd,
 „welche die Gesetze des Spiels brechen, und
 „das Glück desselben stehlen. Wenn ihr ein
 „Spiel anbietet; so ist unser gegenseitiger
 „Vergleich den Eigensinn des Zufalls für un
 „fern Meister zu erkennen, und ihr nennet die
 „Wissenschaft eurer Finger Zufall, und ich
 „muß ihn dafür gelten lassen, wenn ich
 „nicht will die Gefahr wagen, euch zu belei
 „digen, oder die Schande wählen, euch nach
 „zu ahmen. — In diese rauhe Töne läßt sich
 „die Meinung des Socrates auflösen, wenn
 „er den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit,
 „sagte:

„daß seine Unwissenheit vorher zu sehen, daß er nicht
 „so gut; wie Sokrates von der Welt kommen,
 „sondern eines schmachvollern und grausamern Lo-
 „des sterben würde, als der Vatermörder des
 „allerchristlichsten Königs, Ludewigs des
 „Vielgeliebten, der ein Urenkel Ludewigs des
 „Großen ist.“ — Plato läßt sich im zwey-
 „ten Buche seine Republik eine ähnliche Wü-
 „terkeit entfahren. Ein Gerechter von dieser
 „Beschaffenheit,“ legt er seinen Bruder Glau-
 „con in dem Runden, „steht in Gefahr, sein
 „sein Leben“ in beständigen Quaalen hinzubringen
 „gezeißelt, gefoltert, zu Fesseln geschmiedet,
 „seiner Augen beraubt zu werden, und end-
 „lich sein elendes Leben auf dem Stade zu be-
 „schließen, um dadurch zu lernen, daß man
 „nicht gerecht zu seyn, sondern nur zu scheinen
 „streben müsse u. s. w.

Ich wünsche, daß unser Verfasser sein Mi-
 niaturgemälde ins Große bringen wolle, da-
 mit die edlen Züge desto deutlicher werden, die er
 iht kaum hat anzeigen können.

B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

XXVI. Den 26. Junius 1760.

Hundert und vierzehnter Brief.

Ich habe wie Sie wissen, schon lange gewünscht, daß man von der Geschichte der Malerey, und der übrigen, die Zeichenkunst zum Grunde habende Künste, in deutscher Sprache nur wenigstens ein mittelmäßig gutes Buch hätte. Es sind in Deutschland viele Liebhaber dieser edlen Künste, aber nicht alle sind der ausländischen Sprachen kundig, und nicht alle können ihre Liebhaberey so weit erstrecken; daß sie alle in Italianischer, Französischer und Holländischer Sprache von der Geschichte der Malerey herausgekommene Werke sich anschaffen sollten. Viele können sich auch nicht, gleichsam ex professo mit der

Sechster Theil. Ec Sc

Geschichte der Malerey abgeben,² und wollten daher nur gern eine zuverlässige Nachricht von dem Leben und den Werken der berühmtesten Maler haben, von denen man so zu sagen täglich reden höret. Diesen wüßte ich sogar unter den ausländischen Büchern, außer dem *Nouvel Abregé* des Herrn d'Argenville nichts, nur mittelmäßig vollkommenes vorzuschlagen. Gleichwol ist dieses aus bey Quartanten bestehende kostbare Werk auch nicht vor jedermann. Sonst aber hat man in Französischer Sprache nichts allgemeines, außer den Werken des *Sarnis*, *Selibien* und *de Piles*, die aber wegen der fehlenden neuern und jetztlebenden Maler allzumal vollkommen sind. Im Italiänischen gewinnt das *Abecedario Pictorico* von *Scarlatti*. Die meisten andern Schriftsteller handeln bloß von Italiänischen Malern, ja einige, als *Malvasia*, *Lione Pascoli*, *Domenici* haben sich auf gewisse Provinzen von Italien eingeschränkt. Die Holländer haben, einige Uebersetzungen ungerichtet, meines Wissens nichts von der

der allgemeinen Geschichte der Maler; außer Vanmanders Schilderboek; welches aber allzu alt ist. Zoubraken, Weyermann und von Geol, haben bloß die Lebensbeschreibungen Niederländischer Maler beschrieben. Im Deutschen hat man den einzigen Sandrart, aber sein Werk ist nicht allein selten zu finden, sondern auch befangenmassen voller unnützer Ausschweifungen und Weitläufigkeiten, die manchen die Lust benehmen, zwey dicke Folianten durchzulesen, in welchem nichts destoweniger, alle, seit Ende des vorigen Jahrhunderts lebende Künstler fehlen. Also hat man eigentlich im Deutschen nichts, worin man sich in der Geschichte der Malerey Rathß erholen könnte, und was zugleich der Malerey, mehrere Liebhaber in Deutschland erwecken könnte; denn ich behaupte, daß sich bey uns die Liebhaber der Malerey merklich vermehren würden, wenn wir einige Lehrbücher in der Theorie und Geschichte derselben hätten, die einem Liebhaber seine ersten Bemühungen in etwas erleichtern könnten. Urtheilen Sie also von meiner Irrthum, als ich

vor einigen Monaten in verschiedenen gelehrten Berichten den prächtigen Titel fand: Allgemeine Künstlerhistorie oder berühmter Künstler Leben, Werke und Verrichtungen, mit vielen Nachrichten von raren alten und neuen Kupferstichen, beschrieben von Johann Wolfgang Knorr. Mit den Bildnissen vieler Künstler, Nürnberg, 1759. in Quart. Und zugleich Recensionen die dieses Werk ungemein anpreisen, und davon sogar als von etwas, dergleichen seit langer Zeit in Deutschland nicht erschienen wäre, redeten. Ich konnte nicht eher ruhen, als bis ich dieses Werk, ohnerachtet es noch nicht fertig war, von Nürnberg erhalten hatte. Aber wie groß war nicht gleich mein Erstaunen, als ich das Titelblatt aufschlug, um die darunter liegende Lage von Kupferblättern zu be-
sichtigen. Das oberste Blatt stellte den Martin Schön, Michael Wohlgemuth und Marcus Antonius vor, so abscheulich, daß sie nicht ungestallter seyn könnten, wann ein Bauer ihre Köpfe aus Holz geschnitzt hätte, daß sie seinen

Sim

Kindern zum Puppenspiele dienen sollten. Nun dachte ich, Herr Knorr ist zwar ein schlechter Kupferstecher, aber er kann vielleicht doch ein mittheilungsfähiges Buch von der Geschichte der Künstler geschrieben haben, aber nachdem ich es durchgesehen, so ist auch diese Hoffnung verschwunden. Die Absicht des Verfassers mag ganz gut gewesen seyn, aber es scheint ihm an vielen nöthigen Hülfsmitteln gekehrt zu haben. Insbesondere hat sein Werk gar keinen ordentlichen Plan, daß er sich also an sein Schreibepult gesetzt hat, ohne noch selbst recht zu wissen, was er schreiben wollte, er sagt zwar in der Vorrede: „Der Nutzen von diesem Vorhaben solle seyn, daß in einem Werke alle bey einander zu finden sey, was oft mit vieler Mühe oder wohl gar vergeblich gesucht wird.“ Aber ich finde dis in dem Werke selbst nicht, denn ich habe wirklich viele nöthige Dinge darin vermisst, die sonst auch in bekannten Büchern nicht eben so gar schwer zu finden sind. Der Verfasser aber muß, wie ich schon gesagt habe, seinen Plan selbst nicht recht eingesehen haben: Anekdoten und

neue Nachrichten will er nicht lesen, daß sieht man wohl; wolte er also aus andern Büchern das nöthigste insammeln tragen; so mußte er sich doch entweder vornehmen, bloß von den merkwürdigsten Künstlern zu handeln, dann hätten aber viele die er anführet, gänzlich wegleiben müssen. Wolte er aber von allen handeln: so würde seine Werk wenn er es so, wie er angefangen, fortsetzen wolte, zu einer ungeheuern Größe anwachsen, und in beyden Fällen ohnfehlbar das verwirrteste unter allen Geschichtsbüchern seyn, weil er schon vom Anfange anfängt, die Künstler aus allen verschiedenen Künsten, Jahrhunderten, Ländern und Schulen unter einander zu werffen, so daß es fast scheint, er habe von einem Künstler hin und wieder ein paar Worte aufgeschrieben, so wie er etwa den Sandrart, Vanmander oder Weyermann hin und wieder aufgeschlagen hat, ohne recht zu wissen warum; er hätte ja die Künstler nach den Schulen ordnen können, wie de Piles, oder nach der Zeitrechnung wie Harmis, oder nach dem Alphabet wie das Abecedario,

dann

dann ob er zwar meint, daß ein Register alles wieder in Ordnung bringen sollte; so kann er doch gewiß versichert seyn, daß durch ein Register nie werde in Ordnung gebracht werden können, was von Anfang an, tumultuarisch geschrieben ist.

Ich darf Ihnen nur die Namen der Künstler nennen, die er, so weit ich das Werk besitze, beschreibt, um außer Zweifel zu setzen, daß der Verfasser gar keinen Schatten der Ordnung sich hatte vorgestellt haben. Den Anfang machen ein paar Blätter mit der Aufschrift: Von der Kunst in Erz zu graben, oder der sogenannten Kupferstecherkunst, die unter andern ein Lob der Kupferstecherey enthalten, welches Herr Knorr nur ja nicht auf seine Bildnisse der Künstler ausdehnen mag. Hieraus folgen folgende Leben der Künstler: 1) Laurentius Costerus. 2) S. S. und 3) E. S. zwei alte unbekannte Meister, von denen Herr Knorr die Epoche der Erfindung der Kupferstecherey anhebt. 4) Martin Schön. 5) Isaac v. Mecheln 6) Martin,

ein sonst ziemlich unbekannter Kupferstecher aus dem funfzehnten Jahrhunderte. 7) Franz von Becholt. 8) Michael Wohlgemuth. 9) Albrecht Dürer der Ältere. 10) Albrecht Dürer der Jüngere. 11) Andreas Mantegna. 12) Marcus Antonius Raimondi. 13. 14) Johann und Hubert van Eyk. 15) Desiderius Erasmus. 16) David Joris. 17) Cornelius Antonius. 18) Jan de Goey. 19) Bernhard von Orlay. 20. 21) Dietz und Wouter Crabet. 22) Cornelius Antonisse, das ist eben der oben unter Nr. 17. 'angeführte Cornelius Antonius. Hieraus können Sie sehen, mit wie wenigem Nachdenken Herr Knorr zusammen schreibt. 23) Adrian van der Spelt. 24) Johann Bach; so nennt Herr Knorr, der überhaupt die Namen öfters verflümmelt, den bekannten Schüler Sprangers, Johann von Bladen. 25) Johann Snellinks. 26) Isaac Nicolai. 27) Adam van Dort. 28) Otto Varnius. 29) Jan de Waal. 30) Johann Wienlandt. 31) Adrian Wienlandt. 32)

Wille

Wilhelm Tienlandt. 33, 36) Abraham,
Cornelius, Heinrich, Adrian Blömært. 37)
Tobias Verhangt. 38) Michael Mirevelt.
39) Paul Morels. 40) Sebastian Franck.
41) Adam Elsheimer. 42) Heinrich Gaudt.
43) Lucia Francois. 44) Roland Savery.
45) Johann Savery. 46) Adam Willaerts.
47) Hart Jansse Druvestein. 48) Jakob
Wilhelm Delf. 49) Peter Paul Rubens.

Von allen diesen Künstlern ist etwas gesagt, aber
bey den meisten werden die kurzen Nachrichten
denjenigen, die diese Künstler sonst nicht kennen,
wenig nutzen, und jedem muß überdem in die Au-
gen fallen, daß viel große Künstler, anstatt vieler
ziemlich unberühmten, vorzüglich beschrieben zu
werden, verdienet hätten. Das einzige was in
diesem Bändgen nützlich ist, ist ein von S. 33
bis 92 gehendes Verzeichniß aller Kupferstiche und
Holzschnitte des berühmten Albrecht Dürers,
welche Herr Knorr nach der ansehnlichen Samm-
lung des Herrn D. J. G. Silberrads beschrie-
ben hat. Hievor wird dem Herrn Knorr ge-
wiß

wiß jeder Liebhaber der Malerey danken, aber das übrige ist auch um desto entbehrlicher, und ich rechne meinen obigen Wunsch, der kürzlich in Absicht auf die Theorie der Malerey, durch die Uebersetzung des Roger de Piles Cours de Peinture einigermaßen ist erfüllt worden, in Absicht auf die Geschichte der Malerey, noch für gänzlich unerfüllt. Durch dieses Werk, bin ich überhaupt auf alle Recensionen, die mit Lobsprüchen angefüllt sind, noch misstrauischer geworden, als ich vorher war.

Re.

Ende des sechsten Theils.

Bei dem Verleger ist zu haben:

- Euno J. C. Geistliche Aeder, 2ter Theil. gr. 8vo.
Hamburg, 759. 7 Gr.
- Creuchtriumph, oder besungener Sieg des gekreuzigten Ueberwinders und Erlösers Jesu Christi, 8vo. Hamb. 760. 4 Gr.
- Laertii Diog. de vitis dogmatibus & apophthegmari-
bus clarorum philosophorum. Libr. decem græce
& latine. 8vo. Lipsiæ. 759.
- Lardners Nath. von den Besessenen, derer im neuen
Testament gedacht wird, in vier Reden, über
Marc. 5, 19. 8vo. Brem. 760. 5 Gr.
- Beiträge zu den Denkwürdigkeiten Friedrichs des
Großen, jetzt regierenden Königs von Preussen.
8vo. Erst. und Leipzig. 760. 6 Gr.
- Wehner, M. G. A. der unermüdete und gesegnete
Nachfolger Jesu, 4to. Friedrichstadt, 760. 2 Gr.
- Raschigs C. E. Sammlung besonderer Kanzelreden
über einige Sonntagsevangelien und Episteln, 2ter
Theil, 8vo. Dresden, 760. 8 Gr.
- Du Culte des Dieux fétichés, gr. 12mo. 1760. 12 Gr.
- Examen des Critiques du Livre intitulé, de l'esprit.
gr. 12mo. Londres, 760. 12 Gr.
- Gordon. Discours historiq. & politiq. sur Salluste
II. Tom. gr. 12mo. 759. 1 Rthlr. 12 Gr.
- Hume

Londres. 760.

Relation de la maladie de la Confession de
la mort & de l'apparition du Jéuite Bertier,
gr. 12mo, 760. 2 Gr.

2 Gr.

REMARKS:

